



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

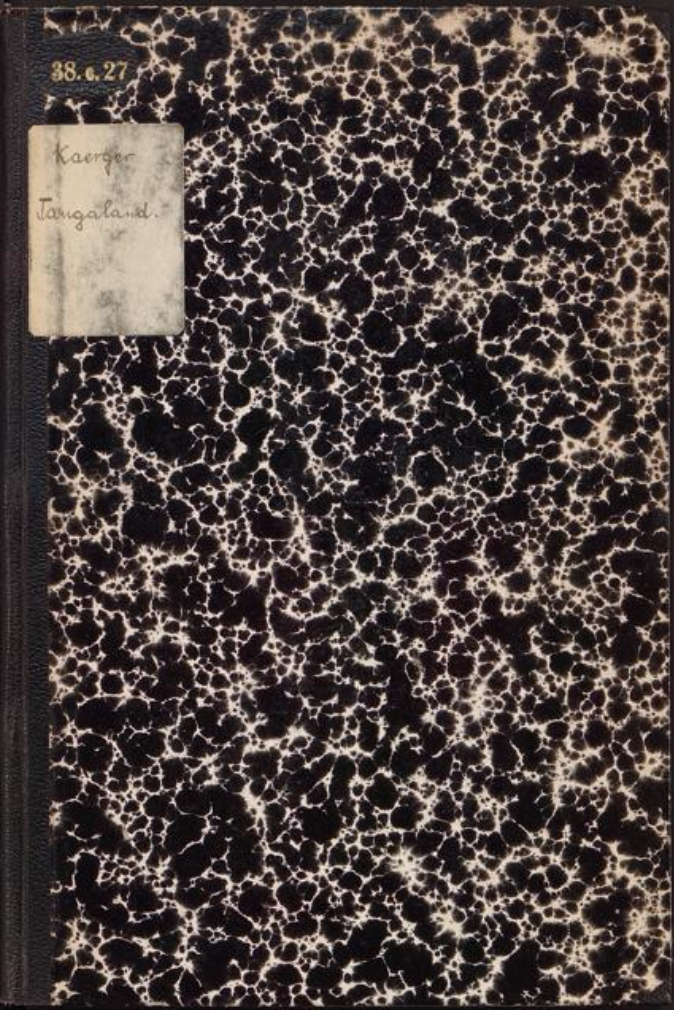
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Tangaland und die Kolonisation Deutsch-Ostafrikas

Kaerger, Karl

Berlin, 1892

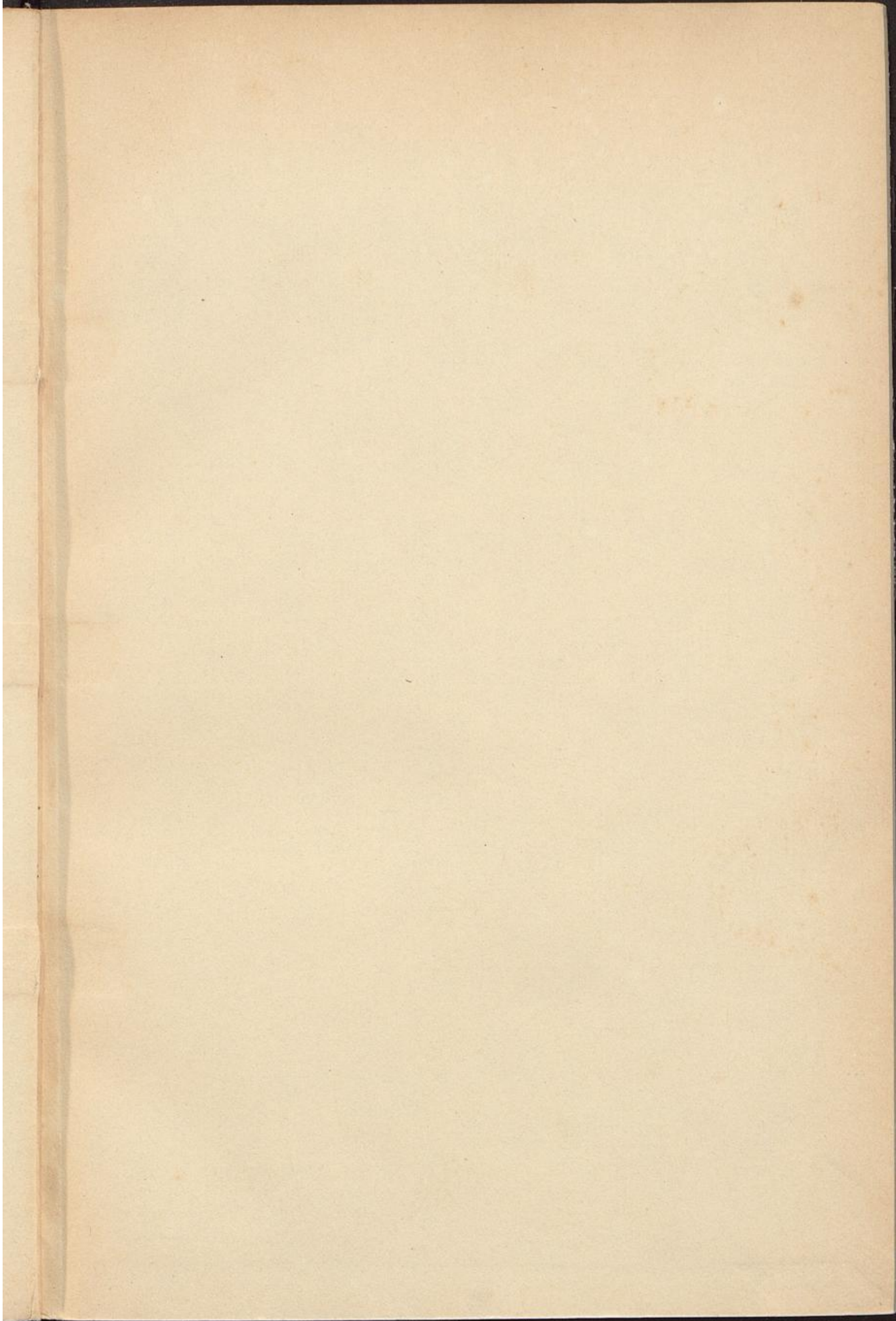
urn:nbn:de:gbv:46:1-13733



38.c.27

Kaerger
Tangaland.

38. c. 27.



24153/5

38c 27

3.5

Tangaland

und

die Kolonisation Deutsch-Ostafrikas.

Thatsachen und Vorschläge.

Von

Dr. Karl Kaerger

Privatdocent an der Königl. Landwirthschaftlichen Hochschule
zu Berlin.

F. Brock



Berlin, 1892.

Hermann Walther
Walther & Apolants Verlagsbuchhandlung.

Tangaland

und

die Kolonisation Deutsch-Ostafrikas.

Thatsachen und Vorschläge.

Von

Dr. Karl Kaerger

Privatdocent an der Königl. Landwirthschaftlichen Hochschule
zu Berlin.



Berlin, 1892.
Hermann Walther
Walther & Apolants Verlagsbuchhandlung.



38c 27

Druck von Gergonne & Co., Berlin W., Steglitzerstraße 11.

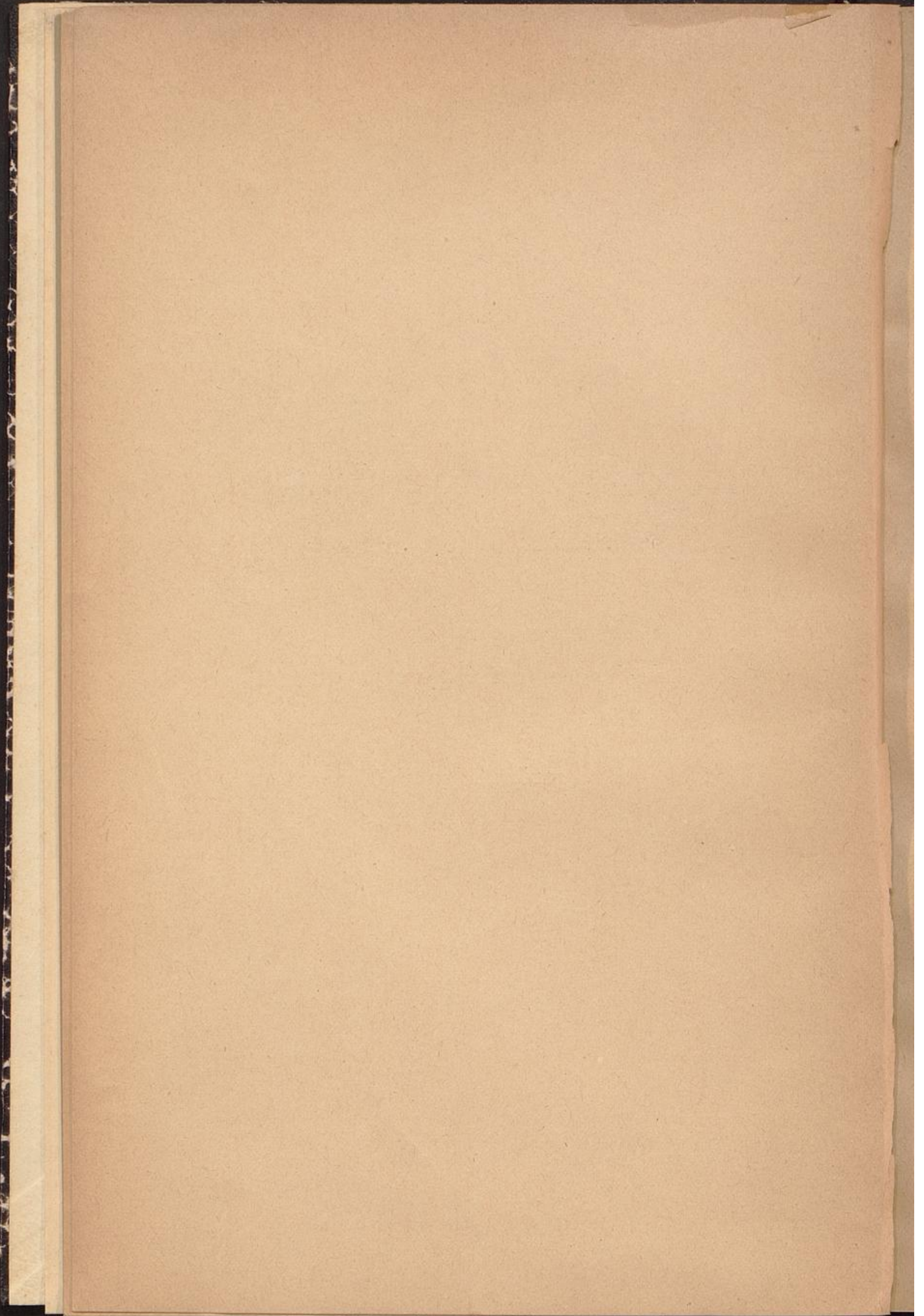
Meinem lieben Freunde

Herrn Korvettenkapitän Rüdiger

Stellvertretenden Gouverneur von Deutsch-Südafrika

In dankbarer Erinnerung

gewidmet.



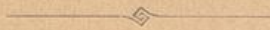
Inhaltsangabe.



Vorwort.		Seite
Erster Theil: Wirthschaftsbedingende und wirtschaftliche Thatsachen im vorderen Tangaland.		
A. Landwirtschaft	1	1
I. Die Küstenzone	18	18
II. Die Zurafall- und Thonschieferzone	27	27
III. Bondei	33	33
IV. Umfambara und die Steppengebiete	39	39
B. Handel	46	46
C. Gewerbe	48	48
D. Die Lebensbedingungen für die Europäer	48	48
I. Das Klima	49	49
II. Das Leben in Tanga	53	53
E. Die Arbeiterverhältnisse	72	72
Zweiter Theil: Vorschläge zur Kolonisation Deutsch-Ostafrikas.		
A. Kolonisationstechnik	73	73
Einleitung: Die Kolonisationsstufen in Tropenkolonien.		
I. Die Vorstufe der Kolonisation im Innern und ihre Ueberleitung zur ersten Kolonisationsstufe	82	82
II. Die erste Kolonisationsstufe	84	84
III. Die zweite Kolonisationsstufe	85	85
IV. Die dritte Kolonisationsstufe	85	85
a. Die Frage der Unternehmungsform	88	88
b. Landwirtschaft	88	88
1. Die anzubauenden Kulturpflanzen	107	107
2. Viehzucht	108	108
3. Die Frage nach dem Intensitätsgrade der Landwirtschaft.	108	108
Einleitendes	109	109
α Die Pflugkultur	110	110
β Düngung	117	117
γ Fruchtfolge	118	118
δ Bewässerung	119	119
c. Gewerbe	126	126
B. Kolonialpolitik.	126	126
I. Die Förderung des Handels der Kolonie mit dem Mutterlande.	126	126
Geschichtliche Einleitung	133	133
1. Die Förderung der Einfuhr mütterländischer Erzeugnisse in die Kolonien.	135	135
a. Gunstzölle	140	140
b. Herabsetzung der Frachten	140	140
c. Andere Maafregeln	140	140

VI.

2. Die Förderung der Einfuhr kolonialer Erzeugnisse in das Mutterland.	
a. Aufhebung der Eingangszölle für deutsch-koloniale Produkte	144
b. Differentialausfuhrzölle	150
II. Förderung der Produktion.	
1. Direkte Unterstützungen der Produzenten	152
a. Herabsetzung der Ausfuhrzölle	152
b. Prämien	158
c. Gewerbezwangsrechte	155
2. Der Arbeitszwang	156
3. Die Landvertheilungsmethode	162
4. Vorarbeiten zur Ansiedelung	167
5. Eigene produktive Thätigkeit des Reichs.	
a. Errichtung einer landwirthschaftlichen Anstalt	168
b. Einführung der Kokosfasergewinnung	170
c. Kolonisation im großen Stil	171
C. Die Mission	172
Schlußwort	175



V o r w o r t.

Aus Deutsch-Ostafrika im Frühjahr 1891 zurückgekehrt, verfaßte ich zunächst eine Arbeit, in der ich in ähnlicher Weise wie in meinen „Brasilianischen Wirthschaftsbildern“ zuvörderst meine eigenen Erlebnisse und meine Thätigkeit als Direktor der Deutsch-Ostafrikanischen Seehandlung, deren Grundlagen in Afrika ich geschaffen hatte, ausführlich erzählte, und sodann in einem zweiten Theil wissenschaftliche Betrachtungen und Erwägungen anstellte. Die Mittheilungen des ersten Theils sollten an einem konkreten Beispiele das Leben des Europäers in Deutsch-Ostafrika, sowie die Schwierigkeiten darstellen, die der Vertreter einer kolonialen Gesellschaft zu überwinden hat, um die Schreibtischideen der heimathlichen Leitung der Wirklichkeit anzupassen. Zugleich hoffte ich durch eine offene Darlegung aller Beziehungen zwischen dieser Leitung und mir genügend Material beibringen zu können, um meinen schon nach einer mehrmonatlichen Thätigkeit auf Grund gegenseitigen friedlichen Uebereinkommens erfolgten Rücktritt von meinem Amte vollständig zu rechtfertigen.

Allein schließlich mußte ich mir doch sagen, das eine derartige Darlegung, in welcher die persönliche Angriffe nothgedrungener Weise eine so große Rolle spielten, nicht vor die Oeffentlichkeiten gehörten, zumal da ich von der andern Seite ja auch nicht öffentlich angegriffen worden war. Ich schloß daher meine Arbeit in das Pult und tröstete mich damit, daß in Afrika selbst gerade von solchen Männern, auf deren Urtheil ich den größten Werth legen konnte, meinem dortigen Wirken die größte Anerkennung zu Theil geworden war.

Die Vorbereitungen zu meinen Vorlesungen über koloniale Themata, die ich darauf in die Hand nahm, hielten mich zwar einerseits eine Zeit lang von der Wiederaufnahme der afrikanischen Arbeit ab, was ihr verhältnißmäßig spätes Erscheinen erklärt, boten mir aber andererseits dadurch, daß sie mich zwangen, den bisher an zerstreuten Punkten in der Praxis und der Literatur seit 7 Jahren gesammelten kolonialtheoretischen Stoff zu sichten, zu ergänzen und zu ordnen, lebhaftest Anregung, meine afrikanische Arbeit namentlich nach der kolonialpolitischen Seite hin zu erweitern und zu vertiefen, und veranlaßten mich, ein vollständiges kolonisationstechnisches sowohl wie kolonialpolitisches Programm für Ostafrika zu entwerfen.

Auch die Darstellung der thatsächlichen Verhältnisse wurde einer vollständigen Neubearbeitung unterzogen, indem ich auf einen zusammenhängenden Bericht meiner Thätigkeit verzichtend einzelne Resultate derselben, soweit sie für die Erkenntniß der wirtschaftsbedingenden Verhältnisse von Wichtigkeit erschienen, in die allgemeine Darstellung derselben verflocht, und dadurch der Arbeit ein durchaus unpersönliches, rein wissenschaftliches Gepräge zu verleihen versuchte.

Auch hoffe ich, daß sie auf alle Leser den Eindruck vollständigster Objektivität machen wird. Ganz besonders möchte ich alle Gegner unserer Kolonialpolitik dringend bitten, den Versuch nicht zu scheuen, einmal ohne jede Voreingenommenheit meinen Thatsachenbericht zu prüfen. Nicht etwa aus Eitelkeit,

sondern nur um diese Gegner von vornherein für die Annahme günstig zu stimmen, daß sie es hier mit einer wirklich objektiven, von jeder Schönfärberei ebenso wie von jedem Pessimismus freien Darstellung zu thun haben werden, möchte ich mir erlauben an dieser Stelle, die ja dem Autor auch in wissenschaftlichen Arbeiten das Hervortreten mit seiner Persönlichkeit gestattet, auf folgende Thatsache aufmerksam machen. Unmittelbar bevor ich nach Afrika ging, hatte ich auf Grund von Reise Studien ein Werk über die „Sachsen-gängerei“ verfaßt. Obwohl dieses Thema nun zu heftigen Diskussionen zwischen der konservativen und liberalen Partei ebenso wie zwischen den östlichen und westlichen Landwirthen Anlaß gegeben hatte, ist es meinem ernstesten Streben nach Objektivität doch gelungen, den Beifall aller dieser Parteien und Interessentengruppen zu erringen. Ganz besonders deutlich zeigte sich dies darin, daß in Schlesien, wo der „Kampf um die Sachsen-gänger“ am heftigsten tobt, sowohl das erste konservative Blatt „Die Schlesische Zeitung,“ wie das erste liberale Blatt die „Breslauer Zeitung,“ mir ihre Anerkennung in gleich energischer Weise gezollt haben. Auch eine socialdemokratische Zeitung soll sich — ich habe die Rezension selbst nicht gelesen — lobend über meine Schrift ausgesprochen haben.

Wenn ich nun auch mich durchaus nicht mit der Hoffnung trage, durch vorliegende Arbeit auch nur einen ähnlichen Erfolg zu erzielen — dazu hat sich die deutsch-freisinnige und die socialdemokratische Partei in die Gegnerschaft gegen die deutsche Kolonialpolitik viel zu sehr verbissen — so hoffe ich doch, daß wenigstens etliche vorurtheilsfreihere Männer aus den Reihen dieser Parteien durch eine objektive Darstellung der Verhältnisse eher zu einer günstigeren Meinung über den Werth unserer ostafrikanischen Kolonie sich bekehren lassen werden, als durch übertriebene oder durchaus absprechende Berichte. Ist das aber geschehen, dann sollten sie doch auch ihre prinzipielle Gegnerschaft gegen die deutsche Kolonialpolitik überhaupt aufgeben. Hat doch ihr Führer in diesem Kampfe unlängst erklärt, er sei durchaus nicht gegen Kolonien überhaupt, sondern nur gegen die „schlechten Kolonien“. Daß Deutsch-Ostafrika aber zu diesen nicht gehört, das hoffe ich durch diese Schrift in durchaus befriedigender Weise beweisen zu können.

Weit größeren Werth noch würde ich darauf legen, wenn meine thatsächlichen Mittheilungen dazu beitragen, das deutsche Kapital aus seiner noch allzu zaghaften Stellungnahme gegenüber ostafrikanischen Unternehmungen herauszudrängen.

Diesen praktischen Zweck soll meine Schrift in erster Linie verfolgen. Aus diesen Gründen sind aus meiner Darstellung alle nicht auf dem Gebiete der Nationalökonomie liegenden Dinge wie insbesondere die rein ethnographischen Thatsachen, die ja auch in Dr. Baumann einen so vorzüglichen Berichtersteller gefunden haben, vollständig ausgeschlossen worden. Allerdings hat die zusammenfassende Darstellung wirthschaftlicher und wirthschaftsbedingender Thatsachen, als Beitrag zur Lehre von der Wirthschaftsgeographie auch ein wissenschaftliches Interesse, aber in nationalökonomischen Fragen der Gegenwart darf sich die Wissenschaft nicht darauf beschränken zu sagen „was ist“, sondern auch zu rathen, „wie es sein soll“. Erst dieser Ausblick auf die praktische Bethätigung verleiht der Nationalökonomie den hohen Werth für die großen Bestrebungen der Menschheit, den sie gerade in der Gegenwart zu erobern sich gewußt hat. Für die Kolonisationswissenschaft insbesondere werden stets die dem Zweiten Theil als Motto vorgesezten Worte Wakefields volle Geltung beanspruchen, eines Mannes der das seltene Glück gehabt hat, seine theoretischen Ideen über Kolonisation praktisch verwirklicht zu sehen und an ihrer Verwirklichung auch selbst thätig mitzuarbeiten.

Berlin, Anfang März 1892.

Dr. Kaerger.

Erster Theil.

Wirtschaftliche und wirtschaftsbedingende Thatsachen im vorderen Tangaland.

Wer die Wahrheit kennet und jaget sie nicht,
Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht.

A. Landwirtschaft.

I. Die Küstenzone.

Tangaland nenne ich das Hinterland von Tanga soweit es bis jetzt näher bekannt ist, also den Theil unserer deutsch-ostafrikanischen Kolonie, der von der englischen Grenze bei Wanga bis Pangani und von der Küste in westlicher Richtung bis zum Kilimandscharo und Märuberge reicht.

Aus eigener Anschauung kenne ich hiervon das Vorland, Bondei und Usambara. Diese Gebiete, die ich unter dem Namen „Vorderes Tangaland“ zusammenfasse, sollen im Folgenden in Hinsicht auf die natürlichen Bedingungen, die sie dem landwirtschaftlichen Betrieb bieten, und in Hinsicht auf diesen selbst des Näheren beschrieben werden.

Der geologische Aufbau von Tangaland ist schon mehrfach dargestellt worden. In eine schmale Zone recenter Kalk an der Küste schließt sich die jurassische Formation mit Kalk und Sandsteinen an, an deren Stelle zwischen Sigi und Umba im Gebiete der Wadigo Thonschiefer treten. Bis zu den vulkanischen Basaltgesteinen des Kilimandscharo folgt sodann die große Zone der Gneise und kristallinen Schiefer, auf deren verschwemmte Verwitterungsprodukte wohl auch die Bildung der Ackerkrume im Vorlande größtentheils zurückzuführen ist.

Die Ackerkrume der Küstenzone besteht überwiegend aus hellem, humosen Sande, unter welchem sich in einer Tiefe von durchschnittlich einem Meter ein röthlicher schwachlehmiger Sand findet, der an einzelnen Stellen auch an die Oberfläche tritt. Hin und wieder finden sich in diesem Sandmeer Inseln von röthlichem, seltener von gelben Lehm. Aus letzteren bestehen zumeist die oft 2—3 Meter hohen Hügel, die ein Werk der Lemiten, manchmal aus der Ebene auftauchen. Bei trockenem Wetter wird dieser gelbe Lehm so hart, daß er nur mit dem Pichel zu bearbeiten ist, die beste Stahlhacke prallt an ihm zurück. Gleiches gilt aber für alle Witterungsverhältnisse auch von einem gelblich gefärbten, festen, kaum

verwitterten und darum ungemein harten Sandstein, der eben wegen dieser geringen Verwittertheit kaum als Erdart bezeichnet werden kann. Ich fand ihn an zwei Stellen, und zwar beiderorts nur etwa 20 bis 25 Centimeter unter der Oberfläche der Ackerkrume, einmal in einer von den Eingeborenen zwecks Entnahme von Erde zum Hausbau auf dem Grundstück der deutsch-ostafrikanischen Seehandlung gegrabenen Grube und dann in Kikogwe, der Baumwollplantage der D. D. A. G.*) gegenüber von Pangani, an der Stelle, wo die Gebäulichkeiten der Anlage errichtet worden waren. Der humose Sand, der im übrigen das Charakteristikum der ganzen Küstenzone ist, macht bei feuchtem Wetter einen ganz leidlich fruchtbaren Eindruck; herrscht jedoch Wochen hindurch absolute Regenlosigkeit, so gewinnt er ein förmlich staubartiges Aussehen und erhitzt sich des Tags über in so hohem Grade, daß die von mir später zu erwähnenden Absterbungen verschiedener Aussaaten in diesem Sande leicht erklärlich sind. Um die Mittagszeit bewirkt ein längeres Hineinstecken der Hand in diesen Gluthofen geradezu ein unangenehmes Gefühl. Bei so langen Trockenzeiten, wie sie vom November 1890 bis Ende März 1891 in Tanga geherrscht haben, nützen die beiden Momente, die bei vorübergehenden Trockenheiten dem Boden immerhin einige Feuchtigkeit bewahren, die feuchtigkeithaltende Kraft des Humus und der dichtgefügte, weil mit etwas Lehm verfezte und wohl auch durch Eisenoxyd sozusagen verkittete Untergrund, ganz und gar nichts.

Diese Thatsache allein zeigt schon, von wie großer Wichtigkeit für die Landwirthschaft dieser Küstenzone die Feuchtigkeitsverhältnisse sind. Das aber trifft nicht nur für dieses Gebiet zu. Ich möchte behaupten, daß für ganz Afrika von Süd nach Nord und von Ost nach West die Frage: Wie viel Wasser gönnt das Klima einem Landstrich? die entscheidende ist, wenn es sich um die Möglichkeit der Kultivirung dieses Landstrichs handelt.

Für die deutsch-ostafrikanische Küste nimmt man mangels genügender Beobachtungen vorläufig an, daß sich die Regen- und Trockenzeiten daselbst ebenso wie in Sansibar verhalten, daß also vom März bis Mai eine große und im Oktober und November eine kleine Regenzeit stattfindet. Unmittelbar an der Küste aber scheinen in Folge lokaler Einflüsse die Regen sich durchaus nicht in dieser regelmäßigen Weise zu vertheilen.

In dem, meinem Aufenthalt in Tanga vorausgehenden Jahr haben, wie mir mitgetheilt wurde, ungemein häufige, meist zur Nachtzeit niederfallende Regenschauer auch während der Trockenzeit den Boden stets genügend feucht erhalten. Während meiner Anwesenheit regnete es hingegen selbst im Oktober und November so wenig, daß man fast behaupten konnte, die kleine Regenzeit sei ausgefallen, und in den darauf folgenden Monaten herrschte Monate lang eine Dürre, die vielleicht nur alle vier Wochen einmal von einem Gewitterregen unterbrochen wurde. Mit solchen Dürren muß man ja in den Tropen und Subtropen stets rechnen und dabei nicht übersehen, daß gewöhnlich zwei, manchmal sogar drei solcher Trockenjahre sich unmittelbar aufeinander folgen. Die Erkenntniß dieser

*) Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft.

Thatsache setzt den hohen Werth ständiger Bewässerungsanlagen in der heißen Zone, vor allem aber im trockenen Kontinent erst in volles Licht.

Bezüglich der beiden Trockenzeiten ist gegenüber den Verhältnissen von Sansibar der Unterschied bemerkenswerth, daß die Differenz zwischen der Temperatur des Winters (Juni, Juli, August) und des Sommers (Dezember, Januar, Februar) an der Küste eine größere ist wie dort, was, obwohl diese Differenz auch hier nur eine solche von wenigen Graden ist, auf die Vegetationszeiten der Kulturpflanzen einen nicht unerheblichen Einfluß hat.

Der Ackerbau der Eingeborenen ist in dieser Küstenzone im Verhältniß zu der Größe der Bevölkerung nur ein geringer. Er wird theils von den Masfatarabern durch ihre, im übrigen durchaus nicht sehr angestrengte Sklaven, theils von den niedriger stehenden aber sehr thätigen und betriebsamen Hadratmatarabern (Schihiri) eigenhändig, theils von den Wajuaheli, der zum Theil mit Araberblut vermischten einheimischen Negerbevölkerung, hier namentlich durch deren Frauen betrieben.

Es zeugt von einem richtigen Verständniß für die Bedingungen der landwirthschaftlichen Kultur in der Küstenzone, daß das Hauptgewicht auf den Anbau der Kokospalme (Kisuaheli mnazi plur. minazi) gelegt wird. Denn in allen Gegenden, in denen nicht mit Bestimmtheit auf eine regelmäßige ausgiebige Befeuchtung der Kulturpflanzen zu rechnen ist, ist die Anpflanzung perennirender Gewächse mit möglichst tief gehenden Pfahlwurzeln von allerhöchstem Werth, da diese am ehesten im Stande sind, einer langdauernden Dürre zu widerstehen.

Zwecks Anpflanzung wird die Kokosnuß einen halben Meter tief in die Erde vergraben, woselbst sie nach Aussage von Eingeborenen 3 bis 4 Monate liegen muß, ehe sie zu keimen beginnt. Hat die Pflanze die ersten Blätter gebildet, so kann sie versetzt werden, doch kann man damit auch warten, bis sie größer geworden ist. Ich selbst habe in ziemlich trockener Zeit Pflanzen von 1 und 1½ Meter Höhe versetzt. Die Anpflanzung seitens der Eingeborenen erfolgt meistens nicht in völlig gleichen, sehr oft auch in ungenügend großen Abständen. Begossen wird die junge Pflanze nicht, auch wird ihr sonst nur wenig Pflege zu Theil. Doch wissen die Leute sehr wohl, daß das Reinhalten des Bodens von Unkraut den Ertrag des Baumes ungemein erhöht, und daß das gleiche auch von der rechtzeitigen Entfernung der dürr gewordenen Blätter gilt. Von irgend welcher Düngung ist natürlich keine Rede.

Die ersten Nüsse tragen die Bäume hier meist im sechsten oder siebenten Jahr, doch wird die volle Tragfähigkeit erst wenige Jahre später erreicht. Von einem volltragenden Baume rechnen die Eingeborenen gegenwärtig auf einen Ertrag von 1—1½ Rup.*) jährlich. Die Verwendung der Kokospalme ist eine mannigfache. Leider werden eine nur zu große Anzahl derselben der Palmweinerzeugung gewidmet, welche die Gewinnung von Früchten so gut wie ganz ausschließt. Von einer Palme, die Tembo liefern soll, werden die an der Spitze des Stammes sitzenden Blütenstengel — und zwar meistens, doch nicht immer sämt-

*) 1 Rupie bei normalem Course = 1,50—1,60 M. 1 Rup. hat 16 Anna oder 64 Pesa.

liche — abgeschnitten und nach abwärts gebogen. Nach 10 Tagen entquillt ihnen ein Saft, der in ein in der Blütenkrone angebrachtes Naturgefäß, aus den Lagenariakürbisarten, der Frucht des Affenbrotbaums oder der ausgehöhlten Schale einer Kokosnuß bestehend, hineinträufelt. Mit ihm zugleich finden auch zahllose, von dem süßen Geruch und Geschmack des Saftes angelockte Insekten, Staub, Rindenstückchen und allerhand andere Unreinlichkeiten ihren Platz in dem Saftauffänger, die den frisch gewonnenen Palmwein gerade nicht zu den appetitlichsten Genüssen machen. Gewöhnlich werden diese Fremdkörper aber nach Möglichkeit entfernt, da der Neger einen ausgeprägten Sinn für Reinlichkeit und Appetitlichkeit seiner Speisen hat.

Ganz frisch genossen hat der Palmwein für den Liebhaber von Süßigkeiten einen angenehm erfrischenden Geschmack; ist, was schon nach einigen Stunden eintritt, der Zucker in Gährung übergegangen, so schmeckt er etwa wie schlechter Most. Völlig ausgegohrenen Palmwein scheint man nicht herstellen zu können, da der weingeistigen Gährung die essigsaure zu schnell nachfolgt. Der sich am Grunde des Gefäßes sammelnde Saß, die Hefe, wird, meist noch mit einer erheblichen Menge des Weines selbst vermischt, von den Eingeborenen für die Teigbereitung ihrer aus Mtamamehl hergestellten Kuchen benutzt, eine Verwendung, die die Europäer in Tanga beim Brotbacken nachgeahmt haben. Wie von der Kokospalme, werden übrigens auch von anderen Palmarten Tangalands, insbesondere der Dumpalme und der wilden Dattelpalme, die sich besonders häufig im Banganithale findet, Palmwein gewonnen.

Die junge, zwar völlig ausgewachsene, aber noch nicht ausgereifte Frucht der Kokospalme, birgt in ihrem Innern einen schwach-süßen Saft, den man, obwohl weder seine wasserhelle Farbe noch seine sonstige Beschaffenheit dies rechtfertigt, bekanntlich Kokosmilch genannt hat. Die Wasuaheli sprechen einfach vom Wasser (*maji*) der Kokosnuß, und haben für diese, so lange sie noch wasserführend ist, den Namen *dafu* (pl. *madafu*), während sie in reifem Zustand *nazi* (pl. *nazi*) heißt. Die sonstigen Benennungen für die verschiedenen Stadien der Reife, die Steere in seinem *handbook of the Suahili language* anführt, werden — in Tangaland wenigstens — selten oder gar nicht gehört. Der Saft der *Dafu* ist ungemein erfrischend, weil er bemerkenswerther Weise, niemals, selbst wenn die Nuß eben von dem der heißesten Mittagssonne ausgesetzten Baume heruntergeholt wird, warm und fade schmeckt. Die Schale der Nuß ist also jedenfalls ein äußerst schlechter Wärmeleiter, oder aber verdunstet so viel Wasser, daß sie die eingeschlossene Flüssigkeit dadurch abkühlt. Der am inneren Rande der Schale sich allmählich abgelagernde, zu einer milchfarbigen weichen Masse verdickte Saft, ist namentlich bei ganz jungen *Madafu* sehr wohl schmeckend und auch ziemlich nahrhaft, so daß er bei Reisen innerhalb der Kokoszone gar oft den Trägern und manchmal auch den Reisenden selbst über den ärgsten Hunger hinweghelfen kann.

Hat sich der Saft vollständig in solches milchweißes Fleisch verwandelt, so ist die Nuß reif. Es ist von wirtschaftlicher Bedeutung, daß diese Reife in Ostafrika zu bestimmten Jahreszeiten eintritt, während in den übrigen Tropenländern die Bäume das ganze Jahr hindurch mit

Blüthen, halbreifen und vollreifen Früchten besetzt sind, die Ernte also mehrmals zu erfolgen hat. Von einigen Spätlingen und Frühlingen abgesehen, reift hier die Kokosnuß nur zweimal im Jahre, zu Ende der sommerlichen Trockenzeit, also im Februar, März und zu Ende der winterlichen Trockenzeit, also im August, September. Es soll übrigens nach Aussage der Eingeborenen Bäume geben, welche nur Madafu aber keine Nazi hervorzubringen im Stande sind.

Die wirthschaftliche Bedeutung der beschränkten Erntezeiten liegt darin, daß die regelmäßige Aberntung der Früchte dadurch gesicherter erscheint und daß durch die zu gleicher Zeit auf den Markt kommenden größeren Mengen von solchen die Möglichkeit eines lohnenden Exportes auch bei nicht sehr großen Beständen gegeben ist. Da außerdem die Kokosnuß ebensowohl ein Nahrungsmittel für die Eingeborenen, wie ein Exportprodukt bildet, so würde bei fortwährendem Reifwerden der Früchte der weitaus größte Theil derselben von den Eingeborenen im Laufe des Jahres verzehrt und dadurch einerseits die Ausfuhr derselben so gut wie verunmöglicht, andererseits die Erzeugung anderer Nahrungsmittel mangelnden Bedürfnisses solcher verringert werden.

Als Nahrungsmittel hat die Kokosnuß einen nicht unbedeutenden Werth, denn sie besitzt nach einer von Semler (Trop. agr. I. 593) angeführten Analyse neben 46,6 pSt. Wasser an Nährstoffen 35,9 pSt. Fett, 5,5 pSt. Eiweißstoffe, 8,1 pSt. Zucker und 1 pSt. Mineralstoffe, an unverdaulichen Bestandtheilen aber nur 2,9 pSt. Rohfaser. Sie theilt also mit der thierischen Milch die Eigenschaft alle dem Menschen nöthigen Nährstoffe in genügenden Mengen zu enthalten, und es ist daher wohl glaublich, daß sich in manchen Fällen Menschen Monate lang ausschließlich von Kokosnüssen genährt haben, ohne an ihrer Gesundheit Schaden zu leiden.

Das Fleisch der Nazi wird von den Eingeborenen entweder roh gegessen oder aber zur Zubereitung ihrer Speisen verwandt, wobei sie in Sonderheit das Fett zu ersetzen berufen ist. Um sie diesem Zwecke dienstbar zu machen, wird sie auf einem sonderbaren Geräth geraspelt, das den Namen „die Ziege“ (mbuzi) führt. Es besteht aus einem etwa 75 Centimeter langen und 30 Centimeter breiten Brett, das mit dem einen Ende auf den Erdboden aufgelegt wird und dessen anderes Ende durch eine stiefelnachtartige, am Brett befestigte Unterstüzung schräg in die Höhe gehalten wird. An diesem Ende befindet sich entweder ein gezahntes Messer oder an einem vorspringenden Eisenheil zwei sich kreuzende Messerflingen. Die raspelnde Person setzt sich nun auf das Brett und dreht die halbirte Kokosnuß in den Messerflingen herum, auf diese Weise den weichen Kern aus ihr herauschabend. Mit diesem Geschabjel werden nun die Speisen, z. B. Reis oder Mais und Mtabrei gekocht. Auch zur Herstellung einer Art Kuchen findet es Verwendung.

Zur Bereitung der trockenen Kokoskerne, die im Handel bekanntlich den Namen Kopra führen, werden die reifen Nüsse zunächst auch halbirt und sodann im Freien an der Sonne getrocknet, was die vonselbstige Loslösung der Kerne von der äußeren dicken Umhüllung zur Folge hat. Da bei diesem Trocknungsprozeß der Hinzutritt von Staub und manchmal auch die sehr nachtheilige Befeuchtung mit Regen nicht zu vermeiden ist,

so hat diese Kopra ein recht unansehnliches Aussehen. Die schöne milchweiße Farbe hat sich regelmäßig in ein schmutziges Grau verwandelt.

Die zahlreichen Faserbündel, die zwischen der äußersten harten Schale und dem Kern der Kokosnuß eingebettet liegen, werden in anderen Tropengebieten zur Gewinnung einer Faser (Cair) benutzt, die zu Stricken verfeilert wird. Dem ostafrikanischen Neger ist die Zubereitung derselben, die übrigens eine recht langwierige ist, unbekannt. Er benutzt sie nur als Werg zum Kalfatern der Schiffe, zur Herstellung von Riemen und zu ähnlichen nebensächlichen Zwecken. Die an der Küste vielfach gebrauchten Kokosstricke werden alle von auswärts eingeführt.

Dagegen findet eine ausgedehnte Verwendung der Blätter zur Bedachung und zur Mattenfabrikation statt. Dem ersteren Zweck dienen die sogenannten makuti (sing. kuti). Ueber dünne Stäbe von verschiedener Länge — meistens beträgt sie ungefähr einen Meter — werden die einzelnen Blattfiedern mit irgend einem einheimischen Bindematerial aus Pflanzenfasern so befestigt, daß sie zu beiden Seiten lose herabhängen. Solche Makuti werden vielfach, theils von den Araberflaven in den Kokoschamben von Tanga selbst, theils in den benachbarten Ortschaften und auch von den nördlicher wohnenden Wadigo angefertigt und in Tanga zum Verkauf angeboten. Früher erhielt man drei Stück für 2 Besa, manchmal sogar zwei für einen, während später bei gesteigerter Nachfrage seitens der Europäer Stück für Stück mit einem Besa bezahlt werden mußte.

Bei der Mattenansfertigung werden die Fiedern auf der einen Seite des Blattes an der Mittelrippe stehen gelassen und durch sie hindurch die abgetrennten Fiedern der anderen Seite hindurchgeflochten. Mit solchen wegen ihrer unregelmäßigen Form keineswegs hübsch aussehenden Matten werden mit Vorliebe die den Hof der Negerhütten oder Araber- und Zunderhäuser umgebenden Zäune hergestellt, zuweilen aber auch in ärmlichen Ortschaften die Wände der Häuser selbst.

Der Vollständigkeit halber mag noch erwähnt werden, daß der oberste Theil des Stammes, aus welchem die neuen Blätter und die Fruchttriebe entspringen, wohlschmeckende Weichtheile enthält. Da aber die Entnahme dieses Theils den Baum natürlich tödtet, und eine Kokospalme mit Recht nur im äußersten Nothfalle umgehauen wird, so ist der erwähnte Genuß ein seltener. Alte Bäume sollen ein ausgezeichnetes Werkholz liefern; doch kann ich darüber aus eigener Erfahrung nicht urtheilen.

Die Anzahl der in der Küstenzone und dem dahinter liegenden Lande, namentlich in Digo befindlichen Kokospalmen, läßt sich natürlich schwer auch nur annähernd richtig schätzen. Beweis hierfür ist, daß, während Dr. Baumann sie auf 800 000 schätzt, sie nach Angabe des Deutschen Kolonialblatts vom 1. Oktober 1891 das Bezirksamt von Tanga auf nur 450 000 für den Distrikt von Tanga und 200 000 für den von Pangani geschätzt hat, wobei ich annehme, daß der Ausdruck „der Bestand der Kokospalmen längs der Küste“ nicht im streng wörtlichen Sinn aufgefaßt worden ist.

Aus den von der D. D. A. G. veröffentlichten statistischen Tabellen über die Ein- und Ausfuhr der verschiedenen Häfen der deutsch-ostafri-

fanischen Küste in den Jahren 1888/89 (beginnend mit dem 18. August), und 1889/90 geht hervor, daß die Ausfuhr von Kopra werthete:

	1888/89	1890/91
aus Tanga	29 453	34 518 ¹ / ₂ Rup.
„ Pangani	2 532	1 743 ¹ / ₂ „

Der Werth der gesammten übrigen deutsch-ostafrikanischen Ausfuhr von Kopra betrug nur wenige Rupie. Tangaland ist mithin der einzige Bezirk der Kolonie, der über den eigenen Bedarf hinaus Kokosfrüchte produziert. Angesichts dieser Thatsache muß es immerhin auffallen, daß nach den Schätzungen der betreffenden Bezirksämter der Bezirk Kilwa 120 000, Bagamoyo 100 000 und Dar-es-Salaam 50 000 Kokospalmen haben soll.

Die Kokospalme verleiht der ganzen Küste von Tangaland, insbesondere auch dem Orte Tanga selbst ihr charakteristisches Gepräge. Mit ihr zugleich ist es hier noch der Mangobaum, der dem Vegetationsbild eigenthümlich ist. Der reiche Schmuck, den die Ortschaft gerade durch diese beiden Bäume erhält, ist es wohl zumeist gewesen, der den Besuchern Tangas bei dessen Anblick so oft Rufe des Entzückens entlockt hat und sie in dieser Landschaft ein Paradies hat erblicken lassen, eine Anschauung, die freilich der nüchternen Betrachtung nicht Stand hält.

Der Mangobaum (*Mangifera indica*, K. muembe, plur. miembe) ist eines der schönsten Pflanzengeschöpfe der Erde. Seine breite und regelmäßige Krone, die einem hohen, kräftigen und kerzengeraden Stamme aufsitzt, ist so dicht voll des prächtigsten, selbst in der trockensten Zeit saftig glänzenden Laubes, daß unter ihm stets absoluter, das Aufkommen auch des geringsten Unkrautes hindernder Schatten und in der heißen Tageszeit eine um ein beträchtlicheres kühlere Temperatur wie in der Umgebung herrscht.

Wirthschaftlich hat der Mangobaum nicht annähernd die gleiche Bedeutung wie die Kokospalme, wiewohl seine Bedeutung als Volksnahrungsmittel nicht unterschätzt werden darf. Er trägt in reicher Fülle eine Steinfrucht (K. embe pl. in Sansibar embe, auf dem Festlande maembe), von der Größe einer großen Eierpflaume bis zu der einer kleinen Melone, je nachdem er einer der zahlreichen Varietäten dieser Pflanzenart angehört. Eine dicke Schale schließt ein saftiges Fleisch ein, welchem ein glatter Kern mit gleicher Festigkeit anhaftet, wie etwa der Kern in den großen italienischen Pflirsichen. Seine Zugehörigkeit zu der Familie der Therebinthiaceen zeigt der Mangobaum durch den Terpentin-geschmack der Früchte, welcher jedoch bei den verschiedenen Varietäten ungleich groß ist und bei der größten Sorte mit ihren prachtvollen saftigen Früchten, der sogenannten maembe ya dodo*) sich kaum noch bemerkbar macht. Die Eingeborenen verzehren diese Frucht mit Vorliebe und können mit einem Paar großer Maembe im Magen einen ganzen Tag lang im Felde arbeiten, ohne weiterer Nahrung zu bedürfen. Ich selbst bin auf einem Tagemarsch, für den ich mich, im Glauben, daß er nur einige Stunden dauern würde, gar nicht verproviantirt hatte, durch

*) In Sansibar embe za dodo. Der Name soll nach Steere von einer Plantage der Insel Pembe herrühren.

den Genuß von drei solcher Maembe vollständig vor Hunger geschützt worden.

Auch die Mangofrüchte reifen nicht das ganze Jahr hindurch, sondern nur im dortigen Sommer, also in den Monaten Dezember, Januar und Februar. Folge ist auch hier eine die Konsumtionskraft der Bevölkerung übersteigende Produktion in jenen Zeiten, die aber in diesem Fall, der geringen Haltbarkeit der Früchte halber, keinen Export hervorgerufen hat. Man bekommt daher für einen Besa in der Erntezeit meist so viel von ihnen, daß man sie nicht alle auf einmal aufzehren kann.

Die Besitzer der Schamben (bebauten Grundstücke) bei Tanga, haben die Gewohnheit, ältere Bäume vollständig zu entäften, angeblich, weil dies den Fruchtertrag steigern soll, in Wirklichkeit wohl aber, um durch das abgehauene Holz dem Mangel an Brennmaterialien etwas abzuhelpen.

Die dritte Stelle in der Rangfolge der Wichtigkeit, nimmt unter den Kulturpflanzen der Küstenzone der Mandiof ein. Dr. Baumann will zwar dem Mtama eine größere Verbreitung zuerkennen, doch stimmt dies mit meinen Beobachtungen nicht überein. Selbstverständlich ist es unmöglich, ohne genauere Erhebungen eine derartige, auf bloßen Eindrücken und Schätzungen beruhende Meinungsverschiedenheit auch nur annähernd zu entscheiden.

Der Mandiof oder Kassaestrauch (*Iatropa Manihot* oder *Manihot utilissima*, K. mhogo) ist ein zur Familie der Euphorbiaceen gehörender Strauch, dessen spindelige Wurzel genießbar ist. Auch die Blätter werden anderwärts, aber soviel ich weiß nicht in Ostafrika, wie Spinat zubereitet, gegessen.

Ich habe drei Arten von Mandiof angebaut gefunden, aber keine derselben erzeugt so große und so wohlschmeckende Wurzeln, wie die, welche ich in Brasilien kennen gelernt habe. Dort baut man zwei Hauptarten an, die ihrerseits wieder in Unterarten zerfallen, die süße, Aipi genannt, und die einen giftigen aber leicht zu entfernenden Milchsaft enthaltende schlechtweg *mandioca* genannte.

In Ostafrika ist diese zweite, weit ertragreichere Art gänzlich unbekannt, und die süßen Varietäten stehen den brasilianischen nach jeder Richtung hin nach. Gekocht sind sie kaum genießbar, weil sie nicht mehlig, sondern glasig und fest werden, ein Zustand, der bei den brasilianischen Arten erst dann, wenn auch nicht in gleich hohem Grade, eintritt, wenn der gekochte Aipi kalt geworden ist. Die Eingeborenen genießen den mhogo übrigens nicht in dieser Form, sondern entweder roh, oder in der Asche geröstet, oder, nachdem er an der Sonne getrocknet worden und zu Mehl zerstampft worden ist, mit heißem Wasser zu einem Brei angerührt. Der Mandiof wird durch Abschnitte seiner Stengel fortgepflanzt, aus dessen Augen in der Erde bald neue Pflanzen emporsprießen. Die Zeit des Legens ist die kleine Regenzeit, die Ernte erfolgt ungefähr ein Jahr später, doch können auch, will man sich mit kleineren Wurzeln begnügen, schon vorher solche dem Felde entnommen werden.

Der Mandiof ist wohl die anspruchsloseste Nährpflanze der Tropen. Auf unfruchtbarstem trockenstem Sande liefert er immer noch Erträge, die der Mühe lohnen, während auf gutem aber nicht zu schweren und vor allem grundwasserfreien Boden, besonders an fruchtbaren, nicht zu steilen

Hügelhängen, von den besseren brasilianischen Sorten ganz enorme Massen geerntet werden. Für das Küstenland ist er dadurch besonders wichtig, daß er selbst in ganz trockenen Jahren in dem dortigen Staubboden noch sein Fortkommen findet.

Eine wenn auch nicht ganz so große, so doch immerhin bemerkenswerthe Widerstandsfähigkeit gegen trockene Witterung zeigt der Sesam (*sesamum indicum*, K. entweder *simsim*, ein arabisches Wort, oder *ufuta*, manchmal auch *mafuta* genannt, was eigentlich Del bedeutet). Nur zur Zeit der Aussaat verlangt er feuchtes Wetter. Diese erfolgt, falls solches im August und September eintritt, in diesen Monaten, sonst im Oktober und November. Die Behauptung Baumann's, daß diese Aussaaten meist zu Grunde gehen, scheint mir den Thatsachen nicht zu entsprechen. Zweifellos falsch ist seine Angabe, daß der Sesam nur einen Monat auf dem Felde steht; er braucht vielmehr mindestens drei Monate zur Ausreife, bei sehr trockenem Wetter sogar noch längere Zeit. Der Sesam wird wie auch der Mtama und der Mais in der Weise gesäet, daß in je ein mit der kurzstielligen Hacke (*jembe*) gemachtes Loch in Entfernungen von 60—100 cm einige Körner hineingelegt werden. Sind die feinen Samen des Sesams reif, so werden die ganzen Pflanzen abgeschnitten, einen Tag lang auf dem Felde ausgebreitet und am nächsten Tage zu Büscheln zusammengebunden aufrecht zum trocknen hingestellt. Mit Stöcken werden sodann die Körner herausgeschlagen und durch Schütteln in Rohrschwingen von den Hülsentheilen gereinigt.

Der Sesam wird größtentheils exportirt. Die betreffenden Werthe betragen

	1888/89	1890/91
in Tanga Rupien	37 940	31 907
„ Pangani „	30 145	18 148

Ein kleiner Theil wird in primitiven von Kameelen an Göpeln bewegten Pressen gepreßt und das so gewonnene Del im Haushalt von den Negeren namentlich zum backen kleiner Kuchen verwandt.

Auch das Negerkorn (*Andropogon Sorghum* K. *mtama*), welches in vielen Varietäten in Ostafrika angebaut wird, findet man häufig im Küstenland, da seine Ansprüche an Boden und Feuchtigkeit gleichfalls nicht allzu große sind. Das geht schon daraus hervor, daß die Aussaat dieser Getreideart im Januar, also in einem Monat erfolgt, der, von einzelnen Regenschauern abgesehen, sehr trocken ist. Nach 6 Monaten kann die Ernte erfolgen. Hierbei werden die — je nach der Varietät sehr verschieden gestalteten, bald kolbenförmigen, bald auseinandergepreizten — Aehren abgenommen, der Stamm dagegen bleibt stehen und schlägt meist neue Triebe aus, die aber nicht verwerthet werden. In dem hölzernen Mörser, den man wohl bei den meisten Natur- und Halbkulturvölkern, beispielsweise auch in ganz Brasilien, findet, einem Stück Baumstamm, in dessen oberen Theil eine Rundung ausgehauen oder ausgebrannt ist, werden mittelst einer hölzernen Keule die Körner, und zwar ausschließlich durch Weiberarbeit, enthüllt, um dann zwischen zwei Sandsteinen zu Mehl gerieben zu werden. Durch mehrfaches Schütteln auf einer geslochtenen Schwinge, wobei die groben Theile herunterfallen, wird ein ganz erstaunlich hoher Grad von Feinheit bei

diesem Mehl erreicht. Mit heißem Wasser gekocht, liefert es das beliebte ugali, einen Brei, zu welchem namentlich der Küstenneger etwas Fisch oder Fleisch sehr ungern vermischt. Nach Baumann (Usambara S. 37) unterlassen nur die Makamadi, ein Wassegejurstamm, der im nördlichen Theil der Küste in einzelnen Niederlassungen (wie Gomani und Muoa) verstreut lebt, dies Mahlen der Mtamakörner und kochen sie in unverändertem Zustande ab.

Die Nachfrage nach Mtama im Küstenlande kann von der dortselbigen Produktion nicht befriedigt werden, und es wird daher viel Mtama aus dem Hinterlande nach der Küste gebracht. Von diesem geht aber auch ein großer Theil nach auswärts. Der Werth der Ausfuhr betrug

	1888/89	1889/90
aus Tanga Rupien	39 134	50 967
„ Pangani „	3 961	6 697

Wieviel von den Panganiexporten aus Useguu und Unguu, also aus Gebieten kommen, die nicht zu Tangaland gehören, läßt sich natürlich nicht feststellen.

Noch geringer wie der Anbau des Mtama ist der des Maises und Reises im Küstenlande. Baumann giebt an, daß letzterer im Januar gesäet und im April geerntet wird. Ich selbst habe über diese Getreideart keine Erkundigungen eingezogen. Die Aussaat des feuchtbedürftigen Reises in dem trockenen Januar scheint zu beweisen, daß man ihn nur in sumpfigen Stellen anzubauen pflegt. Schwer begreiflich ist es mir, daß nach den Ausfuhrtabellen noch Reis ausgeführt worden ist, allerdings nur in minimalen Mengen. Es wird ja in Bondei mehr Reis gepflanzt wie im Küstenland, aber doch nicht annähernd so viel, daß der Bedarf dadurch gedeckt wäre. Es wird vielmehr noch sehr viel Reis nach Tangaland eingeführt, und ich glaube, daß unter den Getreideeinfuhren nach Tanga für 3556 Dollars (Dollar = 2 Rupien 8 Pesa) bezw. 12 890 Dollars und nach Pangani für 2760 bezw. 27 769 Dollars der Reis die Hauptmasse bildet. Die große Steigerung der Einfuhren im Jahre 1889/90 wird wohl auf die Anwesenheit der Schutztruppe und sonstiger Untergebenen von Europäern zurückzuführen sein. Für den gewöhnlichen Neger ist der Reis meist zu theuer, er hält sich an den ungleich billigeren Mandiof und an Mtama. Nur die Hausdiener der Europäer, die sogenannten boys, leisten sich manchmal diese Leckerei und suchen namentlich dem Europäer, der für ihren Unterhalt zu sorgen unternehmen hat, gern vorzureden, daß dies ihr eigentliches für sie durchaus nothwendiges Nahrungsmittel sei.

Drei Arten von Hülsenfrüchten sind es, die im Küstenland, allerdings hier nicht in solchem Umfange wie im Innern, angebaut werden.

Die größte Verbreitung unter ihnen hat der Chiroko oder Chooko (*Phaseolus mungo* L.), der zwar botanisch zu den Bohnenarten gehört, im Geschmack aber auffallend an unsere Erbsen erinnert.

Unseren Buschbohnen im Geschmack gleichen die Kunde (*Vigna sinensis* L.), die ebenso wie die vorgenannten kurz vor und während der kleinen Regenzeit gesäet werden und etwa drei Monate zum reifen brauchen.

Eine perennirende Pflanze ist die Mbasi (*Cajanus indicus* Spr.).

ein 1 $\frac{1}{2}$ —2 m hoher Strauch, den die Eingeborenen mit Vorliebe, ich glaube fast ausschließlich, an den Wegen entlang pflanzen.

Von diesen Hülsenfrüchten werden die Chooko von den Negern ihres hohen Preises halber kaum gegessen; sie bilden vielmehr ein nicht unwichtiges Ausfuhrprodukt, von dem

	1888/89	1889/90
aus Tanga für Rupien	28 069	23 183
„ Pangani	2 283	1 128

seewärts gingen.

Eine untergeordnete Rolle für den Ackerbau und die Ernährung im Küstenland ebenso wie im Innern spielen die Bataten (*Convolvulus batata* oder *batatas edulis* Kis. *kiazi* pl. *viasi*). Es wird eine ganz schlechte kleine Sorte von rother Farbe angebaut, die ihrem Werthe nach in derselben Weise den Bataten Brasiliens nachsteht, wie der Mandiof.

Auch die Banane (*Musa paradisiaca* K. *mgomba* pl. *migomba*, die Früchte *ndizi* pl. *ndizi*) kommt für die Ernährung der Küstenbevölkerung wenig in Betracht. Wenn ich vor meiner Reise nach Afrika auf gedruckte und mündliche Schilderungen hin annehmen mußte, daß der Bananenreichthum an der Küste, namentlich in Tanga, ein ganz außerordentlich großer sei, und ich darauf sogar den Plan einer gewerblichen Verwerthung der Früchte gebaut hatte, so hatte ich mich in dieser Beziehung leider nur allzusehr durch Leute täuschen lassen, denen überhaupt jeder wirthschaftliche Blick fehlen muß. Die Zahl der vorhandenen Bananenstöcke ist einmal nur eine sehr geringe. Es giebt zwar etliche Schamben in der Nähe von Tanga, in denen sich einige hundert Exemplare finden, aber im Verhältniß zur ganzen Bevölkerung ist das ja eine gar nicht in Betracht kommende Menge.

Zweitens aber tragen diese Bananen sehr schlecht. Wer von Tropenländern nur Afrika gesehen hat, mag sich einbilden, daß der Ertrag an der Tangaküste ein ganz zufriedenstellender sei, aber — welch ein gewaltiger Unterschied gegen Brasilien! Wenn man in Tangaland — und das bezieht sich nicht nur auf die Küste, sondern selbst auf die Bananenwälder Usambaras — eine Anzahl von Bananenstöcken passirt, und man erhebt den Blick forschend in die Höhe, so muß man erstaunt sein über die geringe Menge von fruchttragenden Exemplaren. Es ist mir das zwar bestritten worden, aber einfach nur deswegen, weil sich kaum irgend Jemand die Mühe macht, die Blicke häufiger an die Gipfel der hohen Stämme schweifen zu lassen. Die Bananen haben, anders wie in sonstigen Tropenländern, in Ostafrika ihre bestimmte Reisezeit, die in den Anfang der sommerlichen Trockenperiode (Dezember—Januar) fällt. Aber auch zu dieser Zeit sieht man stets nur eine sehr geringe Zahl von Stöcken beziehungsweise Stammgruppen mit Fruchtbündeln besetzt, in der Nähe von Tanga oft nur 5—10 pCt. auf einer Schamba, in den Bananengegenden des Hinterlandes erheblich mehr. Das beweist, daß die Bananen in Afrika durchaus nicht jedes Jahr tragen, daß vielmehr wahrscheinlich oft mehrere Jahre vergehen, bis an einer Gruppe von Bäumen wieder einmal ein Fruchtansatz erfolgt. Und was sind das für jämmerliche Fruchtbündel, die, wenigstens im Gebiet

des Küstenlandes — im Innern ist es damit besser gestellt — meistens erzeugt werden! Statt der Riesenbündel Brasiliens, die nicht selten mit 150—200, oft auch noch mit mehr schweren großen Früchten behangen, in vielen Fällen von einem Manne allein nicht getragen werden können, kleine leichte Dingerchen mit etwa 20—25, höchstens 50—60, manchmal aber auch nur mit 10 unansehnlichen Früchten besetzt. Und ähnlich sieht es mit der Fortpflanzung aus. Diese geschieht vermittelst Schößlingen, die aus den Sprossen des unterirdischen Stammes während des Wachstums der Bananen heranwachsen. Aber während in Brasilien ein solcher Mutterstamm im Laufe eines Jahres vielleicht 10—12 kräftigster Nachkommen um sich versammelt, dauert es im Küstenland in Tanga sehr lange, ehe überhaupt Neubildungen erfolgen, und die Anzahl derselben ist eine äußerst geringe. Daß man auch in Tanga die Bananen meist in Gruppen von etwa einem Duzend Stämmen beisammen findet, will natürlich nichts beweisen, denn um solch' eine Gruppe hervorzubringen, werden vielleicht mehrere Generationen ihre ganze Zeugungskraft haben aufwenden müssen.

Wahrlich angesichts solcher Thatsachen hatte ich keine Bodenanalysen und keine meteorologischen Beobachtungen nöthig, um mich von der Unfruchtbarkeit des Bodens und der Trockenheit des Klimas in der Küstenzone zu überzeugen.

Daß ersterer die Hauptschuld an der geringen Ertragsfähigkeit trägt, wird augenfällig durch die Thatsache erwiesen, daß in dem von dem Reichskommissariat in Tanga errichteten Garten ebenso wie alle anderen Früchte auch die Bananen ganz vortrefflich gedeihen, weil nämlich hier vor dem Aufstand zahlreiche Hütten gestanden haben und dadurch der Boden mit Dungstoffen in hohem Grade angereichert worden ist. Dieser in der That ganz reizend angelegte Garten mag denn wohl auch eine der Ursachen von den übertriebenen Vorstellungen über die „paradiesische“ Fruchtbarkeit Tangas sein, denen der flüchtige Besucher nur zu leicht Raum zu geben geneigt ist.

Aber auch unter diesen günstigen Bodenverhältnissen reichte die Ertrags- und Vermehrungsfähigkeit der Banane nicht annähernd an die in Brasilien zu erzielende heran, weil ihr im ostafrikanischen Küstenland die nöthige Feuchtigkeit fehlt. Zwar erträgt die Banane vermöge der enormen wasserhaltenden Kraft ihrer Zellen sehr gut eine langanhaltende Dürre, ohne einzugehen, aber zum freudigen Gedeihen bedarf sie einer reichlichen Zufuhr von Wasser. Pflanzte man sie doch selbst in dem regenreichen Brasilien mit Vorliebe an die Ränder von Flüssen, damit ihre Wurzeln jederzeit Feuchtigkeit auffaugen können.

Aber nicht genug daß die Bananen im Küstenland selten und ertragsarm sind, ist auch ihre Dualität fast durchweg eine schlechte. Von den zahllosen Varietäten dieser Pflanze sind in Afrika natürlich wieder die minderwertigsten zu finden, die am wenigsten Süße, Saft, Aroma und am meisten Gerbstoff enthalten. Ganz besonders saftreich sind die hochstämmigen Sorten mit ihren langen, schmalen Früchten, die man auch wohl als Platanen oder Pferdebananen von den übrigen als besondere Art abgefordert hat. Im Innern herrschen diese fast ausschließlich, während man an der Küste doch wenigstens hin und wieder einige klein-

stämmige Varietäten mit schwächeren Früchten antrifft. Weit aus die besten Bananen habe ich auf der Insel Sansibar gefunden.

Die Seltenheit der Bananen spricht sich auch in dem hohen Preise derselben aus. Man bekommt für einen Bessa nur drei Stück, während man in Brasilien in der Kolonie Dona Franziska für einen Bingham, ein Kupferstück von ungefähr dem gleichen Metallwerth, mindestens zehn erhielt. An eine wirtschaftliche Verwerthung derselben in Ostafrika war unter solchen Umständen nicht zu denken.

Weit ergiebiger als die Bananen zeigt sich eine andere unter den Tropen ebenso sehr wie die Banane verbreitete Fruchtpflanze die Ananas (*Ananassa sativa* K. *nanasi* pl. *mananasi*). Kein Wunder, — denn während jene eine Feuchtpflanze ist, ist diese eine Trockenpflanze. In den elendesten Sand gepflanzt, wächst sie selbst in tollster Dürre ungestört weiter und bringt auch weit regelmäßiger als die Banane ihre Früchte vor. Die Schambeneigenthümer verwenden sie gern zur Anpflanzung an den Grenzen ihrer Grundstücke. Außerdem trifft man sie ziemlich häufig mitten in den Schamben an, wo sie ohne jede Pflege sich selbst überlassen bleibt, und da die Vermehrung gleichfalls durch Sprossung geschieht, oft zu dichten Hecken zusammenwächst. Die Ansicht Dr. Wohltmanns*), daß die Ananas den Schatten nicht vertrage, wird durch die Thatsache widerlegt, daß sie auch im dichtesten Schatten von Kokosbäumen und selbst im Halbschatten des Affenbrot- und Mangobaums auf den Schamben bei Tanga noch gute Früchte hervorbringt. Der niedrige Preis der Ananas in Tanga zeigt ihr häufiges Vorkommen, aber auch die verhältnißmäßig geringe Werthschätzung, die der Eingeborene ihr angedeihen läßt. Auch diese Kulturpflanze ist nur in minderwerthigen Varietäten vertreten. Zwar stehen die dortigen Ananas an Saftigkeit, Süße und Aroma den berühmten Sorten von Westindien und Bahia nur um ein wenig nach, aber sie haben einen Fehler, der sie auf dem Weltmarke gegenüber diesen Spielarten wettbewerbsunfähig macht und der zugleich für den geringen Kulturstand afrikanischer Landwirtschaft charakteristisch ist. Während nämlich in allen anderen Tropenländern es der Kultur gelungen ist, die in dem Ananasfleisch befindlichen Samen sammt deren Kerngehäuse nach und nach vollständig zu entfernen, ist die afrikanische Ananas noch voll von ihnen, so daß man, um sie überhaupt genießbar zu machen, über einen dritten Theil der Frucht einfach wegschneiden muß. Da nun, wie bei allen Freiland-Ananas auch die afrikanische in der Mitte einen ungenießbaren, vollständig harten Strunk, die Fortsetzung des Fruchtstengels hat, den erst die Hochkultur europäischer Treibhäuser zu beseitigen gewußt hat, so bleibt von dem ganzen Gewicht einer Ananas vielleicht nur die Hälfte zum Genuß übrig.

Eine Verwendung zur Fasergewinnung findet bei der Ananas ebensowenig wie bei der Banane statt.

So unglaublich es für den Kenner klingt, so ist es doch Thatsache, daß man in diesem trockenen Küstensand auch an vereinzeltten Punkten einige Halme Zuckerrohr (*Sacharum officinarum* L. K. *mua*

*) Die natürlichen Faktoren der Agrikultur und die Merkmale ihrer Vertheilung, pag. 324.

pl. miwa) also eine ausgesprochene Feuchtpflanze findet. Erklärlich wird ihr allerdings nicht sehr lebhaftes Gedeihen in dieser Gegend dadurch, daß sie sich nur an Stellen findet, wo natürliche Verhältnisse das Vorhandensein einer größeren Feuchtigkeit erzeugen, so beispielsweise am Fuße kleiner Hügel, woselbst sich das von diesen ober- und unterirdische herabfließende Wasser wenigstens etwas ansammeln kann. Benutzt wird das Rohr nur als Naschwerk, indem man den Saft nach Abschälung der holzigen Rinde, sozusagen saugend herausbeißt. In geringem Umfange werden im Küstenlande gebaut Tomaten (*Solanum lycopersicum* K. nyanya pl. nyanya) und zwar eine kleine sehr wohlgeschmeckende Art, dieselbe die man in Brasilien häufig antrifft, ferner spanischer Pfeffer (*Capsicum annum* K. pilipili) gleichfalls eine kleinfrüchtige aber sehr scharfschmeckende Art und verschiedene Cucurbitaceae. Von diesen sind erwähnenswerth die Lagenaria-Arten, deren Schalen als Trink- und Schöpfgefäße (K. dundu pl. madundu) Verwendung finden, dickfleischige Kürbisse (*cucurbita pepo* K. die Pflanze mboga pl. miboga die Frucht bogo pl. maboga. Den Plural maboga braucht man übrigens ganz allgemein, um alle eßbaren Vegetabilien zu bezeichnen,) mehrere Arten von Gurken (*Cucumis sativus*) von denen eine (K. tango pl. matango) im Geschmack sich nicht erheblich von den unserigen unterscheidet, und die saftigen, den Durst sehr gut stillenden, aber, wie es heißt nicht sehr gesunden Wassermelonen (K. tikiti pl. matikiti). Sehr zahlreich sind die Arten der Aurantiaceen. Mir sind vorgekommen zwei Arten süße und eine Art bittere Orangen, eine große und eine kleine Limonenart und eine große und kleine Zitronenart, und eine weitere Art, deren Einklassung mir unbekannt ist. Sie hat rothes Fleisch und zerfällt nicht, wie sonst die Aurantiaceen in einzelne Scheiben, sondern ähnlich wie die Granate und die Brotsfrucht in zahlreiche unregelmäßig verstreute oblonge Theilchen, deren jedes einen Kern einschließt. Sie hatte dieselbe Struktur wie eine aus Indien nach Tanga gebrachte Frucht, war aber weit kleiner wie diese und schmeckte nicht so süß, sondern etwas bitterlich.

Von Fruchtbäumen trifft man den Melonenbaum (*Carica papaya* die Frucht K. papayi pl. mapapayi) im Küstenland selten an. Eine große Anzahl sind im Garten des Forts angepflanzt, und tragen hier auf dem gedüngten Boden ganz vortrefflich.

Von den Guayaven (*Psidium pomiferum* L. K. Baum mpera pl. mipera Frucht pera pl. mapera) habe ich nur halbverkrüppelte Sträucher, nicht so hohe Bäume wie in Brasilien gesehen, doch mögen diese wohl auch vorkommen. Der widerwärtige Terpentingeschmack der Früchte ist jedenfalls hier ebenso stark wie dort. Eine Verwendung zu Pasten, wie sie in Brasilien so beliebt sind, findet hier nicht statt. Von anderen seltener vorkommenden Fruchtbäumen seien noch erwähnt der Brotsfruchtbaum (*Artocarpus incisa* K. die Frucht finessi pl. mafinessi) mit seiner großen, stark nach Terpentin schmeckenden, mit vielen Kernen durchsetzten Frucht, der Cashubaum (*Anacardium occidentale* L. K. die Früchte korosho pl. makorosho) mit seinen eigenthümlich gestalteten Früchten — der in eine halbmondförmige Kapsel eingeschlossene mandelartig schmeckende, ölhaltige Same sitzt in fecker Stellung einem

fleischigen und feigenartig verdickten Fruchtstengel, von stark zusammenziehendem säuerlichen Geschmacke auf — und der mzambarau (Name des Baumes, die Frucht heißt zambarau pl. mazambarau, wonach Baumann Us. S. 37 zu berichtigen,) dessen etwa pflaumengroße Früchte von gelblicher bis röthlicher Farbe mit drei schwarzen Kernen einen angenehmen süßsäuerlichen Geschmack haben.

Viehzucht wird an der Küste fast gar nicht getrieben. Die Leute halten sich zwar meist einige Hühner, aber selten sieht man Enten, Ziegen, Schafe und Esel, niemals Rinder. Schweine sind, da die ganze Küste muhamedanisirt ist, dort verpönt und daher niemals nach Ostafrika eingeführt worden. Auch Gänse und Truthühner sind unbekannt. Ebenso wenig hält man sich Bienen. Die Verhältnisse der Küste scheinen für die Viehzucht nicht besonders vortheilhaft zu sein, wozu wohl der Mangel guten Süßwassers das Meiste beiträgt. Gegenwärtig herrscht außerdem seit einigen Jahren bereits eine Seuche, die das Rindvieh, das früher an der Küste und im Digoland gehalten wurde, vollständig vertilgt hat.

Die Anbauversuche der Europäer in Tanga sind natürlicher Weise noch nicht von erheblichem Umfang gewesen. Die bedeutsamsten sind jedenfalls die Vanillepflanzungen, die der ehemalige Generalvertreter der D. D. N. G. Baron von St. Paul-Ilairé östlich der Ortschaft auf etwas lehmigem Boden und die Vanille- und Kautschukpflanzungen, die er westlich derselben hat anlegen lassen. Ein definitives Ergebnis ist natürlich noch nicht zu erwarten, doch scheint soviel sicher zu sein, daß die Vanille, falls sie nur die gehörige Beschattung empfängt und in trockenen Zeiten tüchtig begossen wird, selbst in dem schlechten Küstenande gut fortkommt. Die Schnittlinge zur Anpflanzung sind aus Réunion, woselbst bekanntlich eine blühende Vanillekultur herrscht, bezogen worden; auch ist ein Pflanzler von dorthier angeworben worden, der seiner Aufgabe mit größter Sorgfalt nachzukommen sucht.

Die Frage freilich, ob sich die Vanillekultur in diesem doch immerhin recht unfruchtbaren Boden und bei der vielen Handarbeit, die ihre Pflege erfordert, angesichts der durch die Erfindung des Vanillins doch ziemlich gedrückten Preises des Produktes noch lohnt, kann erst ermessen werden, wenn die Größe des Ertrages und die Dualität des Erzeugnisses feststeht.

Versuche mit Gemüsebau sind im Fortgarten, in der Mission und von mir angestellt worden. In ersterem, woselbst die Beete gut mit Eselmist gedüngt, sehr stark beschattet waren und täglich aus dem in der Nähe liegenden Brunnen reichlich Wasser erhielten, sind die besten Erfolge mit Kohlrabi, Mohrrüben, Radieschen, Bohnen und Salat, gar keine unter anderem mit Erbsen erzielt worden. In der Mission hatte man bei meinem Weggange eben erst mit der Bepflanzung angefangen; wenn ich nicht irre, hatte man damals bereits Salat gezogen. Ich selbst habe mit Gemüse wenig Versuche angestellt. Die Verwaltung einer Erwerbsgesellschaft führend, mußte ich bei allen Anbauversuchen nicht nur die physische Möglichkeit des Hervorbringens an Bodenprodukten, sondern in erster Linie die wirthschaftliche Rentabilität derselben ins Auge fassen. Eine solche schien mir aber ausgeschlossen durch die Nothwendigkeit von Schattenanlagen mit womöglich abnehmbaren Beschattungs-Einrichtungen,

durch die Nothwendigkeit einer ausgiebigen Düngung des unfruchtbaren Sandbodens, durch die Nothwendigkeit täglicher mehrmaliger Begüsse und den Mangel sowie die schwere Beschaffbarkeit von süßem Wasser und endlich durch die Jahreszeit in der ich für die Gesellschaft thätig war.

Unsere Gemüsepflanzen vertragen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die hohen Temperaturgrade der Tropen recht schlecht. Nur durch große Mengen von Feuchtigkeit gelingt es diesem Hinderniß eines guten Gedeihens entgegen zu arbeiten. Man kann dies auf doppelte Weise erreichen, einmal durch direkte Zufuhr von Wasser, also durch fleißiges Begießen und dann durch Verminderung der Verdunstung mittelst Beschattung. Denn diesen Zweck allein können die Schattenvorrichtungen haben; der Schatten an und für sich ist dem Gemüse, zu dem ja fast nur Lichtpflanzen und keine Schattenpflanzen gehören, entschieden schädlich. Will man also nicht den Nutzen, den die Beschattung durch Verhütung einer zu schnellen Verdunstung stiftet, zum Theil wieder aufheben, so muß man wenigstens einige Stunden lang des Morgens und des Abends, sowie bei bedecktem Wetter die Schattenvorrichtungen entfernen können. Vollständig derselbe Zweck wird erreicht, wenn man dem Gemüse so oft Wasser zuführt, daß die schnelle Verdunstung immer wieder ersetzt wird. Einen nach dieser Methode in mustergültiger Weise bewirthschafteten Garten habe ich auf der Insel Sansibar, einige Kilometer nördlich der Stadt auf der Schamba eines reichen Parsi (Juder einer vornehmen Kaste) zu sehen bekommen. Der Garten war sehr geschickt in der Senkung zwischen zwei Hügeln angelegt, die zwar so breit war, daß dadurch die Besonnung der Beete nicht verhindert wurde, die aber zweifellos feuchter war als hochgelegenes Land. Die Beete waren dort so angelegt, daß sie ein tieferes Niveau als die sie durchschneidenden Wege hatten, wodurch natürlich sämtliches Gießwasser auf ihnen erhalten blieb. In kurzen Zwischenräumen waren Tonnen in die Erde gegraben die das ihnen mittelst Fuhrwerks zugeführte Brunnenwasser, eventuell auch Regenwasser aufnehmen sollten. Aus diesen Tonnen wurde dann mittelst Gießkannen — man hätte besser wohl Spritzen angewandt — tagtäglich 4—5mal Wasser zum Begießen der Pflanzen entnommen. Diese standen geradezu tadellos. Sämmtliche nur denkbaren Gemüse traf ich dort in gleicher Güte an, wie sie in Europa gezogen werden; Kohl und Salat bildeten feste Köpfe, während sie sonst in den Tropen oft stark auseinandergehende Blätter haben, und selbst der Blumenkohl, dessen Zucht ja das so selten erreichte ideale Ziel jedes tropischen Gärtners ist, zeigte ganz hübsche, wenn auch etwas kleine, so doch, was die Hauptsache ist, durchaus feste Köse. Dieser hervorragende Erfolg ist außer der vortrefflichen Düngung mit vielem aus der Stadt bezogenen Stalldünger, vor allem der systematischen und überaus reichlichen Bewässerung zuzuschreiben. Schattenvorrichtungen fanden sich nirgends.

Wichtiger als man annehmen sollte, sind in den Tropen die Jahreszeiten in denen man Gemüse zieht. Wenn auch die Temperatur-Unterschiede oft nicht sehr erhebliche sind, so sind sie doch an der ostafrikanischen Küste groß genug, um den Anbau der Gemüse in der kühlen Jahreszeit, also so, daß sie am Ende der großen Regenzeit (im Mai) ausgesäet werden, als erfolgreicher erscheinen zu lassen. Nach diesem Prinzip

werden auch die Gärten der Mission in Bagamoyo bewirthschaftet, die namentlich hinsichtlich der Bewässerung noch mustergültiger angelegt sind, als der obengenannte Garten, deren von allen Seiten so sehr gerühmte Erfolge im Gemüsebau ich aber, weil ich im März dort war, nicht eigen-
äugig kennen gelernt habe.

Da ich nun im September nach Tanga kam, beschränkte ich mich auf wenige Versuche, die ich aber bald aufgab, als ich der großen Kosten inne wurde, die das Herbeischleppen des Wassers aus dem entfernten und zudem sehr wasserarmen Brunnen verursachen würde. Nur ein einziges Gemüse hat sich durch diese schwierigen Verhältnisse, ohne daß ich es durch Begießen irgendwie unterstützt hätte, glücklich durchgeholfen, und zwar Stangenbohnen. Allerdings blieben sie sehr klein und gaben nur minimale Erträge, aber bewiesen doch wieder einmal die Unverwundlichkeit dieser Gemüseart. Leider habe ich mit den brasilianischen kleinen schwarzen Buschbohnen, die ich in Brasilien als ein so nahrhaftes und überaus schmackhaftes Nahrungsmittel kennen gelernt hatte, keinen Erfolg gehabt. Sie verbrannten in Folge der unglaublichen trockenen Hitze, die entgegen der Regel in der sogenannten kleinen Regenzeit herrschte. Meine Versuche mit Feldfrüchten nahmen folgenden Verlauf: Ende September besäte ich etwas über einen Hektar mit Mais und Sesam als Zwischenfrucht, wie das die Eingeborenen auch zu thun pflegen. Zu dem Mais nahm ich theils den ungemein geringwerthigen einheimischen Samen, theils mitgebrachten Samen mehrerer werthvoller nordamerikanischer Sorten. Und merkwürdig der einheimische Mais von dem man doch hätte annehmen sollen, daß er dem trockenen Klima besseren Widerstand zu leisten vermocht hätte, er verbrannte vollständig, nachdem er etwa die Höhe von 75—100 Centimeter erreicht, und schon während dieses Wachstums ein dürftiges und spindeliges Aussehen gezeigt hatte. Der fremde Mais dagegen hatte ein durchaus befriedigendes kräftiges und verhältnißmäßig saftig frisches Aussehen und hielt der Trockenheit tapfer Stand. Ich glaube auch annehmen zu können, daß er eine befriedigende Ernte gegeben hätte, wenn er nicht des Nachbars Vieh zum Opfer gefallen wäre.

Auch die Versuche mit Sesam förderten ein nach einer Richtung hin überraschendes Resultat zu Tage. Das von mir für die Gesellschaft erworbene Hausgrundstück war theils mit Palmen bestanden, theils offen. Die Aussaaten geschahen in beiden Partien. Und seltsam, dort wo der Sesam durch die Palmen etwas beschattet, die Verdunstung des Wassers also geringer war, verfiel er demselben Schicksal wie der Mais, er verbrannte. Auf den offenen Flächen dagegen habe ich zwar nicht von allen ausgesäeten Pflanzen, aber doch von einem Theil derselben, allerdings erst nach 4 $\frac{1}{2}$ Monaten eine Ernte eingebracht. Während also sonst große Trockenheit die Reifezeit unter Verkümmern des Ertrages beschleunigt, hat sie bei dem Sesam sie bedeutend verzögert.

Im Oktober säete ich den Samen einer in den Tropen leider nur zu wenig bekannten Futterpflanze aus, die man ihrer kolossalen Erträge halber nicht mit Unrecht die Königin der Futterpflanzen genannt hat, der Theosinte (*Euchlaena luxurians*). Aber welch einen Unterschied konnte ich hier wieder gegenüber den Verhältnissen in Brasilien feststellen!

Dort waren die von mir zur richtigen Zeit ausgesäeten Pflanzen etwa 3—4 Meter hoch geworden und hatten so zahlreiche Seitenschößlinge hervorgebracht, daß ein einziger Stock von zwei Mann nicht umspannt werden konnte. Und hier? Winzige Dingerchen von kaum einem Meter Höhe und höchstens drei oder vier Seitenschößlingen, ein kläglicher Anblick! Auch als ich im Glauben, daß das schlechte Fortkommen dieser in Mexiko beheimatheten Pflanze, weniger durch die Trockenheit als durch die Unfruchtbarkeit des Bodens verursacht werde, eine Anzahl Pflanzen in Löcher umsetzte, die ich stark mit Compost und Dünger angefüllt hatte, wurde das Wachstum nicht besser. Als ich aus Tanga fortging, standen die Pflanzen noch unverändert auf dem Lande, nachdem einige von ihnen etwas Samen getragen hatten.

Die Stellen, auf denen mir der Mais und der Sesam weggebrannt waren, besäete ich im November mit Baumwolle und mit Erdnüssen als Zwischenfrucht. Gleiche Aussaaten machte ich in einer etwas entfernter liegenden, gleichfalls für die Gesellschaft erworbenen Schamba.

Der Baumwollenversuch hatte, mag das nun an dem mangelnden Regen, mag es an dem unfruchtbaren Boden oder an beiden Faktoren gelegen haben, ein abschreckend klägliches Ergebnis. Die Stauden wurden in dem Hausgrundstück etwa 50 cm, auf der Schamba oft nur 25 cm hoch, hatten ein welkes, mattes Aussehen und brachten jämmerlich wenig Kapseln hervor. Besser gediehen die Erdnüsse, die, als ich im Februar die Gesellschaft verließ, eben zu reifen begannen. Die meisten von ihnen hatten einen Raum von etwa einem Quadratmeter bedeckt und auch ziemlich viel Blüthen angelegt. Allerdings waren viele von den Samen in Folge der herrschenden Trockenheit überhaupt nicht aufgegangen, und in der Schamba gab es auch viel Exemplare, die sich schlechter entwickelt hatten. Der Boden daselbst schien mir in Folge Jahrzehnte langer Benutzung stärker ausgesogen zu sein, als der des anderen Grundstückes, woselbst wenigstens zur Zeit, als ich es kaufte, überhaupt kein Ackerbau betrieben wurde.

Schließlich sei noch erwähnt, daß ich auch Bananen auf dem Hausgrundstück angepflanzt habe. Es zeigte sich hierbei allerdings wieder einmal, wie wunderbar gut die Banane selbst bei trockenstem Wetter anwächst, aber die Ungunst der Wachstumsbedingungen für diese Pflanze trat in der kurzen Zeit meiner Anwesenheit schon dadurch zu Tage, daß in den 5½ Monaten nur verschwindend wenig neue Schößlinge neben dem Mutterstamm empor sprossen.

II. Die Jurakalk- und Thonschieferzone.

Die Jurakalkzone reicht in Tangaland vom Bangani bis etwas über den Sigi hinaus. Sie wird im Westen begrenzt von der der Gneißformation angehörigen Landschaft Bondei, im Norden von der Thonschieferzone, die die Landschaft Digo umfaßt. Ihre Entfernung von dem Meere ist eine wechselnde. Sie ist am größten etwas südlich von Tanga, ist aber nördlich von dieser Ortschaft beim Ausfluß des Mkulumusi und Sigi ziemlich gering und ganz verschwindend klein bei Tongoni an der Mtangata-Bucht und an mehreren Stellen südlich davon. Der

Boden besteht aus schwachlehmigem eisenorydhaltigen und darum rothen Sande, der dem hellen Küstensande an Fruchtbarkeit entschieden überlegen ist. Immerhin ist diese noch nicht sonderlich groß, wie die kärgliche Vegetation — Grasland mit Buschgruppen — und der Stand der Kulturen beweist. Leidlich fruchtbar scheint das nächste Hinterland der Mtangatabucht und einiger Dörfer südlich davon sowie die Umgebungen von Amboni zu sein. Einen ganz ähnlichen Boden- und Vegetationscharakter trägt die Thonschieferzone, nur daß hier der Boden oft weniger roth gefärbt ist und meist einen grauen Ton hat. Das Lob, das Baumann dem Wadigoland zollt, scheint mir nach dem, was ich von diesem Landstriche gesehen habe, nicht berechtigt zu sein. Die klimatischen Verhältnisse sind von Pangani bis zum Sigi in dem dem Meere mehr zugewandten Theile sowie in ganz Digo die gleichen wie die der Küstenzone. Die Trockenheit, die zur Zeit meiner Anwesenheit in Tanga herrschte, suchte in gleicher Weise auch diesen Landstrich heim, so daß unter den Wadigo bereits ein Mangel an Lebensmitteln sich fühlbar zu machen begann. Die Terrainbeschaffenheit ist in dem ganzen Gebiet die gleiche, eine von wenigen unbedeutenden Wellenlinien unterbrochenen Ebene, die aber von der Küstenzone an, die sie gleich an der Grenze um etwa 20 m überragt, ganz allmählich nach Bondei hin ansteigt.

Diesem allgemeinen Charakter weichen ihrer Bodenbeschaffenheit und ihrer Feuchtigkeitsverhältnisse halber die Flußthäler des Pangani, des Mkulumusi und des Sigi und in letzterer Hinsicht der westliche Theil der Jurakalkzone nicht unerheblich ab.

Die Schwemmgelände der drei Flüsse haben einen lehmigen, humosen, dunkelgefärbten Boden, der, weil er als Ablagerungsstätte von Schwemmgeländen dient und durch die unmittelbare Nähe der Flüsse durchgründwässert wird, von entschiedener Fruchtbarkeit ist. Das Schwemmgelände des Pangani, welches am breitesten ist, wird von der Kultur fast ganz eingenommen; die leider nur sehr schmalen, nur kurz vor den Mündungen sich erweiternden Schwemmgelände des Sigi und Mkulumusi tragen entweder Galleriewälder oder ein hohes, gutes Gras, das von den Eingeborenen inde genannt wird.

Ein ganz besonderes Interesse bietet die letzte Strecke des Mkulumusi, etwa 5 km von seiner Mündung entfernt. Hier habe ich im Oktober 1890, als ich auf der Suche nach fruchtbarem Boden das Land auf selbstgebahnten Pfaden und im Bett des Mkulumusi durchstreifte, am linken Flußufer in dem dortigen Kalksteingebirge wunderbare, theils außerordentlich hohe und tiefe, theils aus labyrinthischen Gängen und Hallen bestehende Höhlen entdeckt. Auf einer späteren Tour habe ich auf demselben Ufer eine Anzahl kleinerer Höhlen gefunden, deren Zahl im Ganzen, je nachdem man die kleineren mitzählt oder nicht, 10—12 beträgt, während ich auf dem rechten Ufer nur großartige Klüfte und Aushöhlungen gesehen, deren obere Decke aber regelmäßig auch ausgewaschen war.

Eine Beschreibung dieser Entdeckungsfahrt, eine Schilderung der Höhlen und der seltsamen Vegetation auf dem Rücken des Kalkgebirges, in welchem sie liegen, und einen Versuch, die Entstehung dieses interessanten Naturphänomens zu erklären, habe ich an anderer Stelle veröffentlicht. (Deutsche Kolonialzeitung 1891, Septemberheft.) Indem ich auf diesen Aufsatz hinweise, muß ich hier nur einen Irrthum der

Redaktion berichtigen. Es wurde von dieser nämlich meine ausführliche Erörterung über die Namensgebung der Höhlen in den Satz zusammengezogen, daß man die Höhlen am besten die „Kalksteinhöhlen von Tanga“ nennen könnte. Das habe ich nicht sagen wollen; meine Aeußerung ging vielmehr dahin, daß mir jede Benennung recht sein solle, wenn sich nur irgend eine allgemeine Geltung verschaffte. Die Frage nun, welche hierauf das meiste Anrecht hat, ist nicht leicht zu beantworten. Das geringste jedenfalls die oben angeführte, die in einigen Zeitungen als Ueberschrift über den Entdeckungsbericht gestanden hat und mehr eine Beschreibung des Gegenstandes als eine Benennung desselben enthält. Ich selbst habe sie, ohne diese Benennung mit einem feierlichen Akt zu verbinden, Mikulumshöhlen getauft, weil sie dicht an diesem Wasserlauf liegen und wahrscheinlich auch seinen Einwirkungen ihre Entstehung verdanken. Obwohl dieser Name sich im Gespräch in Tanga eigentlich schon vollkommen eingebürgert hat, will ich gern auf mein Entdeckungsrecht der Namensgebung verzichten, wenn ein anderer Name zur allgemeinen Geltung kommt. Ich that dies schon, als ich keinen Einspruch gegen die von dem damals stellvertretenden Reichskommissar Herrn Dr. Schmidt, allerdings wie mir schien ohne Legitimation hierzu, vorgenommene feierliche Taufe erhob, in der er den Höhlen den Namen „Kaiser-Wilhelmshöhlen“ beilegte. Da nun aber Seine Majestät der Kaiser auf die Bitte, Allerhöchst seine nachträgliche Zustimmung zu dieser Namensgebung zu ertheilen, dies zwar gethan, dabei aber mit einem so treffenden Scherz den Petenten auf das Unpassende hingewiesen haben soll, Guanohöhlen, und seien sie noch so großartig, auf den Namen des Reichsoberhauptes zu taufen, so dürfte wohl auch hiermit die Frage nicht erledigt sein.

Neuerdings ist nun Dr. Baumann in seinem schon oft zitierten Buche über „Usambara und seine Nachbarländer“ mit der Behauptung aufgetaucht, die Höhlen seien bereits den Eingeborenen bekannt gewesen und würden von ihnen Siga-Höhlen genannt. Es ist nun allerdings richtig, daß in früheren Zeiten dort in der Nähe Leute gehaut haben müssen, da ich selbst bei meinen späteren Herumstreifereien mitten im Busch einen Platz entdeckt habe, den verschiedene Anzeichen — Topfscherben, kleine Steinchen zum Festmachen in den Lehmmauern, üppiger Pflanzenwuchs u. a. m. — als einen früheren Dorfplatz erkennen ließen, aber daß die jetzige Generation von diesen Höhlen Kenntniß gehabt hat, glaube ich nicht eher, als bis es mir noch von anderer Seite bestätigt wird. Denn gerade bei solchen Erkundigungen ist der Ausfragende, namentlich wenn er in seinen Gewährsmann etwas gern hineinfragen möchte, allzuleicht Irrthümern ausgesetzt. Aber wenn sich auch die Baumann'sche Behauptung bestätigen sollte, so glaube ich doch, daß dieser völlig unaugeklärte und sinnlose Name, der vielleicht nur auf einer Verwechslung mit noch nicht entdeckten Höhlen am Sigi beruht, für uns nicht maßgebend sein sollte, trotzdem derselbe bereits seinen Platz auf den Baumann'schen Karten gefunden hat.

Diese Höhlen haben nun auch ein gewisses wirtschaftliches Interesse. Denn in einer von ihnen, die ich wegen der äußerst verschlungenen Gänge Labyrinthhöhle genannt habe, finden sich 1—2 Meter mächtige Lager eines Guano. Die meisten Besucher glauben, daß derselbe von Fledermäusen herrühre. Ich halte das für einen Irrthum, denn erstens findet sich in der größten aller Höhlen, in denen die Fledermäuse zu Tausenden ihr Wesen treiben, der Guano überhaupt nicht, während ich diese in der Labyrinthhöhle nur bei einem einzigen Besuch angetroffen habe. Zweitens besteht die oberste Schicht dieses im übrigen pulverartigen Guano aus trockenen Kügelchen, die noch ganz deutlich die Struktur des Wildschweinemistes zeigen. Kein Eingeborener, den ich darüber befragte, war einen Augenblick hierüber im Zweifel. In der That haben sich auch bei einem Besuch der Höhlen seitens mehrerer Deckoffiziere der Schwalbe eine Anzahl Wildschweine in den Höhlen gezeigt. Die Mengen dieses Guano sind nun aber nicht so groß, daß sich sein Export nach außerhalb lohnen würde. Nur für den Eigenthümer der benachbarten Ländereien werden sie einen hohen Werth haben.

Eine wohl noch größere wirthschaftliche Bedeutung gewinnt diese Entdeckung noch dadurch, daß der Jurakalk in unserem Schutzgebiet nur selten in dieser Mächtigkeit, so freiliegend wie hier aber überhaupt wohl nirgends zu Tage tritt. Dadurch ist die Gewinnung eines Kalkes zum brennen und zu Bausteinen ungemein erleichtert, der den Korallenkalk an der Küste zweifelsohne an Güte weit übertrifft. Selbstverständlich wird man beim Abbrechen des Gesteines nicht so barbarisch sein und landschaftlich schöne Partien, die auch, abgesehen von den Höhlen an der Flußfront am linken Ufer sich häufig finden, dem Geldinteresse opfern. Steht doch dort so viel Kalk frei, daß das Bedürfniß von ganz Ostafrika auf Jahrhunderte hinaus damit befriedigt werden könnte.

Eine andere Entdeckung von wirthschaftlicher Wichtigkeit habe ich ganz in der Nähe dieses Kalkgebirges, aber auf dem rechten Ufer des Mkulumusi gemacht. Dort fand ich an zwei Stellen zwei ausgedehnte Thonlager, die einen ausgezeichneten Töpfer- und Ziegelthon liefern würden, wie ich mich selbst durch einen kleinen Versuchsbrand überzeugt habe.

Es ist im allgemeinen Interesse nur zu bedauern, daß ich diese Entdeckungen alle im Dienste und zu Gunsten einer Gesellschaft gemacht habe, die weder kapitalkräftig genug ist, um dieselben in genügender Weise wirthschaftlich ausbeuten zu können, noch auch, weil in anderen Ideen zu sehr befangen, Lust hierzu zeigt. Die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft sollte sich dieser für den Eisenbahnbau nach mancherlei Richtung hin und auch zu sonstigen Bauten trefflich geeigneten Materialienvorräthe kraft ihrer Sonderrechte bemächtigen, oder aber dafür Sorge tragen, daß diese Schätze von einer anderen Gesellschaft in geeigneter Weise verwerthet werden.

Die andere Ausnahme von dem allgemeinen Charakter der Jurakalk- und Thonschieferzone, der westliche Theil der ersteren, zeigt zwar die gleiche Bodenbeschaffenheit wie diese, ist aber durch ungleich trockeneres Klima so ungünstig gestellt, daß sie sich in ihrem Vegetationsbilde der Nyitasteppe im Norden unseres und im Süden des englischen Gebietes nähert. Freilich so trostlose Strecken, wie sie dort stellenweise vorhanden sind, habe ich bei meinen mehrfachen Durchquerungen des in Rede stehenden Gebiets nirgends angetroffen. Woher die Trockenheit gerade dieses Landstrichs kommt, ist schwer zu sagen, da es doch von allen Seiten von Kulturland umgeben ist. Gerade darum vermuthe ich, daß es doch vielleicht nicht so schlimm damit bestellt ist, wie man in Folge der Unbewohntheit des Gebiets gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, und daß sicherlich Feuchtigkeit genug da ist, um durch Gräben von Brunnen auch dieses Gebiet bewohnbar zu machen. Ich werde in dieser Ansicht durch die von mir gemachte Beobachtung bestärkt, daß in der kurzen Zeit meiner Anwesenheit in Tangaland die Kultur ein klein wenig aus dem angrenzenden Wohnlande in die früher unbewohnte Steppe vorgeückt ist. Ich habe mehrfach Neuklärungen vom Buschland in letzterer wahrgenommen.

Von den besprochenen Ausnahmen abgesehen, ist der Betrieb der Landwirthschaft im Jurakalk- und Thonschiefergebiet ganz die gleiche wie in der Küstenzone. Auch den Mangel an Vieh, mit Ausnahme von

Ziegen, haben beide Gebiete gemein; ein Mangel, der in Digo allerdings erst durch die räuberischen Massais herbeigeführt worden ist, da in früheren Zeiten die Wadigo fast ausschließlich sich mit Viehzucht beschäftigten.

Der Ackerbau im Panganithal hingegen hat ein anderes Aussehen. Hier wird, und zwar seitens der Araber mittelst Sklavenarbeit ein ausgedehnter Zuckerrohranbau getrieben. Die natürlichen Bedingungen hierzu sind die denkbar günstigsten. Denn einmal ist das Land sehr fruchtbar und gerade zur Kultur des Zuckerrohrs, wie alle Flußschwemmgelände außerordentlich geeignet, und zweitens ist der Pangani bei einsteigender Fluth bis Tschogwe, etwa 30 Kilometer von der Mündung, für große Daus befahrbar, so daß die sämtlichen Rohrplantagen, die unmittelbar am Flusse liegen, eine direkte Verbindung mit Sansibar haben, durch die sie ihre Produkte in bequemer Weise dorthin verladen und ihre Bedürfnisse, insbesondere auch die schweren Maschinen von dort beziehen können. Auch zum Transport des Rohrs vom Felde zur Presse wird gewöhnlich der Wasserweg benutzt, was natürlich eine große Kostenersparniß ermöglicht. Das Pressen erfolgt in den bekannten Maschinen mittelst dreier liegender eiserner Walzen, durch die das Rohr durchgezogen wird und die mittelst Göpels getrieben werden. Das etwas geneigte Flußufer gestattet es meist den Kochkessel so tief unterhalb der Presse anzubringen, daß der Zuckersaft direkt aus der Presse in den Kessel geleitet werden kann — wiederum der Grund einer erheblichen Ersparniß an Zeit, Mühe und Geld. Das Einkochen in den flachen offenen Kesseln geschieht nun nur zur Syrupdicke, etwa bis zum großen Faden, nicht aber bis zum Breitlauf, also nicht so weit, daß beim Erkalten der Masse der Zucker herauskrystallisirt. Es ist das vom technischen Standpunkt verwunderlich genug, da dieses letzte Stadium der Zuckerbereitung, das Krystallisiren, auf diesen primitiven Stufen der Industrie ungleich weniger Mühe und Kosten verursacht, als das Pressen und kochen. Der Brasilianer im Urwald, der in noch primitiverer Weise die Zuckerbereitung betreibt, indem er, statt der von auswärts bezogenen Pressen mit liegenden, eisernen Walzen, selbstgefertigte mit stehenden hölzernen Walzen verwendet, schöpft den eingekochten Zuckersaft einfach in hölzerne Tröge (ausgehöhlte Bäume), wo er zunächst starr wird, und bringt diese Masse sodann in dreieckige aus Brettern hergestellte Kästen, deren untere Kante geöffnet ist, so daß der allmählich abfließende nicht auskrystallisirte Zuckersaft — wir würden sagen die Melasse — hierdurch in einen unten aufgestellten Einbaum abtröpfeln kann. Würde der Araber am Pangani auch nur in der gleichen primitiven Weise seinen Zuckersaft behandeln, so hätte er den Vortheil, daß er nicht soviel tote Last — das Wasser des Zuckersaftes — mit zu verladen brauchte, und daß er in der Auswahl des Transportgefäßes nicht so beschränkt wäre. Jetzt ist er, da für Fässer kein Material vorhanden ist und solche auch nicht eingeführt werden, auf die Blechgefäße angewiesen, in denen das amerikanische Petroleum nach den Tropen verschifft wird und die auch dorthin ihren Weg gefunden haben. Leider versteht aber der Araber diese Gefäße nicht genügend zu reinigen (am besten geschieht dies mittelst Soda), und so kommt es denn, daß der darin aufbewahrte Zuckersyrup, wovon ich mich an Ort und Stelle selbst

überzeugt habe, einen abscheulichen Beigeschmack nach Petroleum hat. Unbegreiflich, wie sich die Konsumenten in Sansibar ein solches Attentat auf ihr Wohlbefinden gefallen lassen. Natürlich ist der Preis für diesen sozusagen denaturirten — oder sagen wir deutsch entreinigten — Syrup ein sehr niedriger — das Pfund engl. hat einen Ausfuhrwerth von $4\frac{1}{3}$ Besa —, was vielleicht die auffallende Thatsache erklärt, daß diese Araber, trotz der außerordentlich günstigen Bedingungen ihrer Kultur, ganz in den Händen ihrer Zwischenhändler, der sie gründlich auswuchernden Jnder, sein sollen. Der Verarbeitung des Sastes zu Zucker gerade durch die Araber würde sich allerdings ein nicht zu unterschätzendes Hinderniß entgegenstellen. In primitiven Zuständen, in denen an die Zuckergewinnung aus der Melasse mittelst des Strontianitverfahrens selbstverständlich nicht gedacht werden kann, bleiben für eine rentable Verwerthung der Rückstände aus der Zuckersabrikation nur zwei Wege offen. Die Destillation zu Zuckerschnaps und die Verfütterung an Schweine, für welche sie ein unübertroffenes, insbesondere auch ein sehr feinschmeckendes Fleisch erzeugendes Mastfutter bilden. Beide Wege aber sind dem Araber durch seine religiösen Vorschriften vollständig verschlossen, und es ist daher undenkbar, daß, wenn europäischer Unternehmungsgeist hier nicht eingreift, die durch und durch unwirtschaftliche Verwerthung der reichen Bodenschätze des Panganithales irgend welche Aenderung erfahren könnte.

In den Ausfuhrtabellen figurirt die Melasse — wie der Zuckersyrup hier fälschlich genannt wird — mit dem Honig in einer Rubrik. Es ist aber kein Zweifel, daß von beiden Waaren, deren Ausfuhrwerthe 1888/89 50 932 Rupien, 1889/90 72 457 Rupien betragen, der weitaus überwiegende Theil Syrup ist.

Von europäischen Kulturen innerhalb der Surakalkzone ist zunächst die Anlage der Deutschen Pflanzergesellschaft in Amboni zu erwähnen, welche dort Tabak zu bauen unternommen hat, und neueren Nachrichten zufolge auch einen für den Anfang ganz erheblichen Posten nach Deutschland geschickt hat. Man kann nicht behaupten, daß die Wahl des Ortes eine glückliche gewesen ist. Und zwar aus verschiedenen Gründen. Einmal scheint der Ort zu nahe an der See gelegen zu sein, was bekanntlich dem Tabak in Sonderheit seiner Verbrennlichkeit wegen des Salzgehaltes der Luft leicht schaden kann. Zweitens ist der Boden, dort wo die Plantage selbst liegt, zwar leidlich fruchtbar, läßt in gar nicht zu weiter Entfernung von ihr aber augenscheinlich in dieser Hinsicht sehr nach, was natürlich für die Ausdehnung des Tabaksbaues nicht günstig ist. Drittens liegt die Plantage an einem sehr hohen und steilen Abfall des Surakalkplateaus gegen den Sigifluß und ist auf dessen Wasser angewiesen. Da nun aber die Tabakkultur in jedem Falle sehr erhebliche Zufuhren von Wasser, namentlich zur Feuchthaltung der Saatbeete und der jungen Auspflanzungen bedarf, so sind damit die Produktionskosten der Kultur ganz erheblich vermehrt. Täglich ist in der Saat- und Pflanzzeit und bei sehr trockenem Wetter auch später eine Karawane von mindestens wohl 40—50 Weibern zwischen Sigi und der Plantage im Gange, die mit den gefüllten, etwa nur eine Gießkanne Wasser fassenden Gefäßen wohl gegen drei Viertel Stunden brauchen, ehe sie den Berg erklommen haben.

Dazu kommt viertens noch, daß dieses Sigiwasser den Tabakpflanzen durchaus nicht zuträglich ist, und zwar aus doppelten Gründen. Einmal, weil bis Amboni die Fluth noch dringt, und es daher sicher nicht immer verhindert werden kann, daß die Pflanzen auch salziges Wasser erhalten, was für sie geradezu Gift ist, und dann, weil oberhalb Ambonis Schwefelquellen entspringen, deren Wasser zur Fluthzeit sich mit dem des Sigi mischen und sicherlich, falls sie auf die Tabakfelder kommen, gleichfalls eine schädliche Wirkung ausüben.

Fünftens endlich scheint Amboni — was ja allerdings nicht vorausgesehen werden konnte — recht ungesund zu sein, da dort nicht nur gewöhnliche, sondern auch Gallenfieber nicht selten sind und auch schon ihre Opfer gefordert haben. Die Gesellschaft ist daher genöthigt, stets mehr Europäer hinauszuschicken, als die zu leistende Arbeitsmenge eigentlich erforderte, damit bei Erkrankungs- oder Todesfällen der ganze Betrieb nicht etwa ins Stocken geräth. Natürlich werden auch durch diesen Umstand die Ausgaben nicht unbeträchtlich erhöht.

Es sollte mich im allgemeinen kolonialen Interesse ungemein freuen, wenn die Gesellschaft es verstände, alle diese Schwierigkeiten zu überwinden, was ja durchaus nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegt. Den ernststen Willen hierzu zeigt sie sicherlich. Insbesondere hat sie verschiedene Brunnenanlagen hinausgeschickt, um durch sie die oben erwähnte dritte und vierte Schwierigkeit zu beseitigen. In wie weit ihr das geglückt ist, weiß ich nicht. Auch die Gesundheitsverhältnisse werden sich hoffentlich bessern, seitdem die Beamten ein neu errichtetes Haus aus Kalkolithplatten bezogen haben, dessen Errichtung sich anfangs mannigfache Hindernisse in den Weg stellten. Hoffen wir, daß die Gesellschaft für ihre Ausdauer endlich belohnt werde. Ich hielt es aber für meine Pflicht, auf die ungünstigen Bedingungen, unter denen sie arbeitet, ausdrücklich hinzuweisen, damit, falls das Unternehmen schließlich doch nicht gehalten werden könnte, die Freunde eines thatkräftigen Vorgehens in Ostafrika nicht den Muth zu anderen Unternehmungen verlieren möchten, indem sie die Ungunst der Umstände, die nur in diesem Sonderfall vorhanden war, als allgemeine Regel für unsere ostafrikanische Kolonie annähmen.

In dem Schwemmgelände des Mkulumusi, unfern dessen Mündung, in der Entfernung einer starken Stunde von Tanga, habe ich selbst Versuche mit dem Anbau verschiedener Pflanzen gemacht.

Dieselben haben zunächst erwiesen — und das war mir das wichtigste — daß die Baumwolle dort verhältnismäßig gut gedeiht. Die Kerne wurden zu gleicher Zeit mit der Baumwolle im Küstensand gesäet, sie waren derselben excessiv trocknen Witterung ausgesetzt, und wurden absichtlich nicht begossen, obwohl, da ich die Versuchsplantage unmittelbar am Ufer des Mkulumusi angelegt hatte, die Gelegenheit hierzu sehr günstig war. Und doch wies eine verschiedene Entwicklung zeigten die beiden Parallelversuche! Hier hatten die Pflanzen ein frisches Aussehen, ihre Blätter hingen nicht welk und schlapp gen Boden sondern standen saftstrotzend vom Stamme ab, die Pflanzen entwickelten sich zur Höhe von einem Meter und mehr, waren ziemlich reich mit Blüthen besetzt und brachten eine Baumwolle hervor, die zwar nicht von erster Qualität war,

aber doch immerhin als gut bezeichnet werden konnte. Freilich war die Entwicklung des Strauches bei weitem nicht so groß und mächtig, wie bei den Pflanzen, die ich in Brasilien selber gezogen und anderwärts gesehen hatte. Dieselben waren dort weit größer und vor allem weit verzweigter, und brachten daher auch eine größere Menge von Blüten hervor. Das aber lag sicherlich wohl an dem überaus trocknen Wetter, das einer günstigen Entwicklung des Stammes hinderlich sein mußte. Ueberhaupt wird man künftig als die Zeit der Aussaat nicht die so unsichere kleine Regenzeit sondern die große wählen, und dann auch — trotz des entgegengesetzten Rathschlags von Semler mit der Aussaat nicht warten, bis diese sich ihrem Ende zuneigt, sondern mit der Saat im April schon beginnen. Die von mir früher vertretene Gesellschaft hat, wie ich höre, in der großen Regenzeit eine Baumwollaussaat gemacht, ist aber damit nicht ganz zufrieden. Auch hier muß ich einem zu fürchtenden kolonialen Pessimismus von vorneherein entgegentreten. Mein früherer Assistent, Herr Stach, der mir und der Gesellschaft in seiner Eigenschaft als Kaufmann, sowie überhaupt durch seine Umsicht und seinen Fleiß große Dienste geleistet hat, und welchem nach meinem Fortgange aus Sparsamkeitsrück-sichten auch die Leitung der Plantagen übertragen wurde, klagt mir, daß der Boden nach Schluß der Regenzeit so hart wie Knochen geworden sei. Wäre er im tropischen Ackerbau bewandert, so hätte er wissen müssen, daß bei lehmigen Boden diese Erscheinungen nach dem Ende starker Regenzeiten unausbleiblich sind, und hätte zur Zeit gegen eine derartige Verbackung Vor-sorge getroffen, was er um so leichter konnte, als ihm, worauf ich einige Monate lang vergeblich gewartet hatte, verschiedene Pflüge und Ochsenspanne hinausgesandt worden sind. Aber freilich wie konnte man von einem Kaufmann solche Kenntnisse verlangen, und wie konnte man voraussetzen, daß er im Stande sein würde, den Negern die Handhabung des Pfluges beizubringen, er der selber sicherlich noch niemals einen Pflug geführt hat. Fällt also das Ernteresultat nicht nach Wunsch aus, so schiebe man nicht die Schuld den ostafrikanischen Verhältnissen, insbesondere nicht dem Boden zu.

Daß feuchteres Wetter und eine richtige Behandlung auch die Qualität des Productes verbessern werde, davon bin ich überzeugt, insbesondere wird die Faser dann länger und gleichmäßiger ausfallen. Zur neuen Aussaat ist wenigstens, was ich dringend angerathen hatte, Sea-Island-Samen genommen worden. Ich erhielt gegen meinen Wunsch egyptische Samen zugesandt.

Auch hier habe ich zwischen die Baumwolle theilweise Erdnüsse ausgesäet, die weit besser fortkamen, als ich im Hinblick auf den starken Lehmgelalt des Bodens von vorneherein annehmen mußte.

Merkwürdiger Weise wollte das dort gepflanzte Zuckerrohr gar nicht wachsen, obwohl Schwemmboden dieser Pflanzen doch so ausnehmend gut zusagt. Jedenfalls war die große Trockenheit des Wetters daran Schuld.

Auch mit einigen hierher verpflanzten Theosintestöcken hatte ich keinen größeren Erfolg als im Sande von Tanga. Möglicherweise lag das aber nicht am Boden, der meiner Erfahrung nach sich für diese Pflanze durchaus eignen mußte, sondern an dem auch in Brasilien von

mir bereits festgestellten Umstände, daß die Theosinte ungemein eigen in Beziehung auf den Zeitpunkt ihrer Verpflanzung ist. Auch in dem dortigen prachtvollen Boden blieben die nicht zu einer ganz bestimmten Jahreszeit schon umgepflanzten Pflanzen ganz klein.

Die 5—600 Stück Bananen die ich nach dem Mkulumusi verpflanzt habe, zeigten in ihrem Wachsthum keine hervortretenden Abweichungen von den in Tanga verpflanzten. Ueber ihre Tragfähigkeit auf diesem Boden kann ich aber bei der Kürze der Zeit natürlich kein Urtheil abgeben.

Aus Sansibar hatte ich mir einige Pfund frischen Ingwers verschafft, der hin und wieder, aber ungleich seltener als getrockneter Ingwer, aus Indien dorthin kommt. Ich steckte ihn am Mkulumusi in umgegrabene Beete, obwohl die Zeit dazu in Folge des trocknen Wetters überaus ungünstig war. Die Wurzelstöcke schlugen denn auch dort vornehmlich aus, wo durch den Schatten danebenstehender Bäume die allzuschnelle Verdunstung des Wassers verhütet wurde. Da ich glaubte, daß bei einer Umpflanzung in der großen Regenzeit sich ganz gute Resultate erzielen lassen würden, so sah ich mich nach weiterem Pflanzingwer um und erhielt 300 Pfund aus Indien durch die liebenswürdige Besorgung des Herrn Korvettenkapitän Rüdiger, der mit S. M. Kr. „Schwalbe“ deren Commandant er damals war, gerade nach Bombay fuhr. Ich habe das Land zur Aufnahme dieser Menge vorbereiten lassen und Herr Stach hat den Ingwer nach meinem Weggang auch legen lassen, leider aber viel zu früh, über einen Monat vor eingetretenem Regen und auch viel zu eng. Wenn er sich auch bezüglich des Ingwers beschwert, daß er nicht nach Wunsch gedeihe, so liegt das wahrscheinlich einmal an den eben erwähnten Fehlern und dann vor allem auch an der mangelnden Lockerung des Bodens, die gerade beim Ingwer mehrmals im Jahre erfolgen muß. Auch hier kann also ein etwa eintretender Mißerfolg nichts gegen den ostafrikanischen Plantagenbau im allgemeinen beweisen, sondern nur vor allem den Satz bestätigen, daß auch in den Tropen die Natur nicht ungebeten dem Menschen ihre Schätze in den Schooß wirft.

Außer dem Ingwer hat mir nun Kapitän Rüdiger auch noch über 20 andere Samen aus dem botanischen Garten von Bombay mitgebracht, und zwar solchen von Faserpflanzen, Getreide- und Grasarten, Delpflanzen, Gemüse, Blumen und Fruchtbäumen. Ich habe diese Samen, aus Furcht, daß sie sonst ihre Keimkraft verlieren möchten, was in den Tropen leider sehr schnell passiert, bereits im Januar ausgesäet und dafür Morgens und Abends tüchtig gießen lassen. Ein Theil der Samen ist allerdings nicht aufgegangen, wahrscheinlich weil sie ihre Keimkraft bereits eingebüßt hatten; die aus den übrigen entprossenen Pflanzen standen aber zur Zeit meines Wegganges prachtvoll — besonders an den Stellen, an denen ich, um seine Düngkraft zu prüfen, den Höhlenguano ausgestreut hatte — und von diesem schrieb mir auch später Herr Stach, daß ihr Aussehen noch immer ein vortreffliches wäre. Leider bin ich nicht in der Lage die Namen der einzelnen Versuchspflanzen anzugeben, weil ich das Verzeichniß derselben der Gesellschaft zurückgelassen habe, und noch weniger darüber zu berichten, was bei jedem einzelnen Versuch das schließliche Resultat gewesen ist. Nur soviel erinnere ich mich bei dem letzten Besuch meines einstigen Arbeits-

feldes bemerkt zu haben, daß eine Art weißer, langer, schmaler Kettig, der Hibiscus esculentus, eine hohe Grasart, und eine Hirseart ganz besonders durch ihren vortrefflichen Stand auffielen.

III. Bondei.

Die Landschaft Bondei zeigt einen ziemlich übereinstimmenden Charakter. Ihr Boden besteht aus stark eisenhaltigem und darum roth gefärbten lehmigen Sand, dessen Lehmbestandtheile im allgemeinen in der Nähe der Berge zunehmen. So fanden sich in den Proben die Dr. Schmidt in Mfusi am östlichen Theile von Bondei und in Moswe im westlichen Theile am Abfall des Mlinga dem Boden entnahm, folgende Bestandtheile:

	Grand	Sand	Thon
Mfusi . . .	0,5	63,9	35,6
Moswe . . .	0,3	40,1	59,6

Einen ganz besonders schönen lehmigen Boden hat auch die Gegend von Lema, woselbst die deutsch-ostafrikanische Plantagen-Gesellschaft eine Tabak-Plantage besitzt.

Auch die Intensität der Rothfärbung ist eine wechselnde und ist beispielsweise in Lema eine sehr starke.

Dieser rothe Boden in Bondei, der auch theilweise in Usambara auftritt, ist meiner Auffassung nach nicht als typischer Laterit zu bezeichnen, wie er in seinem Vorkommen in Westafrika von Pechuel-Lösche geschildert worden ist, sondern er steht der Rotherde von Brasilien und Paraguay gleich. Nach der vortrefflichen Untersuchung Dr. Wohltmanns über diesen Gegenstand ist das wesentlichste Charakteristikum des Laterits ein zelliges oft schlackiges Gefüge und der häufige Einschluß von Eisenkonkretionen und gesteinsartigen Neubildungen. Diese Charakteristik trifft aber für die von mir beobachteten rothen Böden in Ostafrika nicht zu, welche vielmehr vollständig in ihrem dichten Gefüge und ihrer Freiheit von Eisenkonkretionen der brasilianischen Rotherde gleichen. Insbesondere sind die obenerwähnten hellfarbigen sandsteinartigen Gebilde nicht als Ausscheidungen von Laterit zu betrachten, da sie sich innerhalb einer Ackerkrume aus hellem Sande, nicht in eisenhaltiger Erde finden.

Diese Feststellung ist nun bezüglich der Kulturtauglichkeit des Bondeibodens von höchster Wichtigkeit, denn die genannten, dem Laterit eigenthümlichen Eigenschaften sind es, die dessen geringe Fruchtbarkeit sowohl in physikalischer wie in chemischer Hinsicht bedingen. In physikalischer, denn das zellige Gefüge des Bodens vermindert selbst bei hohem Lehmgelalte desselben seine wasserhaltende Kraft außerordentlich und macht ihn dadurch in trockenen Gegenden für die Kulturen vieler Pflanzen ganz unbrauchbar. In chemischer, denn das Entstehen der Eisenkonkretionen wird, wie Dr. Wohltmann überzeugend dargethan, bedingt durch vorherige Auswaschungen vieler für die Pflanzenernährung werthvoller Mineralien, insbesondere des Kalks, der Alkalien und der Phosphorsäure. Bei den Rotherden ist dieser Auslaugungsprozeß dagegen überhaupt nicht oder noch nicht in demselben Grade erfolgt wie beim Laterit, so daß ihr Ge-

halt an Pflanzennährstoffen ein ungleich größerer ist. Von diesen Rotherden ist nun durch die landwirthschaftliche Erfahrung vollständig unbezweifelbar nachgewiesen, daß sie von größter Fruchtbarkeit sind. Sie sind der typische Kaffeeboden des reichsten Kaffeegebietes der ganzen Erde, des brasilianischen Staates Sao Paulo, sie haben in Paraguay und in Cuba großen Ruf als vorzügliche Tabakerzeuger, sind aber auch für die meisten anderen tropischen Kulturen gut geeignet. Diese ihre Fruchtbarkeit hat ihren Grund vielleicht nicht so sehr in einem außergewöhnlichen Reichthum an Nährstoffen, sondern in ihrer physikalischen Beschaffenheit, ihrer geologisch leicht erklärbaren Tiefgründigkeit und vielleicht auch in ihrem hohen Gehalt an Eisenoxyd. Bezüglich des letzteren Punktes habe ich in meinem Bras. Wirthschaftsbildern S. 289 einige Hypothesen aufgestellt, indem ich diesem Stoffe ähnliche Wirkung zuschreibe, wie sie sonst der bei der Rotherde oft nur in geringer Menge vorhandene Humus ausübt.

Von größter Wichtigkeit für die Beurtheilung dieser Erde scheint mir der Erfahrungssatz der in solchen Dingen ungemein scharf beobachtenden brasilianischen Pflanzler zu sein, daß je intensiver die rothe Farbe des Bodens ist, desto fruchtbarer dieser ist. Die Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Sache geht so weit, daß der Kaufpreis unbebauter Grundstücke in Sao Paulo mit terra roxa (Rotherde) zum Theil davon abhängt, ob der Boden hell-, dunkel- oder violettroth ist; letzterer hat unter sonst gleichen Bedingungen oft den dreifachen Werth wie der erste.

Diese praktische Erfahrung wird nun bis zu einem gewissen Grade durch die Ergebnisse chemischer Analysen bestätigt. So geht aus der folgenden Zusammenstellung der von Dr. Dafert in Campinas (Sao Paulo) an verschiedenen Arten von terra roxa gemachten Bodenuntersuchungen hervor, daß mit steigendem Eisenoxydgehalt auch der Gehalt an Phosphorsäure und zum Theil auch der an Kali wächst.

Es erhielten an Procent der Feinerde:

Böden	Eisenoxyd	Phosphorsäure	Kali
I.	3,26	0,03	0,05
II.	4,18	0,08	0,04
III.	10,7	0,243	0,141
IV.	18,3	0,531	0,169

Ganz die gleiche Erscheinung zeigt sich bei den chemischen Analysen zweier von Dr. Schmidt in dem schon erwähnten Mkuji und in Wuga in Usambara aufgenommenen Proben von Rotherden, bei welchen sich die Parallellität zwischen Eisenoxydgehalt und anderen Mineralstoffen auch auf Kalk und Magnesia erstreckt.

Es enthielten Procent (der Feinerde?) der Boden von:

	Eisenoxyd	Phosphorsäure	Kali	Kalk	Magnesia
Mkuji . . .	4,35	0,17	0,10	0,22	0,15
Wuga . . .	9,55	0,35	0,19	0,64	0,21.

Eine ganz sichere Vergleichbarkeit zwischen beiden Analysenreihen ist allerdings nicht möglich, weil bei ihnen verschiedene Aufschließungsmethoden angewandt worden sind. Immerhin ist doch bemerkenswerth, daß bei ungefähr gleichem Eisenoxydgehalt die afrikanischen Rotherden

erheblich größere Mengen von Phosphorsäure und Kali aufweisen wie die brasilianischen. Eine einfache Nebeneinanderstellung wird das zeigen:

	Eisenoxyd	Phosphorsäure	Kali
Sao Paulo . .	4,18	0,08	0,04
Tangaland . .	4,35	0,17	0,18
Sao Paulo . .	9,55	0,243	0,141
Tangaland . .	10,7	0,35	0,29.

Wenn daher Dr. Wohltmann die Intensität der Rothfärbung bei den Lateriten entweder auf stärkeren Eisengehalt des Muttergesteins oder aber darauf zurückführen will, daß hier die übrigen Mineralien stärker ausgewaschen sind und daher eine prozentische Anreicherung des Bodens an Eisenoxyd und Eisenhydroxyd stattgefunden hat, so trifft diese letztere Hypothese für die Rotherden jedenfalls nicht zu. Man muß vielmehr hier die an erster Stelle angeführte Ursache als wirksam gelten lassen, und wird dann wohl auch annehmen müssen, daß das eisenreichere Muttergestein gemeiniglich auch an anderen Mineralien reicher gewesen ist.

Was die absolute Höhe der obenangeführten Ziffern betrifft, so ist nach dem heutigen Stande der Wissenschaft auf dieselben nur ein bedingter Werth zu legen. Wir kennen nämlich bis jetzt keine Aufschließungsmethode, welche uns außer der Menge des in einem Boden vorhandenen Nährstoffes auch den Grad der Assimilirbarkeit für die Pflanze anzeigt, in welchem er darin enthalten ist. Nur soviel können wir angesichts der obigen Zahlen sagen: Es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen — wie das bei dem Vorhandensein erheblich geringerer Mengen von Mineralien der Fall wäre — daß wir es hier mit einem sehr fruchtbaren Boden zu thun haben.

Die beste Abschätzungsmethode des agrifulturellen Werthes einer Gegend wird immer noch durch die Vegetation geboten, welche entweder ganz bestimmte floristische Erkennungsmerkmale an die Hand liefert — wie ich solche für Brasilien in meinen Bras. Wirtschaftsrb. auf Grund der Mittheilungen erfahrener Landwirthe angeführt habe — oder auch nur durch ihren ganzen Habitus dem praktischen Blick den ungefähren Fruchtbarkeitsgrad des Bodens zu erkennen giebt.

Was nun im speziellen Bondei betrifft, so glaube ich — trotz der scheinbar entgegenstehenden oben angeführten Zahlen chemischer Analysen — daß diese Landschaft sicherlich nicht die gleiche, geschweige denn eine größere Fruchtbarkeit hat wie der brasilianische Staat Sao Paulo, daß ihre Fruchtbarkeit und insbesondere ihre Geeignetheit zum Kaffeebau aber ungleich höher ist, als in dem brasilianischen Staate Rio de Janeiro, welcher nichts destoweniger alljährlich große Mengen von Kaffee produziert.

Außer der Fruchtbarkeit scheint mir auch die Tiefgründigkeit des Bodens in Bondei größer zu sein, als in dem zuletzt genannten Brasilstaate. Nach den Beobachtungen, die ich in Bondei an Brunnen und Steilabstürzen des Terrains gemacht habe, glaube ich annehmen zu können, daß die Verwitterung des Bodens zur Erde wohl mindestens 3 Meter, oft aber noch viel tiefer geht.

Die Mächtigkeit der Ackerkrume*) ist aber vielleicht das wichtigste Erforderniß für eine reifbare, langjährige Kaffeekultur. Denn, da der Kaffee eine lange Pfahlwurzel in die Tiefe sendet, so muß er, wenn er Jahrzehnte lang gut tragen soll, bis in weite Tiefe hinein kein Hinderniß für dieses Wachstum, also kein anstehendes Gestein finden.

Die ausschlaggebende Wichtigkeit dieses Moments wird leider häufig nicht genügend gewürdigt. Man sollte sich um diese Fragen doch wahrhaftig mehr kümmern, als man bisher gethan hat. Wenn Herr Soyauy in Gabun für die Firma Woermann Kaffeeplantagen auf nur einem Meter mächtigen Boden angelegt, und als die Strafe hierfür in kürzester Frist eintrat, zu einem allgemeinen Geschrei über die Unrentabilität von Kaffeeanlagen womöglich in ganz Afrika Anlaß gegeben hat, wenn Dr. Schmidt in einem Aufsatz in Petermanns Mittheilungen, Jahrgang 1889, aus dem die obigen Analysen entnommen sind, behauptet, daß eine Ackerkrume von einem Meter für die Kaffeekultur hinreichend sei, wenn Semler in seiner tropischen Agrikultur eine Ackerkrume von nur 3 Fuß fordert, oder wenn gar v. Hammerstein in seiner Schrift „Der tropische Landbau“ S. 8 sich zu dem Ausspruch versteigt, daß „in Bezug auf Gründigkeit der Boden für den Kaffee ein ganz flacher Felsenboden sein darf“, so ist das einfach haarsträubend. Es giebt wohl wenig Sätze, die mit solcher Sicherheit durch praktische Erfahrungen und theoretische Erwägungen festgestellt sind, wie der Satz, daß der Kaffee zu seinem freudigen Gedeihen einen tiefgründigen Boden bedürfe. Um so unerhörter ist es, wenn trotzdem Herren, die hinausgehen um im Plantagenbau praktisch thätig zu sein, oder gar Andere zu belehren sich unterfangen, unter Umständen also hundertfach größeres Unheil anrichten können als der Praktiker, wenn diese über solche Fundamentalwahrheiten im Unklaren sind.

Die Terrainbeschaffenheit ist in Bondei eine derartige, daß sie zum Kaffeebau geradezu einladet. Der Kaffee liebt weder steile Berge noch völlige Ebenen; sein Vorzugsstandort sind sanft geneigte Hänge, welche weder eine Herabschwemmung des Humus und ein zu schnelles, das Eindringen in die Tiefe verunmöglichendes Herabströmen des Regenwassers zulassen, noch auch bis in große Tiefe hinab irgend welches Grundwasser haben, da dieses für die tief eindringenden Wurzeln des Kaffeebaumes Gift ist.

Gerade solche Hänge weist nun aber Bondei in so großer Fülle auf, daß, so oft ich auch diese schöne und zukunftsreiche Landschaft durchschritt, ich mich stets in die herrlichen Kaffeedistrikte Sao Paulos zurückversetzt glaubte. Mögen die Kaffeeplantagen, die ich damals nur mit geistigem Auge vor mir auftauchen sah, recht bald auch in Wirklichkeit sichtbar werden!

Die klimatischen Verhältnisse sind gleichfalls im allgemeinen der Kaffeekultur in Bondei günstig. In einer Beziehung freilich ist diese Behauptung einzuschränken. Die in weitaus überwiegender Menge zum

*) Nicht zu verwechseln mit dem Humus. Solche Verwechslungen sind mir thatsächlich oft genug begegnet und sind selbst Semler bei seiner von Anfang bis zu Ende total verfehlten Besprechung der brasilianischen Bodenverhältnisse passiert.

Anbau gelangende Art des Kaffeebaues ist die arabische. Und diese verlangt eine kühlere Temperatur, als sie die niedrig gelegenen Landstriche unter dem Aequator aufweisen. Falsch ist es, daß der arabische Kaffee die Nähe des Meeres scheut, nur weil die dem Meere zugekehrten Landschaften gewöhnlich sich nicht sehr hoch über dem Meeresspiegel erheben, geht man in den Tropen mit dem Kaffeebau gewöhnlich in höher gelegene Striche im Innern hinein, um dort der Pflanze einen kühleren Aufenthalt zu verschaffen. Einen solchen wäre Bondei mit seiner durchschnittlichen Erhebung von 150 m über dem Meeresspiegel ihm aber nicht im Stande zu gewähren. Glücklicher Weise giebt es nun aber eine Art des Kaffeebaumes, welche die Hitze der niederen Tropenstriche durchaus gut verträgt, das ist die an der Küste von Westafrika heimische liberische Art.

Die Regenverhältnisse in Bondei sind weitaus günstigere wie im Vorlande. In jenen Monaten, in denen dort während meiner Anwesenheit die ärgste Dürre herrschte, erfreute sich Bondei eines reichlichen Regenfalles, der seine gute Wirkung in dem prachtvollen Stande der Maisfelder deutlich genug zur Anschauung brachte. Es ist anzunehmen, daß dieser Regenfall für die Kultur des Kaffees genügt. Daß die Feuchtigkeitsverhältnisse auch dauernd gute sind, das beweist aufs schlagendste die Thatsache, daß man überall in Bondei beim Graben von Brunnen schon bei 2—3 Meter auf Grundwasser stößt, während man an der Küste manchmal bei 14 Metern, wie z. B. in dem Hausgrundstück der Deutsch-ostafrikanischen Seehandlung in Tanga, noch kein Wasser vorfindet.

Die günstigen klimatischen und Bodenverhältnisse spiegeln sich in der ausgedehnten Bebauung des Landes wieder. Die in den bereits besprochenen Landstrichen üblichen Kulturen findet man auch hier, eine Anzahl von Pflanzen werden aber hier in weit größerem Umfange oder überhaupt nur hier gebaut. Es sind dies Mais, Zuckerrohr, Tabak, Reis und Rizinus. Die ersteren drei erfordern zu ihrem Anbau mehr Fruchtbarkeit und mehr Feuchtigkeit, der Reis hauptsächlich mehr Feuchtigkeit und der Rizinus mehr Fruchtbarkeit, als sie das Vorland bietet. Sie finden diese Wachsthumbedingungen aber erfüllt in Bondei. Erheblich mehr Bananen habe ich hier jedoch nicht angetroffen. Bemerkenswerth ist, daß die Reife dieser Frucht hier um 1—2 Monate eher erfolgt, als im Küstenlande. Ganz besonders ausgedehnt ist die Kultur des Maises (*Zea mays*. K. mhindi oder muhindi), der hier — wie übrigens auch auf der rothen Erde obengenannter amerikanischer Länder — ausgezeichnet gedeiht. Leider sind die hier angebauten Sorten aber wie bei den meisten ostafrikanischen Gewächsen durchaus minderwerthig. Die Kolben sind ebenso wie die Körner selbst klein, und die Farbe der letzteren wechselt in demselben Kolben oft zwischen weiß, gelb, roth und blau, ein Beweis, wie verbastardirt die Sorten sind.

Ausgelegt wird der Mais in den beiden Regenzeiten, geerntet 4 bis 5 Monate nach der Ausfaat.

Man genießt den Mais entweder in halbreifem Zustande, wenn die Körner noch Milch enthalten, indem man die Kolben dann unentkörnt am Feuer röstet, oder aber die Körner werden wie die des Mtama zu

Mehl gerieben und dies dann als ugali verzehrt. Eine andere Verwendung des Maises besteht in der Bereitung von pombe, einem alkoholischen Getränk, das entschieden etwas kräftiger als Palmwein schmeckt. Man stampft zu diesem Behufe die noch nicht ganz hart gewordenen Körner zusammen mit etwas Wasser in dem Holzblockmörser, bis eine Art Brei entsteht. Dieser wird nun noch mit Wasser vermischt und sodann der Gährung überlassen. Weitere Zuthaten erfolgen nicht.

Ganz besonders ausgedehnt ist der Maisbau in dem zwischen Sigi und Mfulumusi liegenden Distrikt Pandei, welcher fälschlich von Baumann als „unbewohnt“ auf der Karte verzeichnet wird. Er hat nach Ausweis der Routenangaben dieses Gebiet selbst nicht gesehen und ist daher nur auf die in den meisten Fällen unglaublich unzuverlässigen, zum mindesten aber stets sehr ungenauen Angaben der Eingeborenen angewiesen gewesen. Die Ausfuhrwerthe des Maises betragen 1889/90 —

aus Tanga 2 617 Rupien,

„ Pangani 10 324 „

Zuckerrohr und Reis (*Oryza sativa* K., auf dem Felde mpunga, gedroschen mchela, gefocht wali) werden als Feuchtpflanzen mit Vorliebe in den Senkungen zwischen den Hügeln angebaut. Die Enthüllung des Reises erfolgt durch Stampfen im Holzmörser, wodurch die Körner arg zerklöpft werden und ein unansehnliches Aussehen gewinnen.

Ricinusbäume (*Ricinus communis* K. mbono pl. mibono), sieht man nur vereinzelt, aber dann meist in gutgedeihenden Exemplaren. Die Eingeborenen benutzen das Del der Ricinusbohne um ihrem Körper ein glänzendes Aussehen zu verleihen.

Tabak (*K. tumbaco*) wird in kleinen Parzellen hin und wieder angebaut, bei deren Besichtigung mir stets aufgefallen ist, daß die einzelnen Pflanzen hinsichtlich der Größe von Stamm und Blättern und hinsichtlich ihres guten oder schlechten Aussehens ungemein stark von einander abweichen. Ganz dieselbe Beobachtung konnte man übrigens an einer ersten Versuchspflanzung der Pflanzergesellschaft in Amboni und an einem Stück Pflanzung in Lewa machen, die aber wohl zu un rechter Zeit und am un rechten Orte, und nur probeweise angelegt war. Woher diese seltsame Erscheinung zu erklären ist, weiß ich nicht. Vielleicht liegt es an zu dichter Ausaat des Samens auf das Samenbeet, so daß die jungen Pflanzen sich gegenseitig im Wege stehen und darum eine ungleiche Kräftigkeit und ungleichen Wachsthumstrieb erhalten. Jedenfalls trägt wohl ein Fehler in der Behandlung Schuld, da es schwer einzusehen wäre, wie die in Rede stehenden ganz erheblichen Verschiedenheiten auf unmittelbar nebeneinanderliegenden Stellen ihre Ursache in einer ungleichen Beschaffenheit des Bodens haben sollten. Ist das aber der Fall, so lassen sich die Fehler späterhin ja vermeiden, und eine Gefahr, daß die Rentabilität des Tabakbaues dadurch Schaden erleiden könnte, ist in diesem Falle nicht vorhanden.

Einen etwas geringeren Umfang als im Sandlande hat in Bondei der Anbau von Mandiok und Sesam, kaum aber der des Mtama.

Die Viehzucht wird ein klein wenig mehr gepflegt als im Küstenland und Digo, aber nur soweit es Hühner und Ziegen betrifft. Von

letzteren begegnet man oft ganz stattliche Heerden, namentlich im westlichen Theile der Landschaft.

Von europäischen Niederlassungen sind die Missionsstationen der englischen Universitäten-Mission zu erwähnen, deren Hauptstation im Centrum des Landes bei der Ortschaft Magila liegt und die in Mkuji, Mfaraka, Msojwe von Eingeborenen verwaltete Nebenstationen unterhält, während die von Umba aufgegeben ist. Gemäß den Prinzipien der englischen Mission wird aber von den Missionaren und Zöglingen Gartenbau nur in ganz geringem Umfange, Feldbau gar nicht getrieben. Dagegen verfügt die Hauptstation über eine stattliche Heerde von Rindvieh, Ziegen und Schafen.

In Lewa, der Niederlassung der deutsch-ostafrikanischen Plantagen-Gesellschaft, wird der Tabakbau betrieben. Der Boden daselbst ist, wie bereits bemerkt, von großer Fruchtbarkeit, ein hochrother starklehmiger Sand, dessen wilde Vegetation allein schon auf seine vortrefflichen Eigenschaften schließen läßt. Auch fließt in der Nähe der Hauptstation ein kleiner Bach vorbei, der aber, wenn ich nicht irre, in sehr trockenen Monaten austrocknet und nur in einzelnen Tümpeln Wasser hält. Die Verbindung mit der Küste wird über Tschogwe dem ungefähren Endpunkte der Schiffbarkeit des Pangani unterhalten. Der Weg bis Tschogwe ist aber nicht gerade sehr günstig für den Transport, da nach Ueberwindung eines hohen Steilabfalls mehrere tiefe Sümpfe zu passiren sind. Nach Vollendung der Eisenbahn von Tanga nach Bondei dürfte der Transport der Waaren wohl mittelst dieser erfolgen, da nach dem Baumannschen Projekt die Entfernung von Lewa nach dem nächsten Punkt der Bahnstrecke noch etwas weniger weit und jedenfalls bequemer ist, wie nach Tschogwe, der Transport auf der Eisenbahn nach dem von den Europafahrern besuchten Hafen von Tanga jedenfalls aber der von der Fluth abhängigen Flußfahrt nach dem Pangani und von da nach Tanga oder Sansibar vorzuziehen ist. Der ehemalige Leiter der Station, Herr Müller, dachte über diesen Punkt übrigens anders.

Die Anlage von Lewa ist, man möchte sagen, im großartigen Stil gehalten, jedenfalls ein Beweis, daß man nicht nur auf das Gedeihen des Tabaks überhaupt, sondern auch auf die Erzielung einer so guten Qualität fest rechnet, daß sich die großen Ausgaben für die Plantagen gut verzinsen werden.

Der Leiter der Plantage, Herr Friedrich Schröder, ist ein ungemein tüchtiger, energischer, und von lebhaftem Interesse für die Sache erfüllter Mann, der allerdings die Eingeborenen sehr scharf ansaßt und in Folge dessen eine Zeit lang, ehe man sich an seine Strenge gewöhnt hatte, an Mangel von Arbeitern zu leiden hatte, der aber auch mit den Leuten, die bei ihm zu arbeiten sich entschlossen haben, wirklich Erfolge zu erzielen weiß. Nach alledem glaube ich mit gutem Gewissen das Unternehmen als ein Erfolg versprechendes bezeichnen können.

IV. Usambara und die Steppengebiete.

Westlich von Bondei, von dieser Landschaft durch zwei isolirte Berge geschieden, zieht sich die durch den Sigi und dessen Zufluß, den Musi ge-

bildete Senkung hin, die geographisch wohl zu Bondei zu rechnen wäre, ihrer Bevölkerung nach aber zu Usambara gehört.

Diese Sigisenkung, zu welcher von drei Seiten zwischen und neben den beiden Bergen hindurch ein leichter Zugang besteht, gehört zu den mit den günstigsten Bedingungen ausgestatteten Gebieten Tangalands. Der Boden ist überaus fruchtbar, wie das allein schon durch das Bestandensein mit schönem Urwald bewiesen wird. Freilich mit dem Urwald der ganzen brasilianischen Ostküste darf er immer noch nicht in Vergleich gestellt werden, insbesondere fehlen hier die riesenstarken Bäume und das üppig wuchernde Unterholz, welches so recht die Triebkraft jener Erde veranschaulicht, aber einen stattlichen Eindruck macht auch dieser Wald. Als Merkwürdigkeit ist an einzelnen Theilen desselben, so beispielsweise im Musithal, das Bestandensein des Grundes mit gutem Gras zu konstatiren, ein Zusammenwachsen, das ich bis dahin, meiner Erinnerung nach, noch nirgend angetroffen hatte. Mit größerer Sicherheit noch wie auf die Fruchtbarkeit des Bodens, läßt uns das Vorhandensein von Wald auf eine starke dauernde Befeuchtung des Grundes schließen, ein Schluß, den die vielen vorhandenen Wasserläufe auch als einen der Thatfachen entsprechenden erkennen lassen. Unverständlich ist es mir übrigens, wie Dr. Baumann den Musi als einen periodischen Wasserlauf hat einzeichnen können. Wie aus der Routenangabe ersichtlich, hat er ihn selbst nicht gesehen, seine Zeichnung also allein auf Berichte von Eingeborenen gestützt. Ich dagegen habe im März 1891 nach vorausgegangener anhaltender Trockenheit den Musi selbst gesehen und ihn voll Wassers angetroffen. Es ist auch schwer erfindlich, wie in dieser wasserreichen Gegend, die rings von bewaldeten Bergen umschlossen ist, ein Bach seine Wasser in der Trockenzeit verlieren sollte. Wie unzuverlässig Angaben von Eingeborenen überhaupt sind, habe ich gerade in jener Gegend selbst feststellen können. Ich begleitete Dr. Baumann auf einer Expedition dorthin, die den Zweck hatte festzustellen, ob das Sigithal sich zur Anlage der projektirten Eisenbahn eignete. Er glaubte nun, daß die unterste Thalstufe, die sich direkt neben dem Fluß hinzog, zur Schienenanlage gut passe. Ich widerstritt ihm, indem ich auf Grund meiner brasilianischen Erfahrung die Vermuthung aufstellte, daß diese ganze Thalstufe in der großen Regenzeit unter Wasser gesetzt werden würde. Baumann suchte sich über die Unrichtigkeit dieser Auffassung bei den Führern und Trägern zu gewissern, und bereitwilligst gaben diese ihm zu, daß davon keine Rede sein könne. Als ich nun später einmal allein mit einer Karawane den Fluß passirte und am anderen Ufer lagerte, um das Herannahen der Nachzügler abzuwarten, entwickelte sich zwischen meinen Trägern und einer Anzahl zum Markt nach Bombuera ziehender Eingeborenen ein Gespräch, aus welchem ich entnehmen konnte, daß der Sigi in der Regenzeit die betreffende Thalstufe oftmals so vollständig unter Wasser setze, daß sie zweimal in diesen Wassermassen Platz gehabt hätte. Ich führe diese Thatfache hier an, nicht nur als Beleg für meine obige Behauptung, sondern auch zur Charakterisirung der Gegend. Denn die jährlichen Ueberschwemmungen erzeugen erstens eine große Fruchtbarkeit des mit den Schwemmitheilen gedüngten Bodens, stellen aber andererseits an die Kultivation dieses Gebiets die Anforderung, daß zu

ihr eine Pflanze gewählt wird, die nicht nur diese periodischen Uebersfluthungen gut verträgt, sondern womöglich durch sie in ihrem Gedeihen noch gefördert wird. Das aber ist der Kakaobaum. Ob die sonst erforderlichen Bedingungen für die Kultur dieser Pflanze sämmtlich gegeben sind, ist nicht mit völliger Sicherheit festzustellen. Ich erinnere mich insbesondere keine Brunnenanlagen gesehen zu haben, welche auf die Tiefgründigkeit des Bodens einen Schluß erlaubten. Doch nehme ich an, daß jedenfalls dort, wohin das Ueberschwemmungswasser noch dringt, in Folge der jährlichen Schlammabsätze die Ackerkrume genügend tief sein wird. Ob weiter die für den Kakaobaum so wichtige Phosphorsäure in genügenden Mengen vorhanden ist, läßt sich hier auch nicht einmal nach der negativen Seite hin feststellen, da die von Dr. Schmidt dem Musithal bei Seruka entnommene Bodenprobe nur einer mechanischen, keiner chemischen Analyse unterworfen wurde. Doch läßt das Vorhandensein von Urwald an und für sich schon auf einen ziemlich hohen Phosphorsäuregehalt des Bodens schließen.

Die mechanische Analyse des Bodens im Musithal, welche 2,6 pCt. Grand, 58,1 pCt. Sand und 39,3 pCt. Thon ergeben hat, zeigt jedenfalls, daß die dem Kakaobaum besonders zuträgliche Lockerheit der dortigen Erde nicht fehlen wird. Auch der für Kakaoplantagen so nöthige Schutz vor Winden ist durch die Berge im Westen und Osten, die das Thal sowohl vor dem Nordost- wie vor dem Südwestmonsun schützen, gesichert. Es scheint daher doch wohl, daß die Bedingungen für das Gedeihen des Kakaobaums, der ja überhaupt in feuchtwarmen Thälern am besten fortkommen, hier gegeben sind.

Der Abfall der östlichen Usambaraberge nach der Sigisfentung ist ein überaus steiler. Das hat zwei für die Kultivation des Landes ungünstige Folgen. Einmal wird von diesen steilen Hängen die Ackerkrume in solchen Massen weggeschwemmt, daß nur eine für die Bebauung kaum hinreichende Menge davon sitzen bleibt, und zweitens ist der Zugang zu diesem ganzen Theil des Hochgebirges dadurch ungemein erschwert. Es ist nicht daran zu denken, daß jemals eine fahrbare Straße auf diese Höhen gebaut werden könnte, höchstens könnte der Transport dorthin und dorthier mittelst Mauleseln oder Eseln bewirkt werden. Kulturen also, deren Produkte entweder so wenig werthvoll sind, daß sie einen derartigen umständlichen und darum kostspieligen Transport nicht vertragen, oder aber, um weltmarktsfähig zu werden, einer Bearbeitung mittelst dorthin nicht transportirfähiger Maschinen bedürfen, sind vorläufig so gut wie ausgeschlossen vom Anbau. Freilich unüberwindliche Schwierigkeiten würde dieser Umstand beispielsweise dem Kaffeebau nicht entgegenstellen, da man ja möglicher Weise die Bohnen in getrocknetem aber unenthülsten Zustand zur nächsten Bahnstation tragen und sie erst dort mittelst Maschinen bearbeiten lassen könnte.

Was das Gebirge selbst anbetrifft, so ist dieses, soweit ich es gesehen, ungemein fruchtbar. Prachtvoller Urwald tritt uns überall entgegen, in welchem riesige Bambusgebüsche und herrliche wilde Bananen mit 4—5 m hohen, und von einem Mann unumspannbaren Stämmen auf eine besonders starke Triebkraft der Natur hindeuten. Auch habe ich an der Westseite des Gebirges genug Stellen gesehen, wo die Steilheit der

Hänge nicht so groß ist, als daß der Kaffeebau nicht möglich gemacht werden könnte. Ob das gleiche auch von dem südlichen Theil dieses Ostgebirges, von Handei gilt, woselbst unlängst Herr Dr. Hindorf für die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft eine Versuchsplantage angelegt hat, weiß ich aus eigener Anschauung nicht; doch machen mich die auf engem Raum stark schwankenden Höhenziffern auf der Baumannschen Karte bezüglich dieses Punktes sehr bedenklich.

Westlich des östlichsten Höhenzuges von Usambara, dehnt sich das breite Thal des dem Pangani zufließenden Luengera aus. Ich selbst habe es nur in seinem Ausgang gesehen; den Schilderungen von Baumann nach ist es ein ungemein fruchtbares, durch Nebenbäche gut bewässertes Thal, das ursprünglich wohl mit Urwald bedeckt war, später durch die Eingeborenen der Kultur erschlossen wurde, schließlich aber, als diese durch die räuberischen Massais vollständig verdrängt worden waren, sich mit einem hohen Grase von üppigstem Wuchs bedeckte, das nur hin und wieder durch junge Wäldchen unterbrochen wird. Der 6 Meter breite Luengera schneidet 2 Meter tief in die Thalsohle ein, und läßt diese als fruchtbare, durch Humustheile schwarz gefärbte Erde erkennen. Auch dieses Thal dürfte sich für den Kakaobau gut eignen.

Das westliche Usambara ist nicht so fruchtbar wie das östliche. Ich kenne einmal von dem südlichen Theil derselben die Landschaft Bugire, die meist mit Weiden und vereinzelt Wäldchen bedeckt, von mittelmäßiger Fruchtbarkeit, für eine europäische Kultivation aber wohl zu steilbergig ist. Einen ähnlichen Charakter scheint nach Baumann der ganze übrige südliche Theil von Westusambara aufzuweisen. Man wird, wenn man überhaupt diese Gebiete bewirthschaften will, vorläufig wohl nur an Viehzucht denken können. Als weniger steil und durch seine fruchtbaren Weiden ausgezeichnet wird die Landschaft Kwambugu geschildert.

Der nördliche Theil Westusambaras, den ich bis Mlalo hin kenne, zeigt in dem Distrikt Makanja meist ein wenig erfreuliches Aussehen. Diese Abhänge des Mshihui-Gebirges sind zum Theil magere, steinige Flächen mit spärlicher Vegetation, zum Theil mit einem hohen, steifen, vom Vieh durchaus verschmähten Grase bewachsen, das die Eingeborenen sangassi nennen. Doch sind auch hin und wieder Stellen mit besseren Gräsern, wie dem etwa fußhohen, sammtweichen mbayaya, dem koka, dem etwa meterhohen mgogo selten aber mit einer mir schon aus Brasilien als vortreffliches Viehfutter bekannten Tradescantia-Art, hier kongo genannt. Viehzucht ließe sich auch hier treiben, zumal eine ganze Anzahl von Bächen die Berghänge durchschneiden, die am Ende der sommerlichen Trockenzeit noch wasserführend waren. Einen etwas besseren Eindruck macht das Gebiet des Zumbe Schatu, das sich zu Füßen des Gebirges erstreckt, auf welchem sein Wohnsitz Wuga ha Schatu liegt. An eine Kultivation wird man hier aber am allerwenigsten denken, da dieses Gebiet einen fast ringsherum von steilen Bergen umschlossenen Kessel darstellt.

Bessere Aussichten bietet das darauffolgende Gebiet, das noch zum Theil zum Distrikt von Schatu gehört zum Theil den Distrikt Mlola bildet. Dieser hat vor allem durch einige Ausflüsse nach der Nyika-Steppe leichtere Zugänge zu diesem, wenn nicht durch Eisenbahnen, so doch sicher durch

einen fahrbaren Weg mit der Küste zu verbindenden Gebiet. Hier habe ich ein, nach dem Stande des Mais zu schließen sehr fruchtbares Thal und sodann ein Gebiet gefunden, daß durch sein leicht gewelltes Terrain mit ganz guter Vegetation zum Kaffeebau auffordert. Es war begrenzt durch ein steiles Gebirge, auf dessen Kamm man zu dem Distrikt Malo gelangt.

Dieser ist von Baumann meines Erachtens weit über Gebühr gepriesen worden. Der Hauptort Malo liegt auf einem isolirten aus dem Thal steil emporragenden Berg, welcher für weitere Ansiedelungen keinen Raum bietet, überhaupt nur aus Bertheidigungsrücksichten dort angelegt ist. Das Thal wird von dem etwas oberhalb entspringenden Umbafluß durchströmt, der aber an drei Stellen durch quer sich über das Thal hinziehende Hügelrücken gestaut wird und so das ganze Thal versumpft. Die Abhänge, die dieses umgrenzen, sind allerdings von hervorragender Fruchtbarkeit, aber von den Eingeborenen selbst bis aufs letzte Fleckchen kultivirt. Dahinter aber dehnt sich, wenigstens nach Osten, also auf Malo zu ein Gebiet aus, das man nicht anders als Steinwüste bezeichnen kann. Dazu ist der Zugang zur Nyika ein äußerst unbequemer, da er allein schon beim Hinabsteigen vier Stunden in Anspruch nimmt. Auf den Rath Baumanns hat unlängst die evangelische Missionsgesellschaft für Ostafrika eine Station daselbst errichtet. Leute genug werden die Missionäre dort sicherlich finden. Es wäre im allgemeinen Interesse sehr wünschenswerth, wenn die Mission mit Hülfe derselben eine große Kulturarbeit, nämlich die Entsumpfung des Umbathals in die Hand nehmen würde, eine Aufgabe, welcher eine Erwerbsgesellschaft wegen der Fraglichkeit des Erfolges und des daraus zu erzielenden Gewinns kaum jemals sich zu unterziehen geneigt sein dürfte.

Nördlich von Usambara liegt die sich weit nach Norden und Osten hin erstreckende Nyika-Steppe. Ihre Unfruchtbarkeit wird zum größten Theil verursacht durch das überaus trockene Klima, das dort herrscht, zum Theil aber auch durch die Magerkeit des Bodens, der an manchen Stellen sogar das nackte Gestein zu Tage treten läßt. An vielen Punkten findet man dagegen noch immerhin leidlich gutes Gras, welches selbst, als ich am Ende der winterlichen Trockenzeit durchreiste noch immer ein verhältnismäßig frisches Aussehen zeigte.

Einen nicht erheblich besseren Eindruck macht das an der Südseite von Usambara sich hinziehende Thal des Mkomasi und selbst das des Pangani in seinem oberen Laufe, bis noch einige Kilometer hinter Korogwe. Das kurze, dürre Gras das hier den Boden bedeckt, läßt auf eine recht geringe Fruchtbarkeit desselben schließen.

Ungleich besser wird der Boden je mehr sich der Pangani seiner Mündung nähert. Insbesondere erscheint mir der längst der Landschaft Bondei sich erstreckende Theil des Pangani-Thales mit seinem humosen, lehmigen mit gutem Graze bewachsenen Boden ganz vortrefflich für die Baumwollkultur geeignet zu sein.

Die Landwirthschaft in Usambara trägt ein etwas anderes Gepräge als in Bondei und im Vorlande, in sofern als manche Kulturen hier stärker hervortreten wie dort. Dies gilt in erster Linie von Bohnen, Bananen und Tabak. Erstere liefern das Hauptnahrungsmittel und

werden allenthalben gepflanzt. Bananen findet man oft zu ganzen Wäldern an den Bergabhängen vereinigt. Auch hier ist mir aber, wie schon bemerkt, der geringe Procentsatz der tragenden Stämme aufgefallen, um so mehr als diese selbst ein äußerst kräftiges Aussehen haben. Die verbreitetste Verwendung der Bananen entspricht der noch bei so vielen andern Gewächsen hervortretenden Neigung der dortigen Bevölkerung, alles in Breiform zu genießen. Die Banane wird, meist an eigens hierzu aus Stangen errichteten Gerüsten in der Sonne getrocknet, zu Mehl zerrieben und dies mit Wasser zu Ugali verkocht.

Der Tabak wird so stark angebaut, daß er einen Exportartikel nach den umliegenden Landschaften und auch über den englischen Küstenplatz Wanga hinaus nach Sansibar bildet. Die Blätter werden zunächst getrocknet, sodann mit Wasser vermischt in Holzmörsern solange gestampft, bis das Ganze einen Brei bildet. Nachdem dieser eine Zeitlang der Gährung überlassen war, wird er zu runden, platten Kuchen geformt und trocknen gelassen. Beim Gebrauch wird die Schale zerbröckelt und in Thonpfeifen geraucht.

Mais und Zuckerrohr werden gleichfalls vielfach angebaut. Aus letzterem bereitet man ein berauschendes Getränk, indem man den Saft einfach der Gährung überläßt. Es wird ebenso wie das aus Mais und Mtama hergestellte Getränk pombe genannt.

Baumann behauptet, daß auch die eßbare Dioscorea (Yams) und der Ingwer angebaut werden. Mir ist keine dieser beiden Pflanzen jemals zu Gesicht gekommen.

In West-Usumbara, namentlich in seinem südlichen Theil, in Bugire und Kwambugu, wird Viehzucht in weit stärkerem Grade als im Vorlande getrieben. Insbesondere werden Rinder und Ziegen, daneben auch Schafe gezogen, doch ist die Anzahl der Rinder in Bugire wenigstens, immer noch klein im Verhältniß zu der Menge, welche die dortigen Weiden ernähren könnten. Man benützt die Milch vorzugsweise zur Bereitung von Butter (samli), die, um sie haltbar zu machen, dem Rauche einer starkduftenden Pflanze ausgesetzt wird. Allerdings beeinträchtigt dies Verfahren die Schmachhaftigkeit des Produktes ganz beträchtlich. Samli kommt viel nach der Küste. Ausgeführt wurden

	1888/89	1889/90
aus Tanga für Rupien	1 570	3 488,
„ Pangani „	7 755	6 731.
Die Ausfuhr von Rindvieh selbst werthete		
aus Tanga für Rupien	872	350,
„ Pangani „	11 730	12 380.
Die Ausfuhr von Schafen und Ziegen hatte einen Werth von		
aus Tanga Rupien	70	2 723,
„ Pangani	10 668	17 660.

Einer großen Beliebtheit erfreut sich in Usumbara die Bienenzucht, die mittelst ausgehöhlter, etwa meterlanger, quer in Bäume aufgehängter Baumstammstücke (mzinga pl. mizinga*) betrieben wird. Der durch sie

*) Der Aehnlichkeit mit diesen Bienenstöcken halber nennt der Muaheli auch die Kanone ein mzinga.

gewonnene Honig, den die Leute äußerst mangelhaft reinigen, bildet ein Exportprodukt, welches auch wohl den alleinigen Bestandtheil der unter der Rubrik Melasse und Honig aus Tanga ausgeführten Waaren bildet, deren Werth 1888/89 786 Rupien und 1889/90 892 Rupien betrug.

B. Handel.

In der ganzen deutsch-ostafrikanischen Kolonie ruht der gesammte Handel in den Händen der Indier, und zwar sowohl der Großhandel wie der Kleinhandel, der Einfuhrhandel wie der Ausfuhrhandel, der Karawanenhandel wie der Ortshandel. An der Küste selbst sitzen in überwiegender Menge die Kleinhändler, die von den in Bombay, Zanzibar, aber auch an der Küste residirenden Großhändlern wirtschaftlich abhängig sind. Deutsch-Ostafrika ist dadurch vom wirtschaftlichem Standpunkt eine vollständige Dependenz von Indien, ein Ausbeutungsobjekt indischen Kapitals, indischen Unternehmungsgeistes, indischer Betrügerei und Bewucherung und ein offener Markt für die indische Industrie. An dieser Thatsache hat weder die deutsche Besizergreifung, noch die Thätigkeit deutscher Gesellschaften, noch die Einrichtung einer direkten Dampferverbindung mit Deutschland, noch die politische Losreißung von Zanzibar irgend etwas Erhebliches geändert. Im Gegentheil! Die demnächstige Eröffnung einer direkten deutschen Dampferlinie, die durch das Zusammenwirken der deutsch-ostafrikanischen Linie und der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft zustande gekommen ist, wird diese Handelsbeziehungen immer fester und ausgedehnter entwickeln. Die Einrichtung dieser Linie bedeutet die Bankerotterklärung des deutschen Kapitals gegenüber dem kolonialpolitischen Prinzip, daß die Kolonie das beste Absatzgebiet für die Industrie des Mutterlandes sein soll. Der deutsche Unternehmer verzichtet auf den aktiven Handel mit der deutschen Kolonie und degradirt sich freiwillig zur Rolle eines Zwischenhändlers zwischen seinen schwarzen Unterthanen und den indischen Wucherprozen. Das ist das aufs tieffte beklagenswerthe Resultat des kaufmännischen Quietismus gegenüber den einmal bestehenden Verhältnissen und der uneingeschränkten Anwendung manchesterlicher Theorien auf das Verhältniß von Kolonie und Mutterland unter sich und zum Ausland.

Sehen wir uns nun die Thätigkeit des Inders speziell in Tanga-land etwas näher an.

Hier besteht ein großer Unterschied zwischen dem Handel von Tanga und Pangani. Letzteres hat, seitdem in den letzten Jahrzehnten englische Kreuzer den besseren Hafen von Tanga zur Ueberwachung des Sklavenhandels öfters besuchten, mit diesem naturgemäß auch den Handel mit Elfenbein an sich gerissen.*) Um dieses aus dem Seengebiet zu holen, werden mit indischem Kapital Karawanen ausgerüstet, an deren Spitze Wasuaheli oder Araber stehen. Als Träger werden meist Sklaven benutzt, und es ist ja wohl bekannt genug, daß, wenn die Anzahl der

*) Ausführliches darüber lese man bei Baumann, Usambara, an verschiedenen Stellen.

mitgenommenen nicht ausreicht, der Araber dann mit Gewalt sich solche verschafft. Gewiß werden wir diese arabischen Sklavenjagden auf's tiefste verdammen, aber noch verdammenwerther als diese immerhin doch ritterlichen und in vieler Hinsicht vornehm denkenden Araber erscheinen mir die wucherischen Jnder, die, ohne ihr Leben in die Schanze zu schlagen, an der Küste ihr bequemes Faulenzenzerleben führen und nur ihre Gelder hinaus schicken, um durch ihre Kraft mit dem Blut ihrer Mitmenschen sich zu mästen.

Die Ausfuhr von Elfenbein aus Pangani ist nächst der aus Bagamoyo weitaus am stärksten. Sie hatte 1888/89 einen Werth von 344 754 Rupien, 1889/90 aber einen solchen von 682 281 Rupien, während die Ausfuhr aus Tanga nur 4171 bezw. 4066 Rupien werthete. Die Verdoppelung der Ausfuhr aus Pangani beweist auf's schlagendste, wie günstig die Niederwerfung des Aufstandes auf die Hebung des großen Karawanenhandels eingewirkt hat.

Auch der Handel mit den im näheren Hinterland, also insbesondere dem vorderen Tangaland, gesammelten oder erzeugten Produkten ist ein Monopol der Jnder. Entweder kauft der Jnder auf den nächsten Märkten des Vorlandes selbst Waaren auf oder er schickt mit seinem Gelde Wasuaheli zwecks Aufkauf ins Innere, oder er kauft die Waaren erst in seinen Läden in Pangani, Tongoni, Tanga, Doda, Mansa, Muoa und dem leider auch als Ausfuhrmarkt Tangaländer Waaren vielfach benutzten englischen Wanga ein, und zwar entweder von den Produzenten, die sie zugleich nach der Küste bringen, selbst, oder seltener von Suahelihändlern, die auf eigene Kosten die Waaren aus dem Innern geholt haben. In Tanga ist weitaus der häufigste Fall der, daß die Produzenten beziehungsweise Sammler ihre Waaren dem Jnder ins Haus bringen. Hier lassen sie sich dann in den bedeckten Veranden auf den dort regelmäßig angebrachten Steinbänken nieder, führen in aller Gemüthlichkeit endlose Gespräche, machen ihre eigenen Einkäufe, und lassen sich in aller Gemüthruhe dabei vom Jnder tüchtig über's Ohr hauen. Solcher Betrügereien sind die Jnder mehrfach übersührt worden. So hat man beobachtet, daß sie mit kleinen Maaßen beim Verkauf, mit großen beim Einkauf messen, und daß sie den Kautschuk möglichst lange, zwecks Trocknung und Gewichtsverlusts, in der Sonne liegen lassen, bis sie ihn definitiv kaufen, um ihn dann beim Verkauf durch tagelanges wässern wieder schwerer zu machen.

Die Ausfuhrmengen der wichtigsten landwirthschaftlichen Produkte sind bereits angegeben worden. Es sei hier zusammenfassend wiederholt, daß aus Tanga an Ackerbauerzeugnissen ausgeführt wurden, und zwar in der Reihenfolge ihrer Ausfuhrwerthe, Mtama, Sesam, Kopra, Chooko, Mais, zusammen 1888/89 (außer Mais) für 134 566 Rupien und 1889/90 für 143 292 Rupien, aus Pangani Syrup, Sesam, Mais, Mtama, Kopra, Chooko, zusammen 1888/89 für ca. 100 000, 1889/90 für 110 497 Rupien. An Viehzuchtsprodukten werden Honig, Rindshäute, Butter und lebendes Vieh, letzteres aus Pangani bedeutend mehr wie aus Tanga ausgeführt. Die Ausfuhr von Sammelwaaren ist eine unbedeutende; ihre Werthe betragen:

	Tanga		Pangani	
	1888/89	1889/90	1888/89	1889/90
Kautschuk für Rupien	619	925	82	5
Kopal " "	1066	1007	56	101
Drseille " "	1694	5078	—	—

Ein Theil der im Innern erzeugten Waaren wird nun auch der Konsumtion im Lande selbst durch den Verkauf auf Märkten zugänglich gemacht. Solche werden in Vondei an vielen Orten, gewöhnlich in Zeitabständen von je 10 Tagen für denselben Ort, abgehalten. Es werden hier Mais, Mtama, getrockneter Mandiof, Kokosnüsse, Bananen, Tabak, Früchte, geflochtene Körbe und Matten, Thontöpfe, Speere, Ziegen, Sühner, getrocknete Fische, Waaren der indischen Händler, und vor allem tembo (Palmwein), in großen Massen feil gehalten. So viel ich habe beobachten können, ist die wirthschaftliche Bedeutung dieser Märkte keine erhebliche, der Umsatz ist im Verhältniß zu der großen Menge Anwesender ein geringer, die Aneiperei ist schließlich die Hauptsache.

In Tanga wird alltäglich Markt gehalten, der hier soko im Gegensatz zu dem ländlichen gulia genannt wird.

Auch der Einfuhrhandel wird fast vollständig von den Indern beherrscht. Das weitaus wichtigste Einfuhrprodukt und dasjenige, welches allein in den nächsten Jahrzehnten einer erheblichen Ausdehnung fähig ist, weil es der einzige in großen Massen von der eingeborenen Bevölkerung verlangte Artikel ist, sind Baumwollenzeuge. In 1888/89 wurden in Tanga für 53 555 Dollar, in Pangani für 58 222 Dollar Waaren eingeführt. Davon kamen in Tanga 37 486 Dollar, also 70 pCt., in Pangani 27 893 Dollar, also 47,7 pCt. auf Baumwollstoffe. Daneben figuriren mit einer Einfuhr im Werthe von mehr als 1000 Dollar in der Einfuhrliste von Tanga nur drei Artikel Petroleum, Möbel, Getreide (wohl ausschließlich aus Reis bestehend), zusammen im Werthe von nicht ganz 10 000 Dollar, in der von Pangani dagegen 11 Artikel, eiserne Wirthschaftsgeräte, Eisendraht, Kupfer- und Messingdraht, Schießpulver, Petroleum, Glasperlen, Möbel, Fische, Konserven, Getreide und Mühlenfabrikate, zusammen im Werthe von 22 615 Dollar.

Von diesen kommen als einer größeren Ausdehnung fähig, weil ihre Abnehmer in den Millionen von Eingeborenen sich finden, nur in Betracht Metalldraht und Perlen.

Die Reiseinfuhr findet in der wachsenden Ausdehnung einheimischer Nährpflanzen ihre Beschränkung, und hat außerdem für uns als indisches Produkt kein koloniales Interesse, und die übrigen Waaren sind mit Ausnahme des gleichfalls in dieser Hinsicht gleichgültigen Petroleums ausschließlich für die Europäer bestimmt, finden also in der beschränkten Anzahl an solchen, die vorläufig in Deutsch-Ostafrika thätig sein können, ihre Grenze.

Ganz die gleichen Verhältnisse finden wir bei Betrachtung der Einfuhr von 1888/89 nach ganz Deutsch-Ostafrika.

Von 788 684 Dollar Gesamtwertth kamen 514 286 Dollar, also 65 pCt. auf Baumwollzeuge.

Die Einfuhr von Glasperlen werthete 9 498, von Eisendraht 5564, von Kupferdraht 9128 Dollar. Der Werth dieser drei für die Eingeborenen eingeführten Artikel betrug also 24 190 Dollar. Außer diesen zeigten höhere Beträge als 5000 Dollar nur die oben bei Tanga und Pangani schon angeführten Waaren, sowie Seife, Zucker, Butter, Feuerwaffen und Getränke, alles Artikel überwiegend europäischen Bedarfs.

Zu ganz gleichen Ergebnissen führt eine Betrachtung der Einfuhr-Statistiken des Jahres 1889/90, die im übrigen, verglichen mit dem Vorjahr das erfreuliche Bild eines großen Fortschritts in der Entwicklung der Kolonie beweisen.

Die Gesamteinfuhr ist von 788 684 Dollar auf 2 654 619 Dollar also um mehr als das Dreifache gestiegen. Von dieser Summe kamen 1 811 202 Dollar also 68,2 pCt. auf Baumwollzeuge, 43 034 Dollar auf Glasperlen, 13 709 Dollar auf Eisendraht und 29 685 Dollar auf Messingdraht. Der Werth der drei letzten Artikel betrug 86 424 Dollar oder nur 4,7 pCt. des Werthes der Baumwollzeuge. Andere Artikel, deren Einfuhrwerth 5000 Dollar überstieg, waren fertige Baumwollkleider (25 163 Dollar), wohl meist Tropenanzüge für die Europäer gleichfalls indischer Herkunft, Eisen und Stahl, eiserne Maschinen, eiserne Geräte, Feuerwaffen (64 016 Dollar); Eisenblech- und Blechwaaren, kupferne und messingene Geräte, Salz, Petroleum, Seife, Möbel, frische Gemüse, Zucker, Gewürze, Fische, Butter und Speiseöle, Conserven (50 592 Dollar); Getränke unter 25 pCt. Spiritusgehalt (49 321 Dollar), Getreide (123 237 Dollar; davon nach Bagamoyo 72 879 Dollar) und Mühlenfabrikate (22 333 Dollar).

Die Einfuhr nach Tanga ist gestiegen von 53 556 Dollar auf 188 265 Dollar.

Von letzterer Summe entfielen auf Baumwollzeuge 115 547 Dollar oder 66,6 pCt.

Die Einfuhr nach Pangani ist von 58 223 Dollar gestiegen auf 325 208 Dollar; hat sich also mehr wie verfünffacht. Davon kamen auf Baumwollzeuge 165 405 Dollar oder 50,8 pCt.

Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß für die Gegenwart sowohl wie für eine absehbare Zukunft das Schwergewicht in der Einfuhr von Baumwollwaaren liegt, da selbst diejenigen gewerblichen Erzeugnisse, die sonst noch für die nicht erst durch die Kolonisation aus Europa herbeizuziehende, sondern bereits vorhandene Bevölkerung überhaupt in Betracht kommen, nämlich Glasperlen, Eisen- und Messingdraht, noch nicht einmal den zwanzigsten Theil so viel werth sind, als die Baumwollzeuge. Gerade diese nun werden von der deutschen Industrie gar nicht geliefert, sondern kommen zum weitaus größten Theile aus Indien, zum geringeren aus Nordamerika und England. Die Versorgung der vielen Millionen unserer schwarzen Unterthanen mit ihrem wichtigsten Bedarfsmittel besorgen uns also freundschaftlicher Weise unsere angelsächsischen Vettern oder deren Unterthanen, und wir haben dafür die Freude unser Gut und Blut, unsere Thatkraft und unsere Intelligenz

zu opfern, damit dieser Handel gegen alle Vergewaltigungen geschützt werde.

Gegen diesen Handel ist nun auf dem Boden der wirtschaftlichen Gleichberechtigung eine Konkurrenz nicht möglich.

Die indische Industrie hat in vier wichtigen Punkten einen so entschiedenen Vorsprung vor der unseren, daß diese, solange das System der *laissez aller* auf diesem Gebiete das herrschende bleibt, dagegen gar nicht auskommen kann. Es sind das

1. die Silberwährung, welche die Produkte Indiens gegenüber den Goldwährungsländern verbilligt;
2. die Arbeitslöhne, die in Folge der starken Bevölkerung ungemein billige sind, nämlich durchschnittlich für den Mann und den Tag 30 Pfennig;
3. die Produktion des Rohmaterials an Ort und Stelle;
4. die geringeren Transportkosten nach Ostafrika.

Sächsische Fabrikanten, denen die indischen Zeuge vorgelegt worden sind, sollen sich außer Stande erklärt haben, die gleichen Stoffe trotz ihrer geringen Qualitäten zu den in Ostafrika gezahlten Preisen anzufertigen.

Allerdings hat die deutsch-ostafrikanische Seehandlung, zur Zeit als ich sie in Tanga vertrat, ein weißes Baumwollzeug in den Handel gebracht, das wir nach Angabe der heimathlichen Leitung noch zu einem etwas billigeren Preise verkaufen sollten, als dem des im Handel üblichen Weißzeuges (merikani) und dieser Stoff sowohl wie auch ein anderer, der um eine Kleinigkeit theurer war als das merikani, wurde ganz gern von den Eingeborenen gekauft. Auch glaube ich, daß die deutschen Firmen in Sansibar weiße sowie auch blaue Zeuge (kamiki) aus Hamburg beziehen, weiß aber nicht, ob dieselben deutsches oder englisches Fabrikat sind.

Doch sei dem, wie ihm sei. Jedenfalls liegen die Verhältnisse für die Einfuhr deutscher Baumwollzeuge so schlecht, daß an eine dauernde Verdrängung indischer Waaren absolut nicht zu denken ist. Denn, sobald die indischen Industriellen und Großhändler die Gefahr einer Ueberflügelung durch die deutsche Industrie befürchten sollten, würden sie sicherlich ohne erheblichen Schaden ihre Preise noch mehr herabsetzen können.

Eine gleiche Ueberlegenheit gegenüber der deutschen Industrie im Großhandel, haben die Inder nun auch beim kleinändlerischen Verkauf der eingeführten Waaren. Der indische Krämer ist ein ungemein anspruchsloser Mensch und begnügt sich daher mit ganz kleinen Gewinnen. Die Preisdifferenzen der Waaren beim Großhändler in Sansibar und beim Kleinhändler an der Küste sind oft so gering, daß man sich wundern muß, wie der Mann, selbst wenn er besondere Vortheile beim Einkauf genießt, bei einem so geringen Profit sein Leben zu fristen vermag. Er wäre das wohl auch nicht im Stande, wenn er nicht an den zu so mannigfachen Betrügereien Anlaß gebenden Ausfuhrhandel mit einheimischen Produkten so großen Gewinn machte.

Von den deutschen handeltreibenden Gesellschaften, hat die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft in Tanga ein großes, allen Anforderungen der Hygiene entsprechendes Haus und zwei Waarenlager gebaut und in

Pangani ein sehr günstig gelegenes großes steinernes Araberhaus erworben. Wie umfangreich die Geschäftsthätigkeit dieser Gesellschaft ist, entzieht sich natürlich der Beurtheilung, doch wird, meinen Beobachtungen nach, dieselbe in Tanga bei weitem nicht ausreichend sein, um die Zinsen für die dortigen Anlagen und die Gehälter der dortigen Beamten zu decken. Die Verhältnisse liegen eben gerade für größere Gesellschaften, die sich mit dem Ankauf vieler einheimischer Produkte nicht befassen können oder wollen, ungemein ungünstig. Der Hinterländer wird seine Baumwollstoffe und andere geringere Bedarfsartikel stets dort kaufen, wo er auch seinen Sesam, Mtama, Mais, Kopra und Choko verkaufen kann, und er wird um so lieber zum Indr gehen, als ihn hierzu die äußeren Umstände weit mehr ermuthigen. Man sollte gar nicht denken, einen wie großen Einfluß diese auszuüben vermögen. Soll der Mdingo oder Mbondei oder gar der in civilisirteren Gegenden sehr scheu sich bewegende Mshambá einen Zaun oder eine Mauer passiren, in dem dahinter liegenden Hofe sich eine Strecke fortbewegen und dann eine Thüre öffnen um in ein patentes Steinhaus eintreten zu können, wo er einen ihm fremd und herrisch gegenüberstehenden Europäer als Verkäufer findet, so wird er in den meisten Fällen lieber das ganze Geschäft an dieser Stelle unterlassen, weil es mit viel zu viel Momenten verbunden ist, die eine weit höhere persönliche Initiative voraussetzen, als sie der Hinterländer besitzt. Höchstens der Mjuaheli wird es über sich bringen, in einem solchen Geschäft zu kaufen, da er die Scheu vor dem Europäer und europäischen Verhältnissen mehr oder weniger schon überwunden hat.

Ich schreibe es hauptsächlich diesen äußeren Momenten zu, wenn die deutsch-ostafrikanische Seehandlung für ihre meist für die Verhältnisse etwas zu theueren Elässer Zeuge doch noch verhältnismäßig viel Käufer gefunden hat. Ich hatte den Laden zunächst in einem Indr-hause aufgeschlagen, bei welchem die offene Veranda mit der üblichen Steinbank nicht fehlte. So konnten die Leute ungenirt von der Straße aus direkt an den Ladentisch herantreten, da ich diesen in der Veranda selbst aufgeschlagen hatte. Auch bei dem später errichteten Laden habe ich nicht verabsäumt, vor dem Hause eine Veranda bauen zu lassen, da die Käufer an diese zu sehr gewöhnt sind, als daß sie sie gern entbehren möchten.

Unsere besten Kunden waren übrigens die im Fort stationirten Sudanesen-Soldaten und deren Weiber, da die hohe Löhnung ihnen den Ankauf auch theurerer Stoffe gestattete. Bei dem Verkauf dieser Elässer Zeuge, die wir in den verschiedensten Mustern, Farben und Stoffqualitäten aus Deutschland zugeschickt erhalten hatten, habe ich übrigens die Bemerkung gemacht, daß der Neger, in Sonderheit der schon etwas von der Kultur belebten Mjuaheli, durchaus nicht mit der Hartnäckigkeit an den seit Alters überlieferten Mustern und Stoffarten hängt, wie man das gewöhnlich darzustellen liebt. Hat die Waare nur einen feinen Ideen von ihrem Werth und seinen Geldverhältnissen entsprechenden Preis, so giebt er ihr wie es scheint sogar den Vorzug, wenn sie etwas neues, noch nie dagewesenes darstellt. Blaue Muster gefielen entschieden am besten, in zweiter Linie rothe. Grüne und gelbe wurden gar nicht beachtet. Auch bei diesen noch ganz unbekanntem Stoffen konnte man

übrigens beobachten, wie schnell sich eine Geschmacksrichtung, eine gewisse Mode auch unter diesen Leuten bilden kann. Der erste von einem Suda-nesenweib erstandene Stoff war sogenannter rother Viber. Dieser nun gefiel ihren Kameradinnen so sehr, daß in kürzester Frist der ganze Vor-
rath ausverkauft war, und um das letzte Stück beinahe eine Prügelei entstanden wäre.

Außer diesen für die Neger bestimmten Zeugen verkauft die Gesell-
schaft nun auch andere Waaren, die dem Bedarf der Europäer dienen
sollten, so beispielsweise Konserven, Getränke, Papiere, Seife und anderes.

Auf das europäische Publikum rechnet mit den gleichen Waaren
auch die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, die Filiale eines Geschäftes in
Zanzibar (Gash-Schlunke) und zum Theil auch die Magdeburger Han-
delsgesellschaft, die allerdings ihr Schwergewicht auf Eisenwaaren, insbe-
sondere emaillirtes Geschirr, legt. So waren denn beispielsweise von
Bieren — ein allen vier Gesellschaften gemeinsamer Artikel — vier ver-
kaufende und nur ebensoviele kaufende Faktoren vorhanden, das Fort,
die deutsche Pflanzergesellschaft, die Mission und der Vertreter der ge-
scheiterten Somalierexpedition, der damals in Tanga die Gelegenheit zu
wirthschaftlichen Unternehmungen prüfen sollte. Aber von diesen bezogen
die beiden erstgenannten sehr häufig ihren Bierbedarf selbst aus Deutsch-
land, und gaben, wenn in Tanga Mangel an Stoff herrschte, von ihrem
Ueberfluß, natürlich gegen die üblichen Preise, auch an Andere etwas ab.
So kam es denn, daß, was die eine Gesellschaft heute an den Beamten
der anderen verdiente, diese morgen an den Beamten der ersteren wieder
zurückverdiente. Selbstverständlich konnten diese Verhältnisse nicht als
gesunde bezeichnet werden, sie liefen schließlich darauf hinaus, daß in-
direct die Gesellschaften an ihren eigenen Beamten einen Theil des ihnen
gezahlten Gehaltes zurückverdienten. Nur diejenigen Firmen, die wie
Schlunke und die Magdeburger Handelsgesellschaft neben dem Laden-
geschäft auch eine Kneipe eingerichtet hatten, verdienten an Fremden, da
der Zug zur Kneipe bekanntlich den Deutschen auch dann nicht verläßt,
wenn er zu Hause seinen Durst bequemer und billiger stillen kann.

Der Karawanenhandel wird von keiner der Gesellschaften be-
trieben. Zwei nach dieser Richtung hin angestellte Versuche sind als ge-
scheitert anzusehen. Die Schilderungen Baumanns von dem angeb-
lichen Viehreichthum des Usambaradistriktes Wugire hatten den Vertreter
der Somalierexpedition und mich veranlaßt, je eine Expedition dorthin zu
unternehmen, um Vieh zu billigen Preise anzukaufen und in Sansibar
theurer zu verkaufen. Der Preisunterschied sollte für das Stück 50 Ru-
pien betragen (10 bezw. 60 Rupien). Letzterer hat nun allerdings
13 Stück Vieh mitgebracht, aber diese nicht in Wugire, sondern im Panga-
nithal und zwar zu 40 Rupien das Stück gekauft. Er hat dann keine
Gelegenheit gefunden, das Vieh nach Sansibar zu transportiren, hat es
Wochen lang bewachen und füttern und schließlich zu 35 Rupien das
Stück in Tanga an ein Kriegsschiff verkaufen müssen. Rechnet man nun
die großen Ausgaben für die Expedition, die auf den Ankauf von mehreren
hundert Stück Vieh berechnet war, so kann man sich ungefähr vorstellen,
wie groß der Verlust bei diesem Handelsgeschäft gewesen sein muß.

Ich meinerseits habe, nachdem ich mich von der berechtigten Unlust der Waschambá, ihr Vieh zu verkaufen, überzeugt, sofort die Expedition abgebrochen und bin lieber ohne Vieh heimgekehrt, wodurch die Verluste der Gesellschaft, da ich sowieso das Unternehmen als ein versuchsweises nur auf den Ankauf einer kleinen Viehzahl eingerichtet hatte, verhältnißmäßig geringe wurden. Die Gründe, aus denen die Bewohner Wugires zum Viehverkauf nicht geneigt waren, sind leicht verständlich. Das Vieh ist ihr größter Reichthum, das für sie das Anlagekapital darstellt, von dessen Nützlichkeiten sie leben. Das Fleisch der Thiere, für welche sie nicht genug Futter zu haben glauben, verzehren sie lieber, als daß sie das Thier verkaufen. Sie würden dafür so viel Waaren erhalten, daß sie nichts damit anzufangen wüßten. Brauchen sie einmal ein Stück Zeug, so gehen sie selbst an die Küste und tauschen es gegen samli ein. Und selbst, wenn Einige sich einmal entschließen, ein Stück Vieh zu verkaufen, so ziehen sie es vor, es selbst an die Küste zu bringen und dort höhere Preise zu erhalten, als ihnen in der Heimath geboten werden. Da nun zweifelsohne sowohl der Transport der Thiere wie auch der der dafür eingetauschten Waaren von den Leuten selbst ganz unverhältnißmäßig billiger besorgt wird wie von Europäern, so erscheint es volkswirtschaftlich richtiger, daß Letztere ihre Kraft anderen Aufgaben zuwenden und den Viehhandel den wenig beschäftigten Viehbesitzern des Hinterlandes selbst überlassen.

C. Gewerbe.

Die gewerbliche Thätigkeit der Tangaländer ist, wie das bei den primitiven Verhältnissen nicht anders denkbar, eine verhältnißmäßig geringe.

Schiffahrt und Fischerei sind die beiden Gewerbe, die sich noch der größten Ausdehnung erfreuen. Erstere wird von arabischen oder Suahelileuten, aber meist für Rechnung der Inder auf Segelschiffen (Daus) betrieben, welche den Verkehr zwischen den Plätzen der Küste und namentlich zwischen dieser und Sansibar vermitteln.

Der Fischerei geben sich Wasuaheli und eingewanderte Eingeborene des Hinterlandes hin. Man fischt entweder mit Netzen oder mit der Angel oder stellt Reusen ins Wasser oder betäubt die Fische durch Hineinwerfen einer im Hinterland wild wachsenden und an der Küste sogar manchmal kultivirten Pflanze, die den Namen Utupa hat. Wie überall in der Welt, wo noch Natur- oder Halbkulturvölker hausen ist auch hier der ausgehöhlte Baumstamm, der Einbaum (Canó — so, nicht Canu sagt der Indianer Nord- und Südamerikas) das Fahrzeug, dessen man sich auf den Fischerfahrten bedient. Die größte Masse der Fische wird zwecks Verkaufs ins Hinterland getrocknet, in welchem Zustand namentlich die Haifische einen pestilenzialischen Gestank verbreiten.

Die für die Schiffahrt und Fischerei nöthigen Daus und Canos werden gleichfalls von den Eingeborenen hergestellt. Eine Schiffswerft, wenn man dieses Ausdrucks sich bedienen darf, befindet sich beispielsweise in Mwuni an der Mündung des Sigi.

Eine geringe Anzahl von Leuten befassen sich gewerbsmäßig mit der Kalkbrennerei. Es werden zu diesem Behufe aus Hölzern mehrere

kreisrunde Schichten unter Belassung von Lusträumen gebildet, auf diese die Kalksteine gelegt und sodann die Hölzer in Brand gesteckt.

Das Schmiedehandwerk wird sowohl an der Küste wie auch im Hinterland betrieben. Theilweise wird hier das aus dem Flußschlamm gewonnene Magneteisen, an der Küste jedoch, und auch vielfach schon im Hinterland, eingeführtes europäisches Stabeisen als Rohmaterial benutzt. Kohlen bereiten sich die Schmiede selbst und zwar mit Vorliebe aus den Blattrippen der Dumpalmen. Die Arbeiten dieser Leute sind ebenso wie die der wenigen Silberschmiede von Tanga und Pangani, ganz gut. Ich habe insbesondere eine große Anzahl der dort üblichen kurzen Hacken (jembe pl. majembe), mir in Tanga von den dortigen drei Schmieden anfertigen lassen, und war, von einigen Exemplaren abgesehen, ganz zufrieden mit ihren Lieferungen.

Mehr im Innern beschäftigen sich auch eine Anzahl von Leuten mit der Fabrikation von Matten, Körben, Thontöpfen, Tabakspfeifen, Spazierstöcken und anderen Gegenständen des täglichen Gebrauchs.

In Tanga, Tongoni und Pangani sind einige mittelst Göpel und Rameelen betriebene Oelmühlen im Gange, in denen ein Kolben die in einem Holzmörser befindliche Sesamsaat zerquetscht und dadurch das Del herauspreßt. Die Müller sind Schihiri-Araber.

Es existiren ferner einige indische Tischler in Tanga, die für die Station Arbeiten geliefert haben, mit denen man, so viel ich gehört habe, ganz zufrieden gewesen ist. Maurer welche die steinernen Häuser zu bauen verstehen, leben in Tanga nicht und müssen daher, falls Steinbauten nöthig sind, von Sansibar bezogen und ziemlich hoch bezahlt werden. Es war daher ein sehr guter Gedanke des damaligen Stationschefs Krenzler, eine Anzahl Tangaländer im Maurerhandwerk unterrichten zu lassen.

Was die europäischerseits mit Einführung von Gewerben gemachten Versuche betrifft, so hat die deutsch-ostafrikanische Seehandlung mir einen Tischler mitgegeben, der theils für die Bedürfnisse der Gesellschaft selbst, theils auf Rechnung derselben für Fremde arbeiten sollte. Man kann diesen Versuch kaum als gelungen betrachten, was theilweise an der zu einer solchen Aufgabe nicht passenden Persönlichkeit des Tischlers, theils an den Verhältnissen lag. Der Mann hat zwar sowohl für die Gesellschaft wie auch für die Station gearbeitet, aber der Gewinn, der aus seiner Thätigkeit floß, war im Verhältniß zu den Kosten, die der Mann der Gesellschaft verursachte und die durch häufige Krankheiten noch gesteigert wurden, doch nicht bedeutend. Der Stationschef sah ein, daß er billigere und nicht viel schlechtere Arbeit erhielt, wenn er die Indier mit den Tischlerarbeiten betraute, und die Aufträge hörten daher auf. Außerdem hatte der Mann, wie mir schien nicht ohne Begründung, der Gesellschaft gegenüber, die ihm seine Hobelbank und seine Werkzeuge abgekauft hatte, bei der Thätigkeit für Fremde stets das Gefühl, daß seine Handwerkskunst ausgebeutet werde. Hätte er selbst das Geld zur Ueberfahrt gehabt, so mußte er rechnen, dann konnte er als selbständiger Meister mehr verdienen, als wie als Beamter einer Gesellschaft. Ein etwas anderes Gesicht hätte die ganze Sache erhalten, wenn es ihm gelungen wäre, sich einige Schwarze so heranzubilden, daß er nur als Auf-

*Hoffe
müßig*

seher und Leiter des Tischlerei-Unternehmens fungirt hätte. Dazu hatte er aber leider nicht die Fähigkeit; hatte er es doch mit Mühe und Noth gerade fertig gebracht, einem jungen Neger etwas hobeln und sägen beizubringen, und dabei noch den Charakter des Menschen durch seine Nachgiebigkeit gegen ihn in Grund und Boden verdorben.

Ein anderes gewerbliches Unternehmen hatte ich selbst der von mir vertretenen Gesellschaft vorgeschlagen: die Bananentrocknerei. Ich habe auch in der That mit durchaus zufriedenstellendem Resultat einen kleinen Posten Bananen in einem dazu mitgenommenen Ryderschen Dörrapparat getrocknet und schon mit demselben Dampfer nach seiner Rückkehr aus dem Süden, mit dem ich angekommen war, an die Gesellschaft in Wiesbaden geschickt, allein die Thatsache, daß die Bananen zu theuer, zu geringwerthig und zu selten waren, um einen solchen Betrieb lohnend erscheinen zu lassen, hießen mich denselben bald wieder einstellen.

Eine erfolgreiche gewerbliche Thätigkeit hat in Tanga ein deutscher Schuster begonnen, der für den Anfang sich nur auf Ausbesserung zerrissenen Schuhwerks und der Anpassung passender Stiefel an die Füße der Sudanesensoldaten beschränkte; da er im übrigen zu allen möglichen Thätigkeiten brauchbar ist und ein sparsames und den Verhältnissen angepasstes Leben führt, so wird er bei diesen beiden, für jeden Kolonisten so werthvollen Eigenschaften, treffen ihn keine unglücklichen Zufälle, sicherlich in unserer Kolonie sein Fortkommen finden.

D. Die Lebensbedingungen für den Europäer.

I. Das Klima.

Fast möchte es scheinen, als ob von allen Tropengegenden Afrika das schlechteste Klima habe. Wenn selbst in dem verrufeneren Guinea im Durchschnitt nur 2 von 1000 Malariafranken dieser Krankheit zum Opfer fallen,*) wenn man in dem fieberschwangeren Sumatra so gut wie alle Malariafranken heilen zu können glaubt, so ist demgegenüber die Sterblichkeit nicht nur in dem ja entschieden noch ungünstigeren Westafrika sondern auch in Ostafrika eine sehr viel größere. Und selbst der sonst so gern gehörte Trost, daß die fortschreitende Kultur das Klima bessere, ist durch die Aufdeckung der Thatsache einigermaßen getrübt worden, daß in Mauritius, woselbst die Malaria früher nicht gekannt war, seit einigen Jahren dieselbe mit großer Heftigkeit aufgetreten ist.

Folgende Punkte sind es, welche die Angriffe des Tropenklimas auf den Europäer, insbesondere die Tropenfieber zu so schwer zu bekämpfenden machen.

1. Es giebt keine Körperkonstitution, von der man von vornherein annehmen könnte, daß sie dem Klima Widerstand zu leisten vermöge. Wohl läßt sich behaupten, daß gewisse Fehler der Konstitution, wie beispielsweise Herz-, Leber- und Magenkrankheiten dem Menschen mehr oder weniger widerstandsunfähig machen, aber auf der anderen Seite ist selbst der gesündeste, mit tadellosen Organen ausgestattete Mensch vor den verderblichen Wirkungen des Klimas nicht sicher. Auch er kann heute

*) Nach Klimatologie der Tropen von Dr. D. Schellong.

roth und morgen todt sein, wird allerdings aber bei länger andauernden Krankheiten weit längere Zeit vor dem Kräfteverfall geschützt sein, als der Ungefunde.

Es giebt ja gewisse Menschen, denen das Klima gar nichts schadet, und die ihr ganzes Leben gesund unter den Tropen zubringen können, aber ihre Zahl ist eine überaus geringe und Niemand vermag zu sagen, welche Eigenschaften ihres Körpers sie so klimahart gemacht haben — das ist das Geheimniß der Individualität.

2. Es giebt keine absolut sicheren Schutzmaßregeln gegen die Malaria. Zwar ist nicht zu läugnen, daß, wer in hohen, lustigen, regensicheren Häusern wohnt, gut ißt und mäßig trinkt, sich vor Erkältungen, Verdauungsstörungen, Sonnenbrand, Sumpflust und starken psychischen Erregungen schützt, und weder faullenzet noch sich überanstrengt, dem Fieber weniger Angriffspunkte darbietet, als wer diese hygienischen Maßregeln vernachlässigt; aber sicher vor ihm ist er keineswegs. Daß auch der prophylaktische Gebrauch des Chinins, so sehr er namentlich beim Passiren von fieberschwangeren Gegenden anzurathen ist, wenn ununterbrochen fortgesetzt, nicht einmal vor den schlimmsten Fieberarten schützt, das hat in recht trauriger Weise der jüngst erfolgte Tod des Regierungsarztes in Kamerun Dr. Zahn bewiesen, eines Mannes, der Jahre lang in Ostindien gelebt, in Kamerun anfangs stark am Fieber gelitten sich aber dann über ein Jahr lang durch wöchentliche Dosen von 1—1,5 Gr. Chinin gesund erhalten hatte.

3. Es giebt gegen gewisse Arten von Tropenfieber kein sicher wirkendes Heilmittel. Es sind dies die als perniciose Fieber zusammengefaßte Arten, die den Tod machmal innerhalb 24 Stunden herbeiführen, und eine schleichende, chronische Form, welche, wenn die Natur sich nicht selber hilft, meist zum Verlassen der Tropen nöthigt. Die gewöhnlichen Fieber lassen sich ja allerdings während des Anfalls mit Antipyrin und zur Verhütung von Wiederholungen mit Chinin in zufriedenstellender Weise heilen.

4. Eine Acclimatisation im tropischen Afrika ist für den dem Fieber ausgesetzten Menschen nicht möglich. Je länger derselbe vielmehr dort verweilt, desto mehr wird sein Körper durch die Fieber geschwächt, desto mehr tritt insbesondere eine schlechtere Blutbeschaffenheit (Anämie) bei ihm ein und desto geringer wird daher seine Widerstandsfähigkeit gegen das Klima überhaupt. Die Möglichkeit, von einem perniciosem Fieber plötzlich hinweggerafft zu werden, wächst bei solchen fieberanfälligen Menschen im geraden Verhältniß zur Länge der Zeit, die sie in den Tropengegenden zubringen.

Angeichts dieser Thatsachen möge Jeder der nach Ostafrika ziehen will, sich bewusst sein, daß er der gleichen Gefahr für Leben und Gesundheit entgegengeht, als zöge er auf das Schlachtfeld. Wer ihm anderes vorzureden sucht, handelt gewissenlos.

II. Das Leben in Tanga.

Wenn in der ersten Zeit nach dem Aufstand Tanga als ein zur Kolonisation besonders gut geeigneter Ort gerühmt wurde, so kann, wer

die Verhältnisse kennen gelernt hat, diesem Urtheil nur in beschränktem Umfange zustimmen. Zwar ist das nicht abzustreiten, daß einerseits der vortreffliche Hafen, andererseits das etwa in einer Entfernung von 30 Kilometer von der Küste beginnende fruchtbare Hinterland Tanga sicherlich zum ersten Ausgangspunkt einer intensiveren Kultivation unseres Schutzgebietes machen werde, andererseits muß aber scharf betont werden, daß die Ortschaft Tanga selbst die denkbar ungünstigsten Bedingungen für die Niederlassung darbietet. Daß der Ort selbst, sowie seine nächste Umgebung unfruchtbar und der Handel vorläufig dort eine sehr geringe Ausdehnung hat, diese wirtschaftlich ungünstigen Umstände sind bereits betont worden, hier ist hervorzuheben, daß auch die Lebensbedingungen für die dort sich niederlassenden Europäer durchaus schlecht sind.

1. Einer gewaltigen Täuschung hat man sich zur Zeit als Tanga von Europäern noch nicht bewohnt wurde hingegeben, indem man aus dem freundlichen Aussehen der palmenreichen Umgebungen der Bucht, aus dem Fernsein von Sümpfen und aus der irrthümlich angenommenen Nähe größerer Hügelreihen auf besonders gute Gesundheitsverhältnisse in Tanga schloß. Die Thatsachen haben inzwischen gezeigt, wie hinfällig solche Eindrucks-Urtheile oftmals sind. Tanga hat sich als durchaus nicht gesunder, wie alle anderen Orte der Küste gezeigt, da fast alle Europäer daselbst fieberkrank geworden, einige sogar von perniciossem Fieber befallen worden sind. Selbst die vortrefflichen Häuser der Schutztruppe, der D. D. A. G. und der Mission haben ihre Bewohner nicht vor dem tückischen Feinde schützen können. Die in letzter Zeit veröffentlichten Krankheits-Statistiken in der Schutztruppe zeigen sogar, daß Tanga sehr oft einen ziemlich schlechten Gesundheitszustand aufweist.

Injoweit übrigens dieser von der Sauberkeit der Ortschaften abhängt, ist seitens des Stationschefs alles gethan was im Bereiche der Möglichkeit lag. Ein Punkt scheint mir allerdings noch Bedenken einzulösen. Die menschlichen Excremente läßt man in Senkgruben fallen, in denen sie allmählich versickern. Man hat zwar bis jetzt noch keine Schädigung der Gesundheitsbedingungen aus dieser Thatsache herleiten können, und man nimmt daher an, daß diese Stoffe in dem porösen Kalkgestein schneller verschwinden, als sie der Zersetzung anheim fallen, allein — der Krug geht solange zum Brunnen bis er bricht. Mir ist ein Fall in dieser Richtung bekannt, den ich als warnendes Beispiel hier berichten möchte. Campinas, die zweitgrößte Stadt des brasilianischen Staates Sao Paulo galt stets als relativ gesunder Ort, bis in Folge von Verschleppung vor drei Jahren daselbst eine Fieberepidemie ausbrach, welche Tausende hinwegraffte, und die ganze Stadt in kürzester Frist verödete. Als Ursache des rapiden Umsichgreifens und des furchtbaren Charakters der Epidemie wurde von den Aerzten nach Untersuchung der Sachlage übereinstimmend die Thatsache angegeben, daß die Brunnen der Stadt durch das Senkgrubensystem, das auch dort allgemein herrschte, mit gesundheitschädlichen Stoffen durch und durch infiltrirt worden waren. Erst als daraufhin die Regierung für die wenige Tausenden in der Stadt, die nicht gestorben oder entflohen waren, ganze Eisenbahnladungen frischen Wassers herbeischaffte, fing der mörderische Charakter der Epidemie an etwas nachzulassen.

2. In Tanga herrscht ein großer Mangel an Wasser überhaupt und insbesondere an gutem Wasser. Der nächste Bach, der Mkulumuji ist mehrere Kilometer von der Ortschaft entfernt, man ist daher dort auf Brunnen angewiesen. Eine Anzahl solcher sind am flachen Strand gegraben, sie erhalten daher nichts weiter als filtrirtes Seewasser, und dieses noch in sehr geringen Mengen und so verunreinigt, daß es unfiltrirt nicht zu gebrauchen ist. Auf dem Plateau, auf dem die Ortschaft liegt, giebt es meines Wissens nur zwei wasserführende Brunnen, von denen der der D. D. A. G. ausnahmsweise gutes Wasser enthalten soll. Auf der Missionsstation hat man vergeblich nach Wasser gegraben, und der von mir zusammen mit einem Grundstück in Tschumbageni am Westende der Ortschaft gekaufte 14 m tiefe Brunnen war wasserlos. Dieser Wassermangel wirkt nicht nur direkt schädigend, indem es bei dem starken Begehre nach Wasser namentlich seitens der Europäer, zeitweise so gut wie unmöglich ist, genügend Wasser für den Haushalt und für die Wäsche zu erhalten, sondern er wirkt auch indirekt ungünstig auf die Lebensbedingungen, indem er Viehhaltung, Gemüsezucht und den Bau von Steinhäusern ungemein erschwert. Er wirkt außerdem wirthschaftlich nachtheilig, indem er die Anlage von wasserbedürftigen Gewerben, wie Seifenfabrikation, Gerberei und Destillation einfach verunmöglicht.

3. In der Nähe von Tanga giebt es keine Wälder; die Beschaffung von Brenn- und Bauholz ist daher eine schwierige. Zum brennen findet man ja eher noch einiges Material, vertrocknete Palmenrippen, Kokosnußschalen, Buschwerk aus der Umgebung und dergleichen mehr. Für Gewerbe welche eine stärkeren Feuerung bedürfen wie Seifenfabrikation, Destillation, Fruchteinmacherei und Fruchttrocknerei würde das Heizmaterial in Tanga aber entschieden nicht ausreichen oder aber, wenn es von weiterher beschafft werden sollte, sehr theuer bezahlt werden müssen.

4. Merger noch ist der Mangel an gutem Bauholz und Werkholz. Solches muß entweder von andern Gegenden Tangalands, beispielsweise aus der Umgebung des Sigi oder von Sansibar her beschafft werden, wohin namentlich die boriti, starke, lange Mangrovehölzer aus dem Mündungsgebiet des Rufidschi hingebracht werden. Bretter müssen aus Europa beschafft werden.

Diese Umstände wirken einerseits erschwerend auf die Möglichkeit, das Tischlereigewerbe dort zu betreiben, andererseits ganz besonders auf den Bau von Wohnhäusern, Schuppen und Stallungen ein.

Auch sonst ist derselbe in mannigfacher Weise erschwert. Als die den Forderungen der Tropenhygiene am meisten entsprechenden Bauten werden entweder die aus Europa beschafften von C. Schmidt in Hamburg hergestellten Holzhäuser, die auf hohen in Cement eingelassenen Eisenpfählen ruhen und der Luft einen großen Raum zum durchstreichen gewähren oder nach Araber Art gebaute Steinhäuser angesehen. Das Material für letztere ist zwar in dem Korallenkalk des Steilküste, welcher sowohl Steine wie Baukalk liefert, in ausreichender Menge vorhanden; wenn man nun aber meint, dadurch werde diese Bauart besonders billig und bequem, so vergißt man ganz, daß die Beschaffung dieser

Materialien eine große Menge von Arbeitskraft in Anspruch nimmt. Das Brechen der Steine ist durchaus nicht leicht, auch müssen diese an Stellen entnommen werden, die etwas entfernt von der Ortschaft liegen und daher erst mit Canos an den Strand und dann erst die steile Böschung in die Höhe geschleppt werden müssen. Das aber sind Arbeiten, an die die Tangaländer durchaus noch nicht sehr gewöhnt sind, und während man in Sansibar sogar Weiber oft 5—6 fürbisgroße Steine auf einmal fortschleppen sieht, begnügt sich der Küstenmann mit einem, höchstens zwei solcher Steine.

Da die Anzahl der Kalkbrenner eine beschränkte auch die Anschaffung von Brennholz und der Kalksteine selbst oft recht mühsam ist, so konnte zur Zeit der lebhaftesten Bauhätigkeit in Tanga der Bedarf an gebranntem Kalk bei weitem nicht gedeckt werden und der Preis desselben stieg bedeutend.

Für den Aufbau selbst kommen als erschwerende Momente der Mangel an gelernten Maurern und der Mangel an Süßwasser in Betracht; Seewasser taugt nichts zum mauern, da sein Salzgehalt fortwährend Wasser aus der Luft anzieht und das Mauerwerk daher nicht genügend austrocknet. Alle diese Umstände vertheuern den Bau von Steinhäusern derart, daß selbst ein solcher von mäßigem Umfange etwa von 80 qm Fläche und ein Stock hoch mehrere tausend Rupie Kosten verursacht.

Neger und Jnder machen allerdings nicht soviel Umstände mit ihren Bauten. Ihnen genügt ein Haus aus Stangen, die mit Lehm verschmiert sind, und ein Dach aus Palmenblätter. Ich selbst habe, da mir zum Bau eines Steinhauses genügende Mittel nicht bewilligt wurden, — indem die Gesellschaftsleitung die unumstößliche Ueberzeugung hatte, man könne ein großes steinernes Wohnhaus für 500 Rupie herstellen — zwei Häuser von 6:10 Metern Grundfläche gebaut bezw. das eine zu bauen angefangen, die aus einem erhöhten, mit Kalkstein ausgefüllten und mit Cement überstrichnen Untergrund, aus Wellblechwänden und einem allseitig weit übergreifenden Palmblattdach bestanden. Die aus Brettern hergestellten Innenwände wurden mit weißem, rothem und schwarzem Baumwollzeug — zum Theil Vadenhütern aus dem Geschäft — ausgeschlagen und der Mittelraum mit denselben Stoffen gegen das Dach baldachinartig abgeschlossen. Statt der Fenster die man in den Tropen entbehren kann, erhielten die zahlreichen Fensteröffnungen Vorhänge aus Elässer Zeugen. Die gesammten Kosten des von mir vollendeten Hauses beliefen sich auf 1000 Rupien.

5. Die Beschaffung von Lebensmitteln ist in Tanga für den Europäer für gewöhnlich keine schwierige. Die indischen Händler halten die wichtigsten Haushaltssachen stets vorräthig. So Reis, wovon die Kibaba, ein nicht ganz einen Liter haltendes Maaß, 9 Pesa kostet, Gewürze, wie Zimmt, Pfeffer, Nelken, Ingwer, ferner Salz, Bohnen, Chooko (Kibaba 7—8 Pesa) Zucker und zwar weißer Farin das englische Pfund zu 12 Pesa, Syrup, eine Tasse für 9 Pesa, Kaffe (1 R 1 Rupie) Zwiebeln (Kib. 12 Pesa) für die Fütterung der Hausthiere Mais und Mtama, die man aber besser direkt von den Eingeborenen kauft, ferner Petroleum, das bei dem amerikanischen Export übliche Blechgefäß $2\frac{1}{2}$ Rupie, Seife

das Stück 2—4 Pesa, Haifischfett zum schmieren der Stiefel und anderes mehr.

Auf dem Markt wurden feilgehalten Bataten, Mandioca (Kibaba 3 Pesa) Früchte, Eier (Stück 2—2½ Pesa) Hühner (junge 20 Pesa, ausgewachsene ½ Rupie) Samli, Fische und insbesondere Fleisch, welches, immer wenn einmal Schlachtthiere nach Tanga gebracht worden waren, von einem Araber stückweise, ohne Benutzung einer Waage dort verkauft wurde. Das Rindfleisch ist wie meist in den Tropen, ungeheuer zäh, manchmal so sehr, daß es nur in gehackten Zustande genießbar ist, während Schaf- und Ziegenfleisch viel zarter sind.

In den europäischen Läden, insbesondere bei Schlunke erhält man konservirte Butter, amerikanisches Schmalz (die Pfunddose 56 Pesa) Orangen-Marmelade, die bei dem Mangel eines genießbaren guten Fettes die beste Zuthat für das Morgenbrot ist, die Dose von etwa ¾ R zu 32 Pesa, später in Folge der Konkurrenz 24 Pesa, Conserven und Getränke. Von letzteren kostete eine Flasche Bier im Anfang 56 Pesa. In Folge der steigenden Concurrenz sank der Preis bis auf 32, zeitweise sogar auf 24 Pesa. Die verschiedenen Arten von Bieren, von denen die Münchener am beliebtesten waren, hatten keine verschiedenen Preise. Die Weine waren natürlich je nach der Qualität verschieden theuer; einen sehr trinkbaren, leichten und billigen Wein aus Algier führte die D. O. A. G.; durch das Bestehen der Linie Hamburg-Lissabon-Ostafrika werden die portugiesischen Weine wohl mehr Eingang finden. Bei Schlunke kaufte man ferner Mehl und Brot, von denen ein schmales etwa 25 cm langes Weizenbrot 16 Pesa kostete. Auch Kartoffeln konnte man hier kaufen, und zwar je nachdem die europäischen Zufuhren lange auf sich warten ließen für 3½—5 Rupien die Kiste (etwa 1 m lang ½ m breit und 30 cm hoch.) Kamen die Dampfer aus Europa an, so konnte man auch von den Kapitänen direkt kaufen — aber ohne Vortheil, da von diesen stets die höchsten Preise berechnet wurden.

Außerdem bringt der Eingeborene noch öfters Waaren ins Haus, die sie zum Kauf anbieten, so Eier, Hühner, Honig, Samli, Tomaten und sonstige Früchte. Eine Zeit lang erhielten wir auch täglich eine Flasche Milch für 8 Pesa ins Haus gebracht, die eine Stunde weit von einem Jungen hergetragen wurde.

Im allgemeinen kann man sich nur über die Unregelmäßigkeit beklagen, mit welcher gerade die wichtigsten Nahrungsmittel Fleisch und Kartoffeln auf dem Markt erschienen, über die Schwierigkeit, letztere durch ein schwachhaftes einheimisches Knollengewächs — wie sie beispielsweise Brasilien in solcher Fülle besitzt, — sowie die schwer genießbare einheimische Butter durch ein billiges und gutes einheimisches Fettprodukt, das auch der Fettschwanz der Schafe nicht liefert, zu ersetzen, und endlich darüber, daß frische Milch nie oder nur in seltenen Fällen erhältlich ist.

E. Die Arbeiterverhältnisse.

In den vergangenen Abschnitten habe ich die natürlichen, für das Wirthschaftsleben wichtigen Bedingungen Tangalands und die Bezie-

hungen darzustellen gesucht, in welche einerseits die Eingeborenen, andererseits die Deutschen zu diesen natürlichen Verhältnissen getreten sind. Es erübrigt nunmehr, das Verhältniß der Eingeborenen zu den Deutschen in wirthschaftlicher Hinsicht, oder mit anderen Worten die Arbeiterverhältnisse in Tangaland, soweit ich dies aus eigener Erfahrung vermag, klar zu legen.

Ich habe als Arbeiter Sansibariten und Tangaländer, und zwar in ihrer Eigenschaft als Karawanenträger, Strandträger, Haus- und landwirthschaftliche Arbeiter, beschäftigt.

Von Tangaländern haben für mich gearbeitet die an der Küste lebenden Wasuaheli und suahelisirte Wadigo, die Wabondei und Waschambá.

Was zunächst im allgemeinen die Charaktereigenschaften der Leute und ihr Verhältniß zum Herrn betrifft, so gebe ich den Tangaländern und unter diesen den Wabondei bei weitem den Vorzug vor den Sansibariten. Diese sind durch die vielen Afrikareisende, die früher ausschließlich auf die Bewohner Sansibars als Träger angewiesen waren, sowie durch die in Sansibar selbst lebenden Europäer, insbesondere die Engländer, so schauderhaft verwöhnt worden und sind durch ihr unständiges Trägerleben und die wechselvollen Schicksale auf den Reisen, wo sie einmal die tollsten Strapazen mitmachen und dann wieder Tage oder Wochen lang zu faulenzeln gezwungen sind, und wo sie heute im Ueberfluß leben, morgen am Hungertuch nagen und am nächsten Tage sich nur mit Gewalt ihren Lebensunterhalt verschaffen können, in Grund und Boden verdorben. Anspruchsvoll bis zur Unverschämtheit, diebisch gegenüber ihrem Herrn und den Eingeborenen, durch deren Länder sie ziehen, gewaltthätig gegen Letztere und nicht immer unbedingt respektvoll gegen Jenen, im höchsten Grade unberechenbar und unzuverlässig, oft ohne ersichtlichen Grund ihrem Herrn entlaufend, verlogen aus Interesse nicht nur, sondern auch aus Uebermuth und Gewohnheit, bilden sie in meinen Augen den moralischen Auswurf des ostafrikanischen Negerthums.*) Man kann das deutsche Reich nur beglückwünschen, daß es dieses ekelhafte Gefindel nicht zu Unterthanen bekommen hat, und auch darüber können wir uns im Interesse unserer Kolonie nur freuen, daß der Sultan von Sansibar die Anwerbung von Sansibariten nach dem Festlande verboten hat. Dadurch wird endlich der moralischen — und auch der körperlichen — Verpestung unserer im großen und ganzen durchaus tüchtigen und brauchbaren Negerbevölkerung durch diese — ich möchte fast sagen Pariser unter den Negern — Einhalt gethan werden.

Leider sind die unmittelbar an der Küste lebenden Neger, besonders die Bagamoyoleute, schon mehr oder weniger angesteckt vom Sansibaritenthum, und es wird einer ernstlichen Erziehungsarbeit bedürfen, ehe wir diese Kerle wieder regenerirt haben werden. An Orten jedoch, die, wie Tanga, vom großen Karawanenverkehr fast gar nicht berührt werden, ist diese

*) Wer, ohne sich durch den Muth und die Ausdauer einzelner Leute unter den Begleitern Stanley's auf seinen Reisen durch den dunklen Erdtheil blenden zu lassen, die von diesem über seine Leute mitgetheilten Thatsachen vorurtheilsfrei prüft, wird zugeben müssen, daß meine obige Schilderung Wort für Wort auch auf diese hochgerühmten Durchquerer Afrikas zutrifft.

Demoralisirung noch nicht weit vorgeschritten. Nichtsdestoweniger waren mir die Wasuaheli und die suahelisirten Wadigo, weil sie von jenem Einfluß nicht mehr ganz frei waren, nicht so lieb als die Hinterländer, unter denen ich ganz besonders die Wabondei als ungemein anhängliche, zuverlässige, willige, für das Wohl ihres Herrn aus eigenem Antriebe stetig besorgte und für seine Ziele sich lebhaft interessirende Leute schätzen gelernt habe. Ich muß gestehen, daß mir der Abschied von Einigen unter ihnen, die ich ihrer rührenden Anhänglichkeit halber wirklich lieb gewonnen hatte, schwer geworden ist. Mir klingen noch immer die rührenden Worte eines dieser braven Menschen, den ich aus einem einfachen Arbeiter seiner Tüchtigkeit halber zu meinem Aufseher gemacht hatte, bei meinem Scheiden von der Gesellschaft in die Ohren *popote utakwenda nami nitakwenda*: wohin Du auch immer gehen wirst, dahin werde ich auch gehen. Ich nahm ihn in Folge dessen als Boy mit auf meine Reisen in Tangaland, konnte mich aber in seinem eigenen Interesse nicht entschließen, ihn nach Europa mit zu bringen, denn hier werden selbst die vorzüglichsten Neger gemeiniglich völlig verdorben.

In der Tauglichkeit zu den verschiedenen Arbeiten sind gleichfalls erhebliche Verschiedenheiten zwischen Sansibariten und Tangaländern vorhanden. Erstere übertreffen alle Küstenleute in der Fähigkeit, große Lasten auf kurze Strecken zu schleppen. Die Gewohnheit, die vielen in Sansibar seit Jahrzehnten dort verkehrenden Schiffe zu löschen und zu laden, sowie die Nothigung ihren arabischen Herren, zum Bau der von diesen bevorzugten Steinhäuser Baumaterial herbeizuschleppen, hat sie zu solchen Arbeiten gut erzogen. In dieser Hinsicht lassen die Fähigkeiten der Küstenbewohner alles zu wünschen übrig. Es ist geradezu unglaublich, wie sehr man sich quälen muß, wenn die Kerle einmal besonders schwer oder schlecht zu transportirende Stücke aus den Daus auf den Strand und von diesem auf den Böschungsrand schleppen sollen. Was für Mühe hat es mir gemacht, ehe ich den Nyder'schen Dörraparat und einen eisernen Heerd glücklich an Ort und Stelle habe schaffen können. Die erleichternde Rolle des Hebels war den Leuten beispielsweise völlig unbekannt, und bei seiner Anwendung stellten sie sich zum verzweifeln ungeschickt an. Eine Last, die bei uns von einem oder zwei Mann bequem hätte fortgeschafft werden können, erforderte mindestens ein halbes Duzend Neger zu ihrem Transport, und paßte man nicht auf, so drängte sich ein weiteres halbes Duzend hinzu, das nur zum Schein eine Hand in die Gegend der Last emporstreckte, nur um für einen Augenblick von der verhassten Schlepperei befreit zu sein. Denn das ist der zweite unangenehme Punkt: die Küstenleute verabscheuen diese Arbeit auf's gründlichste, und läuft daher ein Schiff in den Hasen ein, so sucht die große Mehrzahl unbeschäftigter Neger das Weite, um nur um keinen Preis zu den Löscharbeiten herangezogen zu werden.

Daß die Tangaleute auch als Maurer nicht verwendbar sind, und daher auch zur Ausführung von Steinmauern Sansibariten gemiethet werden müssen, die an solche Arbeiten durch die Araber gewöhnt worden sind, ist bereits erwähnt worden.

Auch als Hausbursche, als Boy, wie man leider gewöhnlich statt „Junge“ sagt, taugt der Sansibarite wegen seiner größeren Gewandtheit

und Anstelligkeit besser, als der Tangaländer. Nichtsdestoweniger habe ich in unserem Haushalt ausschließlich einheimische Jungen, meist Wabondei, gehalten, weil mir ihre Ehrlichkeit und Anhänglichkeit mehr werth war, als die Geschicklichkeit der Sansibarjungen. Man hat dann aber nur die Aufgabe, die Burschen etwas einzulernen, und dazu stellen sie sich gewöhnlich ganz gut an. Selbst unseren Koch hat meine Frau zu Hause und ich auf den Expeditionen aus einem des Kochens völlig unfundigen Wbondei zu einem ganz brauchbaren Kochkünstler herangezogen.

Bei allen drei Arten von Arbeiten beruht das Uebergewicht der Sansibariten meiner Ueberzeugung nach nur auf der häufigen Gelegenheit, derartige Beschäftigungen zu treiben, und mit etwas gutem Willen werden wir daher auch unsere Leute schließlich zu der gleichen Leistungsfähigkeit heranbilden können.

Daß die große Übung in der Ableistung von Trägerdiensten die Sansibariten auch zu dieser Arbeit ganz besonders befähigt macht, leuchtet von selbst ein. Es wird daher wohl richtig sein, daß kein anderer Negerstamm gleich andauernd bei Reisen ins Innere sich zeigt, wie die Sansibariten. Dies, sowie der Umstand, daß in Sansibar ein organisirter Trägermarkt ist, der die Anwerbung ungeheuer erleichtert, erklärt wohl auch die bisherige Vorliebe, welche die Afrikareisenden trotz der sonstigen schlechten Charaktereigenschaften der Sansibariten und trotz der stets wiederkehrenden massenhaften Desertionen unter ihnen für diese Leute gehabt haben.

Demgegenüber kann ich aus eigener Erfahrung darauf hinweisen, daß der Sansibarit, weil ihm in diesem Punkte die Übung fehlt, zu Märschen in steilen Gebirgsgegenden völlig untauglich ist. Nur mit größter Anstrengung und nur indem er sich dabei eines Stockes als Stütze bedient, gelingt es ihm eine Last einen steilen Berg empor oder sie ohne zu stolpern einen solchen herunterzutragen. Der Kerl weiß überhaupt gar nicht, wie er in solchen Fällen die Füße zu setzen und die Last auf seinem Kopfe zu balanciren hat, um sich im Gleichgewicht zu halten. Wie ganz anders die Wabondei! Ich habe in ihnen ganz vortreffliche, stets gehorsame und den schwierigsten und anstrengendsten Anforderungen gewachsene Träger kennen gelernt, die an Bergsteigen gewöhnt, selbst bei steilen und noch dazu durch Regengüsse schlüpfrig gewordenen Hängen mit erstaunlicher fakenartiger Behendigkeit emporzuklettern und fast im Lauffschritt auf ihnen herunterzusteigen verstehen.

Außer dieser körperlichen Tüchtigkeit sind es aber auch besonders ihre schon erwähnten guten Charaktereigenschaften, die sie gerade zu einem ausgezeichneten Trägermaterial machen. Während der Sansibarit regelmäßig vor Antritt der Reise einen enormen Vorschuß verlangt, begnügt sich der Wbondei bei nicht zu langen Reisen mit 1—2 Rupien. Er reist für einen Lohn von einer Rupie für drei Tage und die Verpflegung, während der Sansibarit meist erheblich höhere Forderungen stellt. Und selbst wenn man große Anstrengungen von ihm verlangt, bleibt er doch dem Herrn, der ihn zu behandeln versteht, treu. Ich habe oft sehr starke Tagemärsche mit den Leuten gemacht, bin beispielsweise von Manka und von Malo in Usambara nach Tanga, jedesmal in vier Tagen

marschirt, während man für gewöhnlich 5—6 Tage auf jede dieser Touren rechnet, und doch ist mir niemals auch nur ein Mann entlaufen.

Landwirthschaftliche Arbeiter giebt es in Sansibar genug; allein diejenigen Leute, welche sich dem Trägerdienst ergeben, halten es für eine Schande zu hacken und zu pflanzen. Die Tangaländer kennen ein solches Vorurtheil nicht, sie verrichten, wenn es von ihnen verlangt wird, zugleich Trägerdienste und landwirthschaftliche Arbeiten.

In letzteren sind durch den ausgedehnten Ackerbau den sie betreiben, wiederum die Wabondei besonders geübt, doch auch die Wadigo und die Waschambá leisten befriedigendes. Die Frage: „Wie erzieht man den Neger zur Plantagenarbeit?“ braucht daher in dieser Allgemeinheit in Tangaland gar nicht aufgeworfen zu werden. Sie hat nur insofern Berechtigung als es sich um solche Arbeiten handelt, die eine besondere Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit erfordern und ihnen bisher nicht bekannt waren. Aber auch zur Erlernung von solchen stellen sich namentlich die Wasuaheli, suahelisirten Wadigo und Wabondei sehr gut an.

Die Anlegung von Gemüse- und Ingwerbeeten beispielsweise, die den eingeborenenen Brasilianern heizubringen mir oft viele Mühe gekostet hat, hatten meine Tangaländer im Nu hgriffen. Nur eines darf man nicht von ihnen verlangen: selbständig in geraden Linien zu arbeiten. Man zeige dem Neger zwei Punkte auf einer Grasfläche, die er durch einen Weg mittelst Entgrasung verbinden soll; der Weg wird sicherlich in Schlangenwindungen sich bewegen, selbst wenn die beiden Punkte nur einen Meter von einander entfernt wären. Es ist geradezu ethnologisch interessant, in wie hohem Grade dem Neger die Vorstellung einer geraden Linie und das ästhetische und praktische Bedürfnis, solche herzustellen, fehlt. Wenn auf Expeditionen der Klapptisch aufgestellt werden soll, und durch irgend etwas, wie eine Seite des Zeltes oder eine Hütte eine gerade Linie gegeben ist, so kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Junge den Tisch in spitzem Winkel zu dieser Geraden, niemals auch nur annähernd in einer Linie mit ihr aufstellen wird.

Die Anwerbung von Arbeitern in Tangaland erfolgt entweder gegen Tages- oder gegen Monatslohn; zu Akkordlöhnen sind die Leute noch nicht reif.

Der Tagelohn war in Tanga seitens des Chefs Krenzler obrigkeitlich auf 16 Pesa ($\frac{1}{4}$ Rupie, also bei einem Kurs von 1,60 Mark 40 Pfennig) festgesetzt, dergestalt, daß jeder Europäer, welcher höhere Löhne zahlte, mit Geldstrafe bedroht wurde. Wie mittelalterlich! Lohn-taxen! werden unsere politischen Doktrinäre denken. Aber hier zeigte es sich wieder einmal recht deutlich, daß die Maßregeln vergangener Jahrhunderte in Ländern mit junger Kultur immer noch mit Vortheil anwendbar sind. Ich kann sagen, es arbeitete sich unter dieser Lohn-taxirung ganz vorzüglich. Das zeitraubende und ermüdende Feilschen über die Höhe des Lohnes wurde dem Herrn erspart, stillschweigend wurden die sich meldenden Arbeiter in der zu den Aufgaben des Tages nöthigen Anzahl angenommen, ohne daß dabei über die Löhnung jemals ein Wort gefallen wäre. Vor allem aber verhütete diese Bestimmung das Hinauftreiben der Löhne, was bei den vielen Gesellschaften, die gerade in und bei Tanga thätig waren, zweifelsohne sonst eingetreten wäre.

So aber wurde es einem Beamten, der auf die Höhe des Lohnes weniger Rücksicht nehmen zu müssen geglaubt hätte, als der einer anderen Gesellschaft, verunmöglicht, diesem durch ein höheres Lohnangebot die Arbeiter abspänstig zu machen. An die Stelle dieser pekuniären Konkurrenz trat somit der edlere Wettstreit darum, wer es durch gute Behandlung am besten verstand, die Leute an sich zu ziehen.

Es war zu bedauern, daß nicht auch für den Monatslohn ein fester Satz obrigkeitlicherseits angeordnet war. Denn das hatte zur Folge einmal, daß dieser Satz steten Schwankungen unterworfen war, und zweitens, daß er dauernd über dem Tagelohne stand, während sonst bekanntlich das Gegentheil der Fall zu sein pflegt. Da des Sonntags meist nicht gearbeitet wurde, so hätte der Monatslohn, wenn er dem Tagelohn gleich gewesen, $6\frac{1}{2}$ Rupien betragen müssen. Man zahlte aber meist 8 Rupien für den gewöhnlichen Arbeiter und 10—12, wohl auch 15 und 20 Rupien für Aufseher. Ich habe für erstere gleichfalls 8, dann 7 und schließlich nur $6\frac{1}{2}$ Rupien gezahlt und dabei alle Nichtarbeitstage in Abrechnung gebracht. Ich habe überhaupt niemals viel und zuletzt überhaupt keine Monatsarbeiter mehr angestellt, weil man mit solchen mehr Schere hat, als das feste Engagement werth ist, und weil ich doch sowieso auf einen festen Stamm von Tagelöhnern, die sich täglich meldeten, rechnen konnte. Das Hauptmotiv für den Eingeborenen, sich zum Monatslohn zu melden, ist die Aussicht auf Vorstoß zu Beginn der Arbeitszeit. Man kann sich diesem Verlangen auch füglich nicht entziehen, da der Mann doch leben muß, und wird schließlich dazu genöthigt, wenn man dem Manne nicht zu viel auf einmal anvertrauen will, doch jeden Tag einen Theil des Lohnes zum Lebensunterhalt zu geben. Das macht einerseits unnöthige Schreiberei und Rechnerei und giebt andererseits am Schlusse des Monats, wenn der größte Theil des Lohnes schon vorwegbezahlt worden ist, Anlaß zu Unzufriedenheit und Mißtrauen des Arbeiters.

Das Hauptmotiv für den Arbeitgeber, Monatslöhner zu engagiren, ist die annähernde Gewißheit, über eine Anzahl von Arbeitern stets zu verfügen, was namentlich dann von Werth ist, wenn hin und wieder Arbeiten verrichtet werden müssen, die den Leuten unangenehm sind, wie das Löschen von Schiffsladungen, oder wenn der Arbeitgeber den Ruf eines strengen Herrn hat. In letzterem Falle werden gern Arbeiter aus möglichst entfernt liegenden Gegenden zur Monatsarbeit verpflichtet, bei denen ein Entlaufen nicht leicht zu erwarten ist.

Ich selbst hätte aus einem anderen Grunde wohl Ursache gehabt, mir Arbeitskräfte durch Monatsengagements zu sichern. Da nämlich die von mir angelegte Versuchsplantage am Mtulumusi $1\frac{1}{4}$ Stunde von Tanga entfernt lag, an Ort und Stelle aber keine Arbeiter zu haben waren, so mußten die Leute jeden Tag von Tanga aus hin und zurück gehen. Nun dauerte die gewöhnliche Arbeitszeit in Tanga von 6— $11\frac{1}{2}$ und von 2— $5\frac{1}{2}$ Uhr — eine Verwirklichung des sozialdemokratischen Ideals vom Achtstundentag. Ich brachte nun die $1\frac{1}{2}$ Stunden, die vor Beginn der Arbeitszeit regelmäßig verliefen, dadurch wieder ein, daß ich erst um 12 Uhr aufhöre und um 2 Uhr wieder anfangen ließ. Der Schluß der Arbeitszeit erfolgte auch hier erst um $5\frac{1}{2}$ Uhr,

sodasß die Leute erst gegen 7 Uhr in Tanga ankamen. Es ist leicht begreiflich, daß ich unter so erschwerten Bedingungen anfangs nicht leicht Arbeiter für den Mkulumußi fand. Der Nothwendigkeit, Monatslöhner zu engagiren, entging ich nun aber dadurch, daß ich abwechselnd einen Tag in den Schamben von Tanga und einen Tag am Mkulumußi arbeiten ließ. Am ersten Tag erhielten die Leute keinen baaren Lohn, sondern schriftliche Anweisung auf solchen; erst wer dann am zweiten Tage mit nach dem Mkulumußi gegangen war, erhielt den Lohn für beide Tage. Natürlich wurden diese Bedingungen jedesmal vorher den Leuten mitgetheilt. Schließlich hatte ich aber eine große Anzahl von Arbeitern so sehr an die Wanderung nach der Versuchsplantage gewöhnt, daß es des kleinen Kniffs zur Sicherung der Arbeitskräfte gar nicht mehr bedurfte.

In der Beschaffung von Arbeitern bin ich sowohl im Anfang, als ich noch nicht bei den Leuten bekannt war, wie auch später einmal, als ich plötzlich eine größere Menge von Arbeitskräften wie bisher benötigte, seitens des Chefs beziehungsweise stellvertretenden Chefs der Station in freundlichster Weise unterstützt worden. Das Reichskommissariat hat für die Beschaffung von Arbeitskräften ein ausgezeichnetes System in Anwendung gebracht. Brauchte der Chef einer Station für Arbeiten auf ihr mehr Arbeiter, als sich ihm an Ort und Stelle zur Verfügung stellten, so sandte er an eine Anzahl von Majumbe (Dorfhäuptlinge) Nachricht, daß er ungefähr so und soviel Leute nöthig habe. Diese nun wählten aus ihren Dorfschaften soviel heraus, als sie entbehren konnten, und schickten sie nach der Station, wo sie gegen den üblichen Tagelohn beschäftigt wurden. Es war dies kein direkt gegen die Eingeborenen gerichteter Zwang, dem mit Gewaltmaßregeln Nachdruck verliehen worden wäre, sondern die Leute folgten dem Wunsche, einmal aus Achtung vor der persönlichen Autorität des Stationschefs und dann auch oft, weil es mit ihren eigenen Wünschen übereinstimmte, sich wieder ein Stück Geld zu verdienen, und sie durch die Botschaft des Chefs Gewißheit erlangt hatten, daß die Möglichkeit hierzu vorhanden sei.

Diese Gewißheit war speziell in Tanga durchaus nicht immer vorhanden, denn hier war der Bedarf an Arbeitskräften in Folge der mancherlei verschiedenen Unternehmungen, Bauten und Pflanzungsanlagen, die oft nur eine Zeit lang aber nicht dauernd Beschäftigung gewährten, ein recht schwankender. In Folge hiervon machte sich zeitweise ein gewisser Mangel an Arbeitern geltend, der dann möglichst durch die Botschaften des Stationschefs ausgeglichen wurde. In dieser Hinsicht sind die in Digo oder Bondei selbst angelegten Unternehmungen besser gestellt. Denn abgesehen davon, daß der Bedarf in einer nur dem Plantagenbau gewidmeten Niederlassung wenigstens in den verschiedenen Jahreszeiten ein gleichmäßigerer ist, wird es den Mdigo und Mbondei auch nicht reuen, wenn er einmal den kurzen Weg nach der Plantage gemacht hat, ohne Arbeit zu finden. Wer dagegen bei einem Gang nach Tanga der Möglichkeit ausgesetzt ist, gar keine oder eine nur wenige Tage dauernde Arbeit zu finden, bleibt oft lieber zu Hause und bestellt hier seine Aecker.

In Amboni, woselbst nach Angabe des Vertreters der Pflanzergesellschaft manchmal am Tage 300 Arbeiter gebraucht worden sind, hat sich niemals ein Arbeitermangel gezeigt, und auch in Rewa scheinen die Schwierigkeiten der Arbeiterbeschaffung überwunden worden zu sein.

Wenn somit für die Gegenwart die Arbeiterfrage in Tangaland gelöst zu sein scheint, so bleibt doch eine gewisse Unsicherheit darüber bestehen, ob bei gesteigerter europäischer Plantagenarbeit dem Bedürfnis an Arbeitskräften durch die einheimische Bevölkerung wird Genüge geschehen können. Denn wenn die Gewöhnung an landwirthschaftliche Arbeiten zwar der Heranziehung der Wadigo, Wabondei und zum Theil auch der Waschambá günstig ist, so kann auf der anderen Seite der ausgedehnte einheimische Ackerbau, namentlich wenn er durch den voraussichtlichen wirthschaftlichen Aufschwung des Landes nach dem Eisenbahnbau noch eine Erweiterung erfährt, den Plantagen gerade in der Zeit der dringendsten Arbeiten Arbeitskräfte entziehen. Bis zu einem gewissen Grade läßt sich diese Besorgniß damit beschwichtigen, daß die Bewohner von Tangaland noch lange nicht an der Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt sind, und daß sie sicherlich allmählich auch zu intensiverer Thätigkeit herangebildet werden können. Wie unendlich viele Personen trifft man nicht auf Wanderungen durch Digo, Bondei und namentlich in Usambara unbeschäftigt in den Dörfern herumliegen, die alle für eine sehr lebhafte Ausbreitung der Plantagenthätigkeit die Arbeitskräfte abgeben könnten. Auch wird sicherlich, wenn in jenen Gegenden erst werthvolle Exportpflanzen angebaut werden, der Landmann seinen Cerealienbau zum Theil gegen die lohnende Beschäftigung in der Plantage aufgeben, und der dadurch entstehende Fehlbetrag von Nahrungsmitteln auf dem afrikanischen Marke — denn in Tangaland selbst ist ja der Bedarf an solchen mehr als gedeckt — wird dann durch Bebauung weniger fruchtbarer Landstrecken mit Cerealien ersetzt werden müssen. Uebrigens wäre auch gegen Einföhrung von Negern anderer ostafrikanischer Negerstämme nach Gebieten mit europäischem Plantagenbau vom volkwirthschaftlichen und sozialen Gesichtspunkte nichts zu erinnern, wohl aber eine Einschleppung von indischen oder chinesischen Kulis aus den schon so oft und überall auf der Erde erörterten und als Thatfachen fühlbar gewordenen Gründen aufs entschiedenste zu widerrathen.

Eine andere wichtige Frage ist die: Werden die von den eingeborenen Arbeitern gemachten Leistungen im Stande sein, die hierfür gemachten Ausgaben genügend zu vergüten? Diese Frage wird sich natürlich nur vollständig beantworten lassen, wenn die Ertragsfähigkeit des bebauten Bodens und der Werth der ostafrikanischen Plantagenprodukte auf dem Weltmarkt festgestellt sein wird. Erwägen wir aber, daß die größte Anzahl tropischer Kolonien Jahrhunderte lang mit Sklaven bewirthschaftet worden sind, daß noch jetzt in Niederländisch-Indien an vielen Stellen ein Zwangssystem herrscht, welches der Regierung und den Pflanzern sehr billige Arbeitskräfte sichert, daß in ganz Indien außerordentlich niedrige Löhne bestehen, und daß der hohe Posten für Arbeitslöhne in Sumatra nur durch den ungewöhnlich hohen Preis von Sumatra-Tabaken gerechtfertigt ist, so erscheint ein Tage-

lohn von 40 Pfennig in Tanga und 50 in anderen Orten, wie Sewa und Bagamoyo, welche Summe bei hohem Silberkurs noch erhöht wird, doch recht bedenklich groß.

Es giebt ja nun Mittel, im Rahmen der bestehenden Verhältnisse die Arbeit der Neger produktiver zu machen als sie ist, wenn er sich selbst überlassen bleibt. Mir hat in dieser Richtung als oberste Richtschnur stets die Forderung äußerster Sparsamkeit in der Verwendung von Leuten gegolten. Daß andere in Afrika thätige Deutsche dem gleichen Grundsatz gemäß gehandelt haben, kann ich nicht annehmen, da mir diese Sparsamkeit oft genug zum Vorwurf gemacht worden ist. Wenn dieser Vorwurf in manchen Dingen, namentlich was die sachlichen Ausgaben betrifft, äußerlich berechtigt war — er hätte nur nicht an mich, sondern an eine andere Stelle gerichtet werden müssen —, so war er grundlos in Beziehung auf die hier in Rede stehende Frage. Denn ich habe diese Sparsamkeit insbesondere zu erzielen gesucht durch eine bestmögliche Organisation der Arbeit, und gerade dieses Ziel scheint mir das wichtigste zu sein, was unter solchen Verhältnissen zu erstreben ist.

Einige Beispiele mögen das erläutern.

Bevor ich nach Usambara reiste, um Vieh einzukaufen, stellte ich am Mkulumusi eine sogenannte Viehboma, eine Einzäunung für den nächtlichen Aufenthalt des Viehes von 40 Metern im Quadrat her. Ich benutzte dazu ein auf dem Kaltgebirge wachsendes Stachelgewächs, daß die Wasuaheli kikonge pl. vikonge nennen, und legte die Boma in der Nähe eines an dieser Pflanze reichen Platzes an. Hier mußten nun sechserlei verschiedene Arbeiten von den Leuten verrichtet werden. Die Vikonge mußten ausgegraben und zu dem etwa drei Minuten davon liegenden Bomaplatz hingeschafft werden. Dort mußte unterdessen in der von mir mittelst eines Striches angegebenen Richtung eine Richtlinie aus dem Grase herausgearbeitet und in dieser Linie ein etwa fußtiefer Graben geschaffen werden. Kamen die Vikonge an, so mußten sie von einigen Leuten in den Graben gethan und aufrecht gehalten werden, während die anderen sie mit der ausgeworfenen Erde bedeckten und festdrückten. Wenn irgendwo so kam es hier darauf an, die Arbeit gut zu organisiren, also für jede Verrichtung gerade so viel Leute zu kommandiren, daß wo möglich Keiner einen Augenblick auf den Andern zu warten brauchte, eine Aufgabe die natürlich erst allmählich, nachdem ich die Arbeitsleistungen an jeder Stelle kennen gelernt hatte, der Lösung nahe gebracht werden konnte.

Beim Entgrasen mittelst der Hacke haben die Leute die Gewohnheit immer möglichst nahe nebeneinander zu arbeiten; natürlich sind sie sich auf diese Weise oft gegenseitig im Wege und es wird weniger geschafft, als wenn sie etwa einen Meter auseinanderstehen. Aber auch wenn dies anfangs der Fall war, entstehen, sei es durch die Unregelmäßigkeit des Terrains selbst, sei es durch verschieden starke Begraßung der zu entgrasenden Fläche Stellen, wo auf einem ganz kleinen Winkel mit einem Male ein ganzer Knäuel von Leuten sich zusammenballt. Keinem von ihnen würde es jemals einfallen, von selbst sich an einen anderen Platz zu begeben, wo er ungehinderter hacken könnte, hier muß, im

Anfang wenigstens, stets der Europäer eintreten, da auch die eingeborenen Aufseher nur ganz allmählich dahin zu bringen sind, in solchen Fällen geeignete Anordnungen zu treffen.

Sind Arbeiten von beschränkter Dauer in Aussicht genommen, wie das beim Hausbau öfters vorkommt, so ist es ungemein wichtig, stets nur so viel Arbeiter zu engagiren, als Arbeitsgelegenheit für sie vorhanden ist. Bequemer ist es natürlich sich einen gewissen Ueberschuß an Arbeitskraft zu sichern, aber nur zu leicht kommt es dann vor, daß vielleicht eine Stunde vor Feierabend die Arbeit schon fertig ist und eine andere gerade nicht vorliegt. Diese Stunde geht natürlich den Unternehmern verloren.

Eine stramme Organisation der Arbeit wirkt nicht nur insofern günstig, als sie die Ausgaben für die Arbeit mindert, sondern insbesondere auch dadurch, daß sie den Neger zu intensiverem arbeiten erzieht. Dem Manne muß das Bewußtsein beigebracht werden, daß er während der Arbeitszeit fortwährend zu arbeiten hat und es ihm nicht freisteht, viertelstundenlang seinen Mitarbeitern zuzugucken, wie das bei einer schlechten Arbeitsorganisation unvermeidlich ist.

Die Möglichkeit einer guten Arbeitsorganisation hängt nun aber ebenso wie eine genügende Heranziehung von Arbeitskräften in erster Linie davon ab, daß der Herr die Leute richtig zu behandeln versteht. In dieser Hinsicht wird leider noch viel gefehlt.

Drei Standpunkte giebt es, auf die man sich dem Neger gegenüber stellen kann; man behandelt ihn entweder als Thier, als gleichberechtigten Menschen oder als — Kerl.

So unangenehm es ist zu bekennen, so muß doch der Wahrheit gemäß gesagt werden, daß es Deutsche giebt, die den Neger geradezu als Thier betrachten, für welches die roheste Behandlung gerade gut genug ist. Sie begnügen sich nicht damit, ihre Diener oder Arbeiter für ihre wirklichen oder — vermeintlichen, oft nur durch Mißverständnisse für solche angesehenen Vergehen, mit Ohrfeigen oder Peitschenhieben auf einen von der Natur gleichsam hierzu dargebotenen Körperteil zu strafen, nein da wird er auch mit Füßen gestoßen und mit Faustschlägen ins Gesicht traktirt. Bei der geringsten Nachlässigkeit oder Vergeßlichkeit, selbst wenn sie ohne irgend welche praktischen Nachtheile für den Herrn ist, wird solch ein erbarmungswürdiger Kerl, der in den meisten Fällen doch erst lernen muß, was er im Umgange mit den Weißen überhaupt und mit seinem Herrn insbesondere zu thun und zu lassen hat, angefaucht, als ob er sich des schwersten Vergehens schuldig gemacht habe, ohne daß dabei auf das billiger Weise voraussetzende Maß von Verständniß für die Anordnungen und Wünsche des Herrn irgend welche Rücksicht genommen würde. In den weitaus meisten Fällen ist an diesen Wuthausbrüchen natürlich die angeborene und durch das nervenerregende Leben in den Tropen verstärkte Heftigkeit und die mangelnde Selbstbeherrschung des Herrn Schuld. Ist der Bornesrausch dann verpflogen, so verfehlen sie es oft doppelt in der Erziehung ihrer Untergebenen, wenn sie nimmehr, wie um ihr Unrecht gut zu machen, allerhand unmotivirte Späße mit ihnen treiben, oder sie mit allerhand überflüssigen oder schädlichen Genußmitteln, wie

Cigarren und alkoholischen Getränken vollpfropfen, gerade so, wie man den mißhandelten Hund, wenn der Zornesausbruch über seine Unthaten vorüber ist, mit Schmeicheleien und Spielereien wieder für sich zu gewinnen sucht.

Ein derartiges unwürdiges Verhalten schadet nicht nur den betreffenden Beamten und den Interessen der Gesellschaft, für welche er thätig ist, sondern der Stellung der Europäer in unserer Kolonie überhaupt. Direkt dadurch, daß es das Gefühl des Hasses gegen die neuen Herrn erzeugen muß, indirekt dadurch, daß wenn die Neger sich über solche Fälle bei den Regierungsbeamten beklagen, diese nicht umhin können, den Europäer in Geldstrafe zu nehmen.

Solches ist in Tanga gegenüber einem dort stationirten Beamten mehrfach geschehen, und die Folge war, daß die ihm unterstellten Arbeiter, welche als Monatsarbeiter engagiert und in Bagamoyo ansässig, nicht ohne weiteres fortlaufen konnten, wenn Einer beispielsweise bloß eine rechtshaffene Ohrfeige erhalten hatte, sofort und zwar dann gewöhnlich in hellem Haufen aufs Fort rannten und die Bestrafung des Beamten verlangten.

Selbstverständlich muß durch derartige Vorgänge die Autorität der Europäer erheblich leiden, und der weite Abstand, den die Neger selbst noch in Folge des Rassen- und Kulturunterschiedes zwischen sich und ihren jetzigen Herren fühlen, immer mehr sich verringern.

Die Wichtigkeit der Aufrechthaltung dieses Gefühles lassen auch diejenigen außer Acht, die den Neger als gleichberechtigten Menschen behandeln.

In dieser Beziehung haben die englischen Missionen — allerdings wie es scheint nicht alle — aber auch manche deutsche Reisende, durch Ueberführung von Negern nach Europa, wo sie nach allen Richtungen hin verhätschelt worden sind, gar manche Negerseele auf dem Gewissen.

Denn ein auf so tiefer Kulturstufe stehender Mensch, wie der Eingeborene Afrikas verträgt einfach eine Gleichstellung mit uns Kaukasiern, die wir eine vieltausendjährige Kulturarbeit hinter uns haben, nicht; er wird hochmüthig, frech, arbeitscheu, ist weder in dem einen noch in dem andern Erdtheil zu irgend etwas zu gebrauchen, ist ein verlorener Mensch.

Aber nicht nur die völlige Gleichstellung mit den Weißen verdirbt den Charakter des Negers, auch eine zu sanfte Behandlung hat schon diesen Erfolg. Das habe ich an mir selbst erfahren, der ich im Anfang meiner Thätigkeit in Tanga entschieden zu milde Saiten gegenüber meinen Arbeitern und Hausburschen aufzog. Der erste Stamm regelmäßig zur Arbeit sich meldender Eingeborener wurde von mir arg verwöhnt, indem ich ihnen manche Unregelmäßigkeit durchgehen ließ, meine Anordnungen nicht immer aufs strengste durchsetzte, und ihren Wünschen bezüglich der Arbeitsleistungen zu bereitwillig Gehör schenkte. Die Folge war, daß Einige von ihnen so wenig brauchbar, insbesondere so anspruchsvoll in Beziehung auf die Art der ihnen zuzuweisenden Arbeiten wurden, daß ich sie überhaupt nicht mehr annahm und die übrigen nur dadurch wieder zu annehmbaren Arbeitern machte, daß ich meine Haltung Ihnen gegenüber wesentlich anders gestaltete.

Ein ganz verfehltes Erziehungsergebnis konnte ich an dem jungen Burschen beobachten, den ich, weil er sich beim Hausbau und sonst ganz besonders geschickt erwiesen hatte, unserem Gesellschaftstischler in die Lehre gab. Was hat der in wenigen Monaten, aus dem netten bescheidenen und arbeitswilligen Jungen gemacht! Unfähig, auch nur den geringsten autoritativen Einfluß auf ihn auszuüben, ließ er sich förmlich von ihm auf der Nase herumspielen, hielt ihn weder zu unausgesetzter Arbeit noch zu pünktlichem Arbeitsantritt an, gab jedem seiner Wünsche nach dem Besitz irgend einer seiner eigenen wenigen Habseligkeiten nach und machte dadurch den Kerl zu einem faulen, unpünktlichen, anspruchsvollen und unerträglich eingebildeten Menschen.

Die Methode, die ich im Verkehr mit den Negern allmählich mir angeeignet habe, kann ich nicht besser bezeichnen, als mit dem Worten: Man muß ihn als „Kerl“ behandeln, das will sagen mit einer durch herablassendes Wohlwollen gemilderten Strenge. Das erste was man vom Neger verlangen muß, ist unbedingtster Gehorsam. Um den zu erzwingen, muß man aber zunächst bei sich selber mit der Erziehung anfangen, indem man sich vornimmt, niemals einen Befehl auszusprechen, von dem man nicht die Gewißheit hat, daß er durchführbar und auch wirklich den eigenen Interessen entsprechend ist. Ist man darüber im Zweifel, — und das kann ja beispielsweise auf Expeditionen oft genug vorkommen — so scheue man sich nicht, diesem Zweifel Ausdruck zu geben, und mit den verständigeren Leuten die Sachlage zu besprechen. Man wird dadurch einerseits oft einen praktischen Rathschlag zu hören bekommen, und man erreicht damit andererseits, daß die Leute erkennen, es handle sich in diesen Fällen nicht um einen unumstößlich feststehenden Willen ihrer Herren. Wird der Befehl dann wieder rückgängig gemacht, so leidet die Autorität des Europäers, deren Aufrechterhaltung eben im wesentlichen auf der unbedingtsten Durchsetzung seines einmal als unabänderlich gefaßten Willensbeschlusses beruht, in diesem Fall keinerlei Abbruch.

Gehorsam namentlich auch gegenüber den der Zeit nach zurückliegenden oder den ein für allemal gegebenen Befehlen zu erzwingen, reicht das bloße Wort oft nicht aus. Körperliche Züchtigung ist daher dem Neger gegenüber unerläßlich. Ich selbst habe aber, nachdem ich mich einmal — was eine ganze Zeit gedauert hat — zur Anwendung dieses Strafmittels entschlossen hatte, nie etwas anderes als Ohrfeigen ausgeübt, und zwar so selten als möglich, damit sich der Untergebene gegen diese Art Strafe nicht, wie das recht leicht geschieht, abstumpfte, und sie allmählich weniger als körperliche Züchtigung wie als Schande empfinden lernte. Hatte einer meiner Leute sich Handlungen schuldig gemacht, welche eine schärfere Bestrafung verdienten, so habe ich ihn stets aufs Fort gebracht, wo mit ihm summarischer Proceß gemacht wurde. Fünfundzwanzig Hiebe mit dem Kiboko, der Flußpferdpeitsche, die sie dort von den Askaris aufgebracht erhielten, übten meist eine vortreffliche Wirkung auf die Hebung des moralischen Niveaus der Leute aus. Auf Expeditionen hätte ich natürlich, wäre es nöthig gewesen, einen argen Uebelthäter von den eigenen, hierzu angestellten Leuten durchbläuen lassen.

Sehr viel erreicht man übrigens auch ohne Hiebe oder Androhung von solchen durch eine Erhöhung und Schärfung der Stimme bei Befehlen, gegen welche ein, wenn auch nur passiver Widerstand zu erwarten ist. Man muß da wohl unterscheiden zwischen einem aus Heftigkeit entsprungenen Wüthen und Schreien, was die Autorität des Herrn eher zu mindern als zu heben geeignet ist, und einem mit äußerer Ruhe, aber laut und schneidend scharf ertheilten Befehl. Von außerordentlicher Wirkung habe ich aus diesem Grund das deutsche Ausrufungswort „Donnerwetter“ gefunden. Ist es doch gleichsam, als ob das dumpfgrollende o und das rollende r onomatopoetisch das Rollen des Donners, das helle e mit den schmetternden t's aber den einschlagenden Blitz wiedergiebt. Und in der That, das Wort hat, so oft ich es angewandt, stets gezündet wie ein Blitz.

Neben unbedingtem Gehorsam muß man natürlich auch unbedingten Respekt seitens der Leute verlangen. In dieser Hinsicht habe ich mich nie zu beklagen gehabt; wem das zu erreichen nicht gelingt, der sollte überhaupt von unserer Kolonie fern bleiben. Andererseits muß man wissen, daß der Neger in seiner harmlosen Kindernatur viele Handlungen, die der Europäer als respektswidrige aufzufassen geneigt ist, als ganz unschuldige und erlaubte betrachtet, von denen er nicht verstehen würde, wie der Herr sich durch sie verletzt fühlen kann. So insbesondere lacht der Neger oft, wo wir eine ernste Haltung erwarten, ganz heiter vor sich hin, ohne daß er damit kundgeben will, daß sein Herr ihm geradezu lächerlich erscheint; auch sein Nachahmungstrieb verleitet ihn manchmal zu dergleichen scheinbaren Respektwidrigkeiten. Ueber alle dergleichen Dinge muß man eben hinwegzusehen verstehen.

Weit schwieriger als das richtige Maß von Strenge ist es, das richtige Maß von Wohlwollen zu treffen, das dem Neger gegenüber anzuwenden ist. Zunächst soll sich das darin äußern, daß man dem Neger nicht Dinge zumuthet, die über seine Kräfte hinausgehen. Habe ich es doch selbst erlebt, daß ein Herr seinem Burschen mehrmals Befehle ertheilte, von deren Unausführbarkeit er überzeugt sein mußte; wie es schien nur in Folge eines gewissen tyrannischen Stizels, um nämlich wieder einmal Gelegenheit zu haben, den Kerl wegen seines Ungehorsams zu mißhandeln. Auch bei der Vertheilung der Arbeiten soll man auf die einzelnen Individualitäten möglichst Rücksicht nehmen. Gerade ein solches Verfahren erkennt der Neger, wie ich öfters habe beobachten können, ganz besonders an. Auch möge man, bevor man den Neger straft, auch seine Vertheidigung hören — ein Punkt in dem unendlich oft gefehlt wird, schon weil der Herr die Vertheidigungsrede meist gar nicht versteht — und möge bei Abwägung der Strafe auch auf die Gewohnheiten und Lebensanschauungen dieses Naturvolkes etwas Rücksicht nehmen. Wenn, wie Dr. Fischer in seiner Schrift „Mehr Licht im dunklen Welttheil“ erzählt, die englischen Missionare in Sansibar ihre Zöglinge bei einem von der Mission nicht geheiligten Umgange mit Mädchen mit 60—70 Stockschlägen, d. h. so lange hauen, bis der Arzt die Sache für lebensgefährlich erklärt, so halte ich ein solches Verfahren für durchaus verwerflich.

Vor allem aber ist eines nöthig. So lange der Mann seine Schuldigkeit thut, muß er freundlich behandelt werden. Es giebt eine Menge Deutsche, die es gar nicht anders im Stande sind, als jeden Befehl an die Schwarzen im barschen Ton zu geben. Nichts verkehrter als das. Je freundlicher man vielmehr mit den Leuten unter normalen Verhältnissen umgeht, desto härter werden sie, wenn sie sich etwas zu Schulden haben kommen lassen, strafende Worte und Thaten empfinden.

Die Grenze des zulässigen Wohlwollens wird aber berührt, wenn man mit den Leuten zu scherzen anfängt. Hier muß man sehr vorsichtig sein. Es ist zwar durchaus angebracht, hin und wieder durch Erregung der Laclust die Leute über die Schwere oder Unannehmlichkeit der Arbeit oder der Strapazen auf dem Marsch hinwegzutäuschen, aber stets — zehn Schritte vom Leibe. Der Mann muß auch bei Scherzen stets die Ueberlegenheit des Europäers herausfühlen und nicht auf die Idee kommen, daß dieser sich auch nur auf ein Moment ihm in Folge eines gleichen Motivs zur Heiterkeit gleichstellen will. In diesem Punkte verfehlen es besonders leicht die Frauen, und „verscherzen“ dadurch manchmal in kürzester Frist die unbedingte Herrschaft über die Hausjungen. Ein wenig über die hier gezogene Grenze hinaus darf man wohl bei Expeditionen gehen, weil hier das gemeinsame Bestehen von Strapazen und Gefahren Herrn und Leute so wie so menschlich näher bringt und die Hingabe der ganzen Persönlichkeit, zu der der Träger gegenüber seinem Herrn verpflichtet ist, ein um so größeres Wohlwollen desselben gegen seine Leute erzeugen soll.

Eine der hauptsächlichsten Ursachen für die unerquickliche Gestaltung des Verhältnisses zwischen dem deutschen Herrn und seinen schwarzen Arbeitern, liegt darin, daß weitaus die Mehrzahl der in Afrika thätigen Deutschen die Sprache der Neger, das Kisuaheli gar nicht oder nur ganz ungenügend verstehen, weil sie es verschmähen, die Grammatik dieser Sprache zu lernen. Die meisten trösten sich über ihre Unwissenheit damit, daß sie durch die Praxis des täglichen Lebens doch in kürzester Frist sich die zur Leitung der Arbeiten nothwendige Fertigkeit aneignen werden. Diese Hoffnung hat sich, mit ganz verschwindend geringen Ausnahmen, stets als eine trügerische erwiesen. Daß dem so sein muß, wird Jedem klar, der den von den indogermanischen Sprachen so sehr verschiedenen Bau des Kisuaheli kennen gelernt hat. Um diese Behauptung zu erweisen, halte ich es nicht für überflüssig, mit kurzen Strichen diesen Bau zu skizziren.

Alle die Sprachen, die der gebildete Deutsche für gewöhnlich kennen zu lernen Gelegenheit hat, gehören derselben Sprachenfamilie, der indogermanischen, an, und stimmen daher in ihrem ganzen Bau durchaus überein. Sie bilden die verschiedenen Formen ihrer Haupt-, Eigenschafts-, Für- und Zeitwörter im wesentlichen durch Suffixe, das heißt durch Silben, welche dem Wortstamm angehängt werden, z. B. ich lieb—e, ich lieb—te j'aim—e, j'aim—ais, I lov—e, I lov—ed. Daneben kennen wir Veränderungen des Wortstammes, Gebrauch von Präpositionen und von Hilfszeitwörtern. Ganz anders das Kisuaheli; dieses beugt seine Worte durch Präfixe, d. h. durch Vorsetzung von Silben an den Wortstamm, z. B. ni—na—penda ich liebe, wobei ni das Für-

wort „ich“ bedeutet, na Präsenspräfix und penda der Wortstamm ist; ninpenda ich habe geliebt, nitapenda ich werde lieben, m—tu der Mann, wa—tu die Männer, m—ti der Baum, mi—ti die Bäume, ki—tu das Ding, vi—tu die Dinge, ji—no der Zahn, me—no die Zähne. Das ist nun zwar die Grundverschiedenheit des Kisuaheli und der indogermanischen Sprachen, aber lange noch nicht die am schwersten zu begreifende und einzuprägende. Hören wir weiter:

Während in den indogermanischen Sprachen die Formen der Eigenschafts-, Für-, Zahl- und Zeitwörter nur wechseln, je nachdem die Hauptwörter, auf die sie sich beziehen, in der Einzahl oder Mehrzahl stehen und je nachdem sie männlichen oder weiblichen Geschlechts sind, ist die Aenderung dieser Formen im Kisuaheli eine ungleich mannigfaltigere. Auch sie wechseln, je nachdem die Hauptwörter, auf die sie sich beziehen, in der Einzahl oder Mehrzahl stehen, aber anstatt des Wechsels je nach dem Geschlecht dieser Hauptwörter tritt ein Wechsel ein je nach der auf der Verschiedenheit der Mehrzahlbildung beruhenden Klasse, der sie angehören. Und solcher Klassen giebt es — man höre und staune — nicht weniger als neun*). Es läßt sich denken, welche Aufmerksamkeit erforderlich ist, um alle Wortformen stets richtig auf ihr regierendes Hauptwort zu beziehen und darnach richtig zu bilden. Es wäre dies noch verhältnißmäßig leicht, wenn die Präfixe jeder Hauptwortklasse in ganz der gleichen Form bei den übrigen Wörtern wiederkehrten. Das ist aber nur bezüglich zweier Klassen der Fall, z. B. „Meine drei schönen Männer reden“ heißt

wa—tu wa—tatu wa—zuri wa—ngu wa—sema
Männer drei schönen meine reden

In den übrigen Klassen treten dagegen bei einigen Fürwörtern und damit auch in den Verbalformen der dritten Person andere Präfixe ein, als bei den Hauptwörtern, mit deren Präfixen nur die der Adjektiven und einer Anzahl anderer Fürwörter übereinstimmen, z. B.

mi—ti mi—tatu mi—zuri y—angu i—meanguka
Bäume drei schöne meine sie sind gefallen
ma—shauri ma—nne ma—baya y—ake ya—mekwisha
Berathungen vier schlechte seine sie sind beendet

Diese verschiedenen Präfixe sich einzuprägen, hält nun um so schwerer, als sie sehr leicht zu verwechseln sind. Manche wiederholen sich in den verschiedenen Klassen und zwar nicht nur so, daß sie in der

*) Mit manchen dieser Klassen verbindet sich eine ganz bestimmte Bedeutung. Derselbe Stamm, nach der ersten m-Klasse gebildet, bedeutet Angehörige eines Volkes, mit der u-Klasse das Gebiet eines Volkes und mit der ki-Klasse seine Sprache, z. B. Msagara pl. Wasagara, Usagara, Kisagara, Mshambá (oder -bara), Washambá (-bara), Ushambá (-bara), Kishambá (-bara). Ausnahmen kommen bei den Gebietsnamen nicht selten vor. So heißt das Land der Wabondei einfach Bóndei (dreißilbig, einzige mir bekannte, nicht nur scheinbare Ausnahme von der Regel, daß die Suaheliwörter stets den Ton auf der vorletzten Silbe haben) und das Land der Wadigo einfach Digo. Bäume gehören der m-Klasse an, die im Plural nicht wa sondern mi bildet. Die Früchte derselben gehören entweder der n-Klasse an und bilden Singular und Plural gleich, oder der Klasse, die im Singular kein Präfix, im Plural ma hat. Mehrfache Beispiele siehe oben im Kapitel: Landwirthschaft.

gleichen Zahl — Einzahl oder Mehrzahl — bei zwei Klassen sich finden, sondern auch so, daß dasselbe Präfix bei der einen Klasse in der Einzahl, bei der anderen in der Mehrzahl angewendet wird.

Eine Deklination in unserem Sinne kennt das Kisuaheli nicht. Um die Abhängigkeit eines Hauptwortes von einem andern auszudrücken, setzen wir das abhängige Wort in den Genitiv: Die Sache des Mannes. Das Kisuaheli setzt dagegen eine Partikel vor das abhängige Wort, welches sich in seiner Gestaltung nicht nach diesem, sondern nach dem Wort richtet, von welchem dieses abhängt, ein für unsere Sprachgewohnheit fast ganz unfaßlicher Vorgang. Die Sache des Mannes heißt kitu cha mtu, aber auch die Sache der Männer heißt kitu cha watu, und auch die Sache des Hauses heißt, obwohl das Wort für Haus nyumba das Präfix ny hat, also einer anderen Klasse angehört als mtu, doch kitu cha nyumba.

Tritt dagegen statt des kitu ein anderes Wort ein oder tritt dieses Wort in den Plural, so ändert sich sofort das Präfix, also

vitu vya mtu die Sachen des Mannes,
vitu vya watu die Sachen der Männer,
jina la mtu der Name des Mannes,
mashauri ya watu die Berathungen der Männer.

So merkwürdig übrigens diese Erscheinung uns auch anmuthet, wer den Geist des Kisuaheli erfaßt hat, müßte sich wundern, wenn es anders wäre.

Um das Verhältniß eines Hauptwortes zu bezeichnen, welches wir dadurch ausdrücken, daß wir dieses Wort in den Dativ setzen, bedient sich das Kisuaheli einer Manipulation, die so recht deutlich zeigt, in welcher verschiedenen Form der menschliche Geist im Stande ist, ein und denselben Gedankeninhalt sprachlich auszugestalten, und die daher so recht geeignet dazu ist, uns vor dem Irrthum zu warnen, als ob die uns von Jugend auf eingelernten Sprach- und Denkformen die einzig möglichen seien. Das Kisuaheli verändert nämlich, um den Dativ auszudrücken, das Hauptwort überhaupt nicht, sondern wendet andere als die gewöhnlichen, aber aus diesen nach bestimmten Regeln gebildete Zeitwörter an. Bringe die Sache heißt leta kitu, bringe die Sache dem Manne heißt letée kitu mtu. Daß das Kisuaheli im Accusativ dieselbe Form wie im Nominativ gebraucht, ist unserem Denken nichts neues, da wir diesen Vorgang ja auch in den europäischen Sprachen weit verbreitet finden.

Während in sämtlichen uns für gewöhnlich bekannt werdenden Sprachen die Negation durch einen oder zwei Partikel (nicht, not, ne—pas) ausgedrückt wird, hat das Kisuaheli für diesen Fall besondere Formen des Zeitworts ausgebildet, z. B.

nataka ich will, sitaki ich will nicht,
wataka du willst, hutaki du willst nicht
twataka wir wollen, hatutaka wir wollen nicht.

Auch bei Relativsätzen, die an und für sich schon wegen der andersgestalteten Formen der Relativpronomina nicht leicht zu merken sind,

bildet das Kisuaheli wenigstens das Futurum anders, als in gewöhnlichen Sätzen, z. B.

ni—ta—penda ich werde lieben,
ni—taka—ye—penda der ich lieben werde.

Ganz besondere Schwierigkeiten aber macht dem Neuling — und in dieser Beziehung bleibt man recht lange ein solcher — die Syntax dieser merkwürdigen Sprache. Eine Anzahl Redewendungen, die uns von Jugend auf geläufig sind, kennt sie überhaupt nicht, und um einen uns in unseren Denkformen vorschwebenden Gedanken in Kisuaheli auszudrücken, müssen wir ihn gar oft völlig umdenken. Präpositionen kennt das Kisuaheli nur drei, und auch die Anzahl der Conjunktionen ist eine beschränkte. Bei vielen Verhältnissen, zu deren Ausdruck wir uns einer der beider Wortformen bedienen, braucht das Kisuaheli ein Präfix, das er dem Zeitworte vorsetzt, z. B. das Präfix po in dem im Deutschen mit als, nachdem, weil und selbst mit wo beginnenden Sätzen. Ganz besondere Feinheiten zeigt die Sprache für den Ausdruck von Ortsbestimmungen. Sie kennt für diese außer einem Suffix noch drei Partikeln, deren feine Unterscheidungen wir kaum nachdenken können. Außerdem zeigt sie in der Anwendung dieser Partikel als Wortstämme eine ganz merkwürdige Virtuosität, sie bildet aus ihnen Worte aus fast allen übrigen Wortklassen, und auch das oben angeführte Zeitpräfix po ist nichts anders, als eines dieser drei Lokativpartikeln in ihrer Anwendung auf zeitliche Verhältnisse. Es ist diese Durchdringung der ganzen Sprache mit Ortspartikeln übrigens ungemein charakteristisch für den naturgemäß auf das Konkrete gerichteten Sinn dieser Sprache. Ortsverhältnisse kann sich der menschliche Geist stets konkret, bildlich vorstellen, Zeitverhältnisse dagegen nie anders als unter der Form einer Ortsvorstellung.

Diese Auseinandersetzungen werden, denke ich, die Behauptung rechtfertigen, daß nur eine Jahre lange Übung oder ein außergewöhnliches Sprachtalent zu einem Erlernen des Kisuaheli ohne Studium der Grammatik befähigen. Wer diese sich aber auch nur in rohen Umrissen aneignet, findet sich sehr schnell in die Sprache hinein.

Lächerlich ist die gewöhnliche Entschuldigung der Deutsch-Afrikaner für ihre Mißachtung der Grammatik, daß das, was darin stünde, doch nur alles „Theorie“ sei und mit der Sprache des wirklichen Lebens nicht übereinstimme. Als ob diese Grammatik etwas anderes wäre, als die gesammelten und gesichteten Aeußerungen des täglichen Lebens selbst. Grund zu diesem absprechenden Urtheil, das jedem Neukömmling mit Eifer in die Ohren posaunt wird, hat der Umstand gegeben, daß bei der Büttner'schen Uebersetzung der kleinen Steere'schen Grammatik sich einige Fehler eingeschlichen hatten, die aber für das Erlernen des Ganzen völlig ohne Belang waren. In Wahrheit ist es auch nicht die Furcht, etwas falsches zu lernen, sondern die Scheu, irgend etwas zu lernen, welche die Meisten abhält, sich mit einer Grammatik zu beschäftigen. Ueberhaupt habe ich gefunden, daß Diejenigen am wildesten gegen die „Theorie“ loswettern, die schon in der Schule und erst recht im späteren Leben zu träge waren, um irgend etwas zu lernen, die

aber dann gerade auf Grund ihrer Unwissenheit sich für besonders befähigt für das „praktische Leben“ halten.

In einem Punkte allerdings weichen thatsächlich die Grammatiken von der Wirklichkeit manchmal etwas ab, nämlich in der Wiedergabe der Aussprache der Suaheliworte. Hier erbt sich ein Fehler, der einmal aus einer ungenauen Erfassung der Laute entstanden ist, oft auf alle später erschienenen Grammatiken fort, ohne daß Jemand wagt, auf Grund eigener Erfahrung die althergebrachte Schreibweise oder Angabe der Aussprache in Zweifel zu ziehen. Am bedenklichsten ist dieser Autoritätenglaube gegenüber dem von den älteren Grammatikern, namentlich Steere und Krapf, eingeführten Buchstaben w. Derselbe wird nämlich in den Worten, in denen er bei jenen Grammatikern und darum auch bei allen ihren Nachfolgern figurirt, von den Eingeborenen thatsächlich in dreifach verschiedener Weise behandelt. Entweder gleicht er in der Aussprache dem englischen w. Das ist die Regel, und ist das der Fall, so sollte man das w auch künftig belassen. Oder er lautet direkt wie u. Das tritt namentlich ein hinter einem a, mit welchem er dann einen deutlichen Doppellaut bildet. So heißt das Wort für Arznei nicht dawa, sondern daua, „sie nicht“ (bei Verben) nicht hawa sondern haua. In diesem Falle sollte man auch au schreiben, selbst wenn, wie bei haua, das u in demselben Worte (wa), aber in anderer Verbindung wie englisch w gesprochen wird. Man könnte dann dieses au mit einem Circumflex oder einem kleinen Bogen versehen zum Unterschiede von dem getrennt ausgesprochenen au z. B. in ka—uka trocken werden. Drittens endlich wird das w in vielen Worten, in denen die Grammatiker es schreiben, thatsächlich gar nicht gehört. Das ist meist der Fall hinter labialen Explosivlauten, deren stark explosive Aussprache in den älteren Grammatikern wahrscheinlich die Vorstellung erweckt hat, als ob ihnen jener w-Laut noch folgte. Thatsächlich wird aber stets gesprochen bana nicht bwana (Herr), kuba nicht kubwa (groß), Mpápwa (fest Mpápua) nicht Mpwapwa.

In einem Worte hat das w eine ganz besondere Aussprache. In hawezi (er kann nicht, er ist krank) wird das w wie englisch w ausgesprochen, hat zugleich aber das vorhergehende a diphthongisirt, so daß die thatsächliche Aussprache lautet hauwezi. Eine ganz gleiche Wirkung hat das y (gesprochen wie unser j) in dem Worte hayuko (er ist nicht zu Hause) auf das vorhergehende a ausgeübt, indem stets haiyuko gesprochen wird. Ich muß übrigens bemerken, daß die Richtigkeit dieser Beobachtung (hauwezi und haiyuko) mir vielfach aufs lebhafteste bestritten worden ist; nichtsdestoweniger halte ich sie mit aller Entschiedenheit aufrecht.

Falsch angegeben wird die Aussprache des m und n von Nettelbladt (Suaheli-Dröman), wenn er verlangt, daß vor diese Buchstaben in der Aussprache ein u oder i treten, z. B. mtu (der Mensch) umta gesprochen werden soll. Diese Laute haben vielmehr im Suaheli sehr oft, und zwar meist im Anlaute als Präfixe, den Werth von Selbstlautern (Vokalen, Sonanten), daher die Kraft, Silben zu bilden. Wer in den Lehren der Sprachphysiologie bewandert ist, wird wissen, daß auch in der deutschen Sprache die Fälle des Sonantismus der

sogenannten Halbvokale (l, r, m, n) sehr häufig sind, allerdings nicht im Anlaut, sondern im Inlaut und namentlich im Auslaute der Wörter. Während wir gutem, leben, Mädcl, Krieger schreiben, wird in Wirklichkeit von dem e der letzten Silben gar nichts gehört; diese Worte lauten vielmehr gutm, lebn, Mädcl, Kriegr. Man spreche nur einmal zur Gegenprobe diese Schlußsilben mit deutlich artikulisirtem e aus, und man wird des Unterschieds sofort gewahr werden.

Der für das Erlernen der Sprache folgenschwerste Fehler der Suaheli-Grammatiker ist entschieden der Mangel einer Quantitätsbezeichnung der Vokale. Man kann einzig und allein aus der Praxis erfahren, ob ein Vokal kurz oder lang gesprochen wird. Ehe man das inne hat, kann man sich aber oft dem Neger gegenüber nicht verständlich machen. So wird beispielsweise das Wort für groß kuba, fälschlich geschrieben kubwa, von den Anfängern, weil sie das u für kurz halten, das w konsonantisch sprechen und darum die vorhergehende Media b, der Tendenz der deutschen Zunge folgend, in die Tennis p verwandeln, fast stets wie kuppwa gesprochen. Natürlich wird das von keinem Eingeborenen verstanden. Hier wäre eine gründliche Abhilfe durch Einführung eines Circumflexes oder wagerechten Striches auf den langen Vokalen dringend zu wünschen.

Diese Mißstände beim Erlernen der Suaheli-Sprache aus der Grammatik kommen aber gegen den Vortheil, den dieses Vorgehen vor dem bloß praktischen Erlernen hat, gar nicht in Betracht, und ich möchte daher im Interesse der Sache Jedem, der nach Ostafrika geht oder gegangen ist, doch aufs dringendste rathen, sich mit einer der vielen unlängst erschienenen Grammatiken über die Suahelisprache gelegentlichst zu beschäftigen.

Dem Anfänger ist am meisten die kleine Grammatik von Seidel zu empfehlen, die entschieden vom pädagogischen Standpunkt als die beste zu bezeichnen ist. Die Wort- und Redewendungen des täglichen Lebens lernt man am bequemsten aus dem „Suaheli-Dracoman“ von Nettelbladt oder der „Suaheli-Sprache“ von Kaddag. Vorgesrittenere werden mit großem Gewinn die vorzügliche Grammatik von St. Paul-Iliaire studiren. Durch letztere ist die große Grammatik von Steere ebenso überholt, wie durch die Seidel'sche Arbeit seine kleinere. Von dieser, die in deutscher Uebersetzung von Büttner erschienen ist, muß um so dringender abgerathen werden, als sie durchaus unpädagogisch abgefaßt ist. Strebsamen Leuten sei dagegen aufs wärmste ein eingehendes Studium der von Steere gesammelten Suahili-tales empfohlen.



Zweiter Theil.

Vor schlä ge zur Kolonisation Deutsch-Ostafrikas.

Colonization is something to be done,
not merely something to be known; and
a knowledge of it consists of knowing,
how to do something.

Wakefield

A View of the Art of Colonization.

A. Kolonisationstechnik.

Einleitendes. Die Kolonisationsstufen in den Tropenkolonien.

In Tropengebieten lassen sich drei Stufen der Kolonisation und eine Vorstufe derselben unterscheiden. Diese Vorstufe besteht in der einfachen Beherrschung der Eingeborenen, in der Abwehr der Angriffe kriegerischer Stämme auf die friedlichen und in der als Entgelt hierfür geforderten Besteuerung der letzteren. Kümmert sich das kolonisirende Volk nicht um die Verwerthung der von den Eingeborenen gesammelten oder selbsterzeugten Produkte, so kann man hier von keiner Kolonisation reden, da diese ihrem Begriff nach stets auch ein wirthschaftliches Eingreifen erfordert, sondern nur von der kolonialpolitischen Vorbereitung einer solchen.

Die erste Stufe kolonisatorischer Thätigkeit tritt ein, wenn das Herrschervolk die Produkte der Eingeborenen aufkauft und dem Weltmarkte zugänglich macht. In dieser Verknüpfung eines bisher seiner eigenen Volkswirthschaft überlassenen Volkes mit der Kultur höher stehender Völkern kann man allerdings den Anfang einer Kolonisation sehen, aber doch wohl nur dann, wenn die Umstände es von vornherein als möglich erscheinen lassen, daß in späteren Zeiten das Herrschervolk die höchste und darum eigentliche Stufe der Kolonisation in dem Lande erklimmen kann, die Selbstbewirthschaftung des Bodens. Ist das, wie doch wohl in China und Japan ausgeschlossen, so können die dort angeknüpften Handelsbeziehungen europäischer Völker kaum als kolonisatorische Thätigkeit bezeichnet werden. Im übrigen können wir auf dieser Stufe wieder drei Unterstufen unterscheiden. Entweder beschränkt sich das die Kolonisation beginnende Volk darauf, an den Hafenplätzen sich niederzulassen und dort die von den Eingeborenen

herbeigeschafften Waaren einzuhandeln, oder es sendet Eingeborene im eigenen Auftrag und mit eigenem Kapital zum Aufkauf von Produkten ins Innere, oder die Europäer dringen selbst ins Innere vor, um die Waaren an Ort und Stelle zu erlangen.

Die zweite Stufe der Kolonisation besteht in der Anregung der Eingeborenen zu produktiver Thätigkeit, sei es, daß diese im Sammeln von Naturprodukten (erste Unterstufe) oder in der Hervorbringung landwirthschaftlicher oder auch gewerblicher Erzeugnisse besteht (zweite Unterstufe). Vom kolonialpolitischen Gesichtspunkte aus betrachtet, kann die Anregung entweder eine zwangslose sein, welche allein durch die Inaussichtstellung von wirthschaftlichem Gewinn wirken will oder aber eine zwangsweise, indem das herrschende Volk das zu kolonisirende durch Auferlegung von Steuern und Frohnden zu erhöhter Arbeitsleistung nöthigt.

Die dritte Stufe ist die Selbstbewirthschaftung des Landes durch das herrschende Volk unter Heranziehung der Eingeborenen zur Plantagenarbeit (erste Unterstufe) oder zu Arbeiten behufs gewerblicher Verwerthung der im Lande gewonnenen Rohprodukte (zweite Unterstufe) oder zur Thätigkeit in Industrien, die ohne Rücksicht auf die einheimische Rohproduktion nur im Hinblick auf die Leichtigkeit des Absatzes in der Kolonie unternommen werden (dritte Unterstufe). Was über diese Stufe etwa hinausliegt — nach Hübbe-Schleiden selbstthätiges Eingreifen der Eingeborenen in die Kulturproduktion — ist nur als selbständige, oft nicht einmal gern gesehene Entwicklung der durch die Kolonisation ins Land gebrachten Kulturfaktoren, nicht mehr als zielbewußte Kolonisation anzusehen.*)

Im wirklichen Leben sind diese Kolonisationsstufen niemals scharf getrennt; es werden häufig auf einer niederen Entwicklungsstufe sich schon Anfänge einer höheren zeigen, und ist diese erreicht, so wird darum noch nicht die der niederen Stufe entsprechende Thätigkeit aufgegeben. Vom kolonisationstechnischen Standpunkte aus muß aber die Frage gelöst werden, welche dieser Stufen in ihrer Entwicklung besonders begünstigt werden muß, und ob und in welchen Theilen einer Kolonie alle diese Thätigkeiten nebeneinander zu entfalten sind.

I. Die Vorstufe der Kolonisation im Innern und ihre Ueberleitung zur ersten Stufe derselben.

In Deutsch-Ostafrika haben wir in dem ganzen großen Hinterlande des Küstengebietes erst die Vorstufe der Kolonisation erreicht. Wir legen militärische Stationen an und senden militärische Expeditionen aus, um die vorhandenen, von uns vorgefundenen Kulturfaktoren: den Handel der Araber mit den Negern, soweit er unseren ethischen Anschauungen entspricht, zu schützen, soweit dies nicht der Fall

*) Die von Hübbe-Schleiden gegebene Eintheilung (Kolonisationspolitik und Kolonisationstechnik S. 6) steht mehr auf dem theoretischen Standpunkt der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, während meine Eintheilungen von dem rein praktischen Gesichtspunkte der kolonisationspolitischen Thätigkeit des herrschenden Volkes ausgeht. Jene ist eine Gliederung passiver, die meinige eine solche aktiver Faktoren.

ist, zu hemmen. Es erhebt sich nun die Frage ob es an der Zeit ist, auch hier eine eigentliche kolonifatorische (kolonisationstechnische) Thätigkeit dadurch zu unternehmen, daß wir daselbst Handelsniederlassungen, Faktoreien zum Einkauf von Elfenbein und zum Verkauf von eingeführten Waaren gründen. Ein solches Unternehmen müßte naturgemäß Hand in Hand gehen mit der Ausdehnung der kolonifatorischen Thätigkeit an der Küste von der ersten zur zweiten und dritten Unterstufe der ersten Kolonisationsstufe. In vereinzelt Fällen ist das bereits geschehen. Die Firma Meyer u. Co. in Hamburg und Sansibar hat mit ihrem Geld Karawanen zum Aufkauf von Elfenbein ausgerüstet (zweite Unterstufe). Der Irländer Stokes macht sogar selbst Expeditionen ins Innere, um dieses Produkt, das einzige das vorläufig den Transport aus dem Innern lohnt, am Orte der Erbeutung zu erstehen (dritte Unterstufe). Die Frage, ob die deutschen Kolonifatoren dem Beispiel des unternehmenden Fremdlings folgen sollen, und die weitere, ob es sich für sie empfiehlt, an solche Expeditionen die dauernde Niederlassung im Innern anzuknüpfen, ist nicht leicht zu beantworten. Für Gesellschaften, die mit hochbezahlten Beamten wirthschaften, wird es stets schwer sein, unter gleich günstigen Bedingungen wie Einzelunternehmer mit den Arabern hier in Wettbewerb zu treten. Denn diese, die übrigens das Kapital zu ihren Unternehmungen fast stets von Jndern vorgeschossen erhalten, arbeiten mit den billigeren Sklaven als Trägern, die uns nicht zur Verfügung stehen.

Die einzige Möglichkeit, diesen Wirthschaftskampf aufzunehmen, liegt vielleicht in der ausgiebigen Verwendung von den Mitteln unserer höheren Kultur. Als solche haben in erster Linie die Dampfer zu gelten, die nach dem Viktoria-Nyanza geschafft werden sollen. Mit ihrer Hilfe wird man zweifelsohne auch den Handel im Innern heben und allmählich dem deutschen Kapital zuführen können. Doch ist das natürlich dabei nicht zu vergessen, daß die hierfür gemachten Ausgaben vom Handel selbst nicht hätten getragen werden können. Verfolgte man mit den Dampfer-Unternehmungen nicht in erster Linie ein ideales Ziel, zu dessen Verwirklichung das deutsche Volk eine freiwillige Beisteuer zu entrichten sich entschlossen hat, so wäre es im höchsten Grade unwirthschaftlich gewesen, einen oder gar zwei Dampfer nach dem Viktoriassee zwecks Belebung des Handels zu schicken.

Eine andere Frage ist es, ob uns nicht weniger kostspielige Mittel zur Erreichung dieses Zweckes zur Verfügung stehen. Derselbe müßte den Erfolg haben, die Trägerdienste der Eingeborenen, in deren billigerer Benutzung uns die Araber überlegen sind, womöglich ganz zu beseitigen und damit zugleich eine große Anzahl von Arbeitskräften für andere Zwecke, insbesondere den Landbau und die Plantagenwirthschaft frei zu machen.

Ich glaube nun, daß der vielfach angeregte Plan eines Eisenbahnbaues nach dem Viktoria-Nyanza verfrüht ist, weil das vorläufig allein aus dem Innern herauszuschaffende Elfenbein nicht entfernt in solchen Mengen vorhanden ist, daß die Kosten des Unternehmens dadurch gedeckt würden, und auch noch viele Jahre vergehen können, ehe die Er-

zeugung von Ackerbauprodukten die zur Erfüllung dieses Zweckes nothwendige Höhe erreicht haben wird.

Unter den anderen Projekten zur Lösung der afrikanischen Transportfrage hat am meisten Aufsehen erregt das, was Herr Major v. Wiszmann zum Transport des Dampfers nach dem Viktoria-Nyanza aufgestellt und zur Ausführung vorbereitet hat. Er wollte bekanntlich sämtliche Lasten in einer Feldbahn fortschaffen, für welche die Schienen immer wieder von neuem, nachdem die Waggons sie passiert hatten, vorn angeflügt werden sollten. Was durch eine solche Veranstaltung eigentlich gegenüber der Fortschaffung von Trägern einerseits und gegenüber der Fortschaffung in Fuhrwerken, die durch Thiere gezogen werden, andererseits für ein Vortheil erreicht werden sollte, ist mir nicht recht verständlich.

Die Ersparniß an Kraftleistung gegenüber dem Trägertransport würde mehr wie aufgewogen werden durch die ungeheure Zeitverschwendung. Sollten doch am Tage nur 3 bis 5 Kil. zurückgelegt und für die ganze Reise die enorme Zeit von einem Jahre beansprucht werden! Außerdem ist das Bedürfnis an Menschenkräften doch nicht so sehr erheblich durch den Feldbahntransport herabgemindert worden, da die in Aussicht genommene Anzahl von Menschen immer noch den sechsten Theil (1000:6000) der zum Trägertransport nöthigen beträgt.

Aber auch abgesehen hiervon wären die Schwierigkeiten für die Schienenlegung gerade in der von Wiszmann geplanten Route über Mpapwa ganz enorme gewesen. Feldbahnen werden gemeiniglich dann angewandt, wenn es gilt, für kleinere Strecken eine schnellere und bequemere Beförderung zu schaffen, die nur zeitweise dort, aber immer doch eine Reihe von Tagen hindurch an derselben Stelle stattzufinden hat. Schnelligkeit und Bequemlichkeit sind also die Vorzüge, derentwegen der praktische Mann, beispielsweise der Landwirth, zu der recht kostspieligen Kapitalanlage einer Feldbahn sich entschließt. Was Major v. Wiszmann mit seiner Feldbahn erreicht hätte, wäre dagegen ungeheure Langsamkeit und große Unbequemlichkeit gewesen.

Weit bessere Aussichten würden schon die Ausführung eines von Herrn Eugen Wolff im „Berliner Tageblatt“ entwickelten Projektes bieten. Er schlug vor, den Dampfer auf südafrikanischen Ochsenwagen nach dem See zu schaffen. Das hätte gegenüber dem Feldbahnprojekt jedenfalls den Vorzug größerer Schnelligkeit, Bequemlichkeit und Billigkeit gewährt und hätte mit diesem den einzigen Vorzug desselben vor dem Trägertransport gemeinsam gehabt: Die große Sicherheit vor Verlusten an Lasten durch Desertionen und vor Verlust an Mannschaften durch feindliche Angriffe. Dagegen wäre es doch fraglich gewesen, ob die südafrikanischen Ochsen das Klima vertragen hätten und auf dem Wege nicht mancherorts der Tsetsefliege erlegen wären. Auch könnte der Transport bei Wagen die mit 80—160 Centnern beladen sind, wenn sie auch von noch so viel Ochsen gezogen wären, doch kaum anders als in Karawanenschritt vor sich gehen, und wäre bei Ueberschreitung von Flüssen und ausgetrockneten schmalen Flußläufen mit hohen Uferwänden, und beim Passiren von gebirgigem Terrain doch viel beschwerlicher und gefährlicher als bei Anwendung leichterer Fuhrwerke.

Allen Anforderungen die wir an die Verbesserung des Transportwesens in Afrika stellen können, würden meines Erachtens zweirädrige Karren von einer Tragfähigkeit von 20 Centnern und bespannt mit 2 oder höchstens 4 afrikanischen Eseln vollständig Genüge leisten können. Das allererste Erforderniß, das wir an eine verbesserte Transportmethode in Afrika zu stellen haben, ist erhöhte Schnelligkeit. Das ist nöthig, einmal aus politischen Gründen, um einen schnelleren Nachrichtendienst zu ermöglichen, ferner aber auch um gegenüber den langsamen Araberkarawanen einen kommerziellen Vorsprung zu erreichen, indem wir dann mit denselben Ausgaben für Gehälter, Löhne und Fuhrwerke einen schnelleren Umsatz des Handelskapitals zu erzielen vermögen, wasserlose Strecken ohne Gefahr für Mensch und Thier schnell passiren können und nicht mehr so viel „todtes Gewicht“ nämlich so viel Proviant und Waaren zum Austausch von Proviant mit ins Innere schleppen müssen.

Eine größere Schnelligkeit erzielen wir aber am besten, indem wir alle Lasten und alle Menschen auf zweirädrige Karren bringen, wie sie in älteren Tropenkolonien überall in Gebrauch sind, und wie sie auch von der Firma F. E. Eckert mit einer Tragfähigkeit von 20 Centner für den Preis von 200 M. in gediegener Ausführung nach Ken-Guinea geliefert worden sind. Solche Karren haben den Vorzug vor schweren Wagen, daß sie ungemein leicht und beweglich sind, und daß sie auch auf schlechten Wegen, z. B. bei steilen Abhängen, Flußläufen, viel Baumstümpfen, ungleichem Niveau und andern Hindernissen schnell darüber hinweggeführt werden können, ohne in sonderliche Gefahr zu gerathen, das Gleichgewicht zu verlieren.

Als Zugthiere müßten die das Klima gewohnten, von der Tsetsefliege nicht heimgesuchten, einheimischen Esel benutzt werden, die zweifelsohne, ebenso wie sie zum Reiten und Tragen herangezogen worden sind, auch für den Zug ohne sonderliche Schwierigkeiten eingelernt werden könnten.

Diese Eselskarren hätten weiter den Vortheil, große Mengen an Leuten zu sparen, da für jeden Karren nur ein Eingeborener als Fuhrmann und allerhöchstens ein Mann zur Bedeckung nöthig wäre, indem die Wagen selbst die größte Sicherheit gegen feindliche Angriffe und Ueberfälle bieten. Die Kosten eines Transports würden dadurch ganz enorm verbilligt werden.

Nicht außer Acht zu lassen ist auch, daß die Karren zur Nachtzeit als Schlafstätte dienen könnten, die, weil in ziemlicher Höhe über dem Boden befindlich, weit bessere gesundheitliche Bedingungen böten, als Zelte. Natürlich müßten Vorrichtungen zum Ueberspannen von Zelttuch an den Karren selbst getroffen sein.

Als Route sowohl für den Transport der Dampfer wie für spätere Handelsexpeditionen, wäre sicherlich nicht die über Mpapwa und das unwirthliche Ugogo, sondern die fast doppelt so nahe und fast nur durch offenes, leicht zu befahrendes Land führende Tanganiroute zu wählen. So lange die Eisenbahn bis Korogwe nicht gebaut ist, welches alsdann den Ausgangspunkt bilden würde, läge die beste Eingangsroute nordwärts von Tanga in der Nyika, die erst zwischen Süd- und Mittelpare

durch Uebergang in das Panganithal zu verlassen wäre. Unweit von Klein-Aruscha wäre die dortige Furt durch den Pangani zu passiren und der Weg würde sodann über Klein-Aruscha nach Groß-Aruscha führen, um an einer geeigneten Stelle das Massagebirge zu durchbrechen. Hier allein wären vielleicht einige größere Wegearbeiten erforderlich. Der Weg von dort nach dem Ostende des Spekegolfs ist zwar nicht bekannt, doch ist aus geographischen Gründen anzunehmen, daß er weder über große Flüsse, noch durch dichte Urwälder, noch über hohe Gebirge, sondern ausschließlich durch offene Grasfluren führen würde. Die Wegebauten wären auf der ganzen Route also äußerst geringe und würden daher, so weit vollendet, daß leichte Karren im Trab sie befahren könnten, verhältnißmäßig wenig Kosten verursachen. Die Massai, deren Land zu passiren wäre, dürften sich auf die Dauer als viel ungefährlichere Feinde erweisen, wie die Wagogo. Würde man auf diese Weise den Wiszmann-Dampfer nach dem Nyanza schaffen, so hätte man erstens die beste Gewähr, daß der Dampfer auch wirklich seinen Bestimmungsort erreichte, würde zweitens ungeheuer an Kosten sparen und hätte drittens den Vortheil, daß diese Kosten zum größten Theil einen bleibenden Werth für die Entwicklung der Kolonie haben würden. Denn man hätte einmal einen Karrenweg geschaffen, der fortan stets auch von Handelsexpeditionen benutzt werden könnte, und hätte zweitens ein großes Material an Fuhrwerken, Geschirren und Zugthieren, die gleichfalls an Handelsgesellschaften verkauft oder diesen gegen die Verpflichtungen zu gewissen Leistungen von allgemeinem kulturellen Werth überlassen werden könnten. Eine einfache Kostenberechnung wird besser als alle Erwägungen die Vortheilhaftigkeit meines Projektes beweisen. Da das Feldbahnprojekt definitiv aufgegeben zu sein scheint, so will ich nur den ursprünglichen Plan, den Dampfer durch Träger transportiren zu lassen, dem meinigen gegenüberstellen.

Wenn ich recht berichtet bin, betragen die Dampferlasten 850 Hundner (zu 100 Kilo). Da ein Mann auf so lange Strecken nur $\frac{1}{4}$ Hundner tragen kann, so wären zur Fortschaffung derselben 3400 Mann nöthig. Um den Proviant, beziehungsweise die Tauschwaaren zur Verpflegung dieser Massen, sowie der Bedeckungsmannschaften, die ich auf 300 Mann annehme, und ihrer selbst fortzuschleppen, sind wieder gegen 2300 Mann nöthig. Dabei würden auf jeden Mann nur $11\frac{1}{2}$ Kilo Verpflegungslast kommen, und es müßte dann jeder der 2300 Mann 30 Kilo solcher Lasten tragen, was man bei allmählich sich verringernden Lasten ihm wohl zumuthen kann. Ob man allerdings mit so geringen Vorräthen bei einer auf vier Monate berechneten Hinreise ohne Requirirungen ausreichen könnte, scheint mir recht zweifelhaft. Sicherlich ist es auch sehr gering angeschlagen, wenn ich die Kosten für jeden Mann, die Verpflegung einbegriffen, auf 100 Mark für die ganze Reise ansetze. Ich nehme dabei an, daß es gelingt, zum größeren Theil Leute aus dem Inneren anzuwerben, denen die Rückreise nicht bezahlt zu werden braucht. Wenn diese nun auch wirklich für weniger als 25 Mark den Monat, die Verpflegungskosten eingeschlossen, zu haben wären, so gliche sich dieser Vortheil doch dadurch wieder aus, daß ein Theil

der Träger wohl aus den Küstenbewohnern rekrutirt und diesen auch die — mindestens drei Monate dauernde Rückreise — bezahlt werden müßte.

Den 300 Mann Bedeckungsmannschaften müßte natürlich der Lohn für mindestens 7 Monate, und zwar monatlich etwa 50 Mark bezahlt werden. Für die 5700 Träger wären demnach 570 000 Mark, für die 300 Soldaten aber $300 \times 350 \text{ Mark} = 105\,000 \text{ Mark}$ zu verauslagen.

Zur Beaufsichtigung der Mannschaften waren, wenn ich nicht irre, zehn Europäer engagirt. Unter welchen Bedingungen weiß ich nicht. Doch ist kaum anzunehmen, daß sich die Gesamtkosten an Gehalt, Unterhalt und Passage unter 6000 Mark für den Mann stellen würden. Das macht weitere 60 000 Mark. Für jeden Europäer wären aber nun weiter mindestens 4 Mann zum Tragen der Verpflegungslasten und der Ausrüstung (Zelte u. s. w.) sowie zur Bedienung nöthig, wofür etwa 5000 Mark zu verausgaben wären. Die gesammten Kosten betrügen also

300 Soldaten	105 000
5700 Träger	570 000
10 Europäer	60 000
40 Mann Bedienung	5 000
Zusammen	<u>740 000</u>

Dagegen würden sich die Kosten für den Transport mit Eselkarren auf der Kilimandscharorute wie folgt berechnen.

Ich würde gleichfalls eine Gesamttransportzeit von 4 Monaten zur Hinschaffung des Dampfers in Anspruch nehmen, den ganzen Transport aber auf zwei hintereinander sich folgenden Expeditionen vertheilen. Für die Hinreise der ersten würde ich, wegen der etwa nöthigen Begearbeiter 2 Monate, für die Rückreise derselben und die Hinreise der zweiten Expedition aber nur je einen Monat in Anspruch nehmen. Da die Entfernung von der Küste nach dem Spekegolf nur etwa 600 Kil. beträgt so glaube ich, daß die Zeit für die Reise hiermit nicht zu kurz angesetzt ist, da bei der ersten Hinreise täglich auf eine Zurücklegung von 10 Kil., bei den beiden andern Reisen auf eine tägliche Leistung von etwa 20 Kil. gerechnet wird. Für die Rückreise der zweiten Expedition wäre wiederum ein Monat anzusetzen.

Auf jeder Reise müßten 425 Hundner fortgeschafft werden, von denen je 8 auf einen Karren geladen würden. Jeder Karren müßte außerdem mindestens zwei, mancher auch drei Mann aufnehmen. Dann brauchte ich für die Dampferlasten 53 Karren. Nun wären für jeden Karren nur 1 Fuhrmann und 1 Mann Bedeckung also, die sogleich zu erwähnenden Verpflegungskarren eingerechnet, 160 Mann, ferner 20 Mann zur Bedienung im Ganzen also 180 Mann nöthig. An Europäern will ich die gleiche Zahl wie für die Expedition mit Trägern rechnen, obwohl eine solche kaum nothwendig wäre.

Während ich nun für die Mannschaften des Trägertransports auf einen Zeitraum von 4 Monaten für die Hinreise nur $11\frac{1}{2}$ Kilo an Verpflegungslasten gerechnet und außerdem die Verpflegung auf der Rück-

reise ganz außer Acht gelassen haben, will ich hier für einen Zeitraum einmal von 3 und dann von 2 Monaten — die Rückreise in beiden Fällen einberechnet, das 9 fache für jeden Mann ansetzen, wodurch die glückliche Durchführung der Expedition ungleich sicherer gestellt wäre. Weiter, während ich für jene Expedition für jeden Europäer 4 Mann zum Tragen der Lasten, diese also auf höchstens 120 Kilo berechnete, nehme ich für die ungleich kürzere Expedition ein 12 Trägerlasten entsprechendes Gewicht also 360 Kilo an. Darnach würden die Verpflegungslasten betragen:

für die 180 Mannschaften	180×100 Kilo	= 180 Hundner
für die 10 Europäer	10×360 Kilo	= 36 "
		im Ganzen 216 Hundner

Diese würden weitere 27 Karren erfordern, was zu den 53 für die Dampferlasten hinzugezählt, 80 Karren ausmachen würde. Ein solcher Karren, der in Berlin 200 M. kostet, für den Seetransport aber gut zusammenlegbar ist, würde zusammen mit dem Geschir und dem Transportkasten sich auf etwa 400 M. stellen; 80 Karren kosteten also 32000 M. Für jeden Karren müßten 4 Esel — zwei zur Reserve — angeschafft werden, was, da der Esel zu 50 Rupie = 80 M. erhältlich ist, eine Ausgabe von 320 M. für jeden Karren oder 25600 M. für alles Gethier verursachen würde. Die Kosten für das gesammte Fuhrwerk würden also sich auf 57600 M. stellen. Berechne ich den Lohn für die Mannschaften gleichfalls mit 25 M., den für die Bedienung mit 30 und den für die Soldaten mit 50 M. für den Monat, so wäre zu zahlen

für die 80 Fuhrleute	$80 \times 5 \times 25$ M.	= 10000
für die 20 Mann Bedienung	$20 \times 5 \times 30$ M.	= 3000
für die 80 Mann Bedeckung	$80 \times 5 \times 50$ M.	= 20000
		im Ganzen 33000

Berechnen wir für den Europäer den gleichen Satz wie vorhin, also 6000 M. für den Mann, so beträgt dieser Posten 60000 M. Die Esel finden überall reichlich Futter. Nehmen wir aber an, daß an den Orten, wo Mais oder Mtama erhältlich sind, dieser, um die Thiere kräftig zu erhalten gekauft würde, und auf diese Weise für jeden Esel im Monat $2\frac{1}{2}$ Rupie = 4 M. verausgabt würden — so würde das in 5 Monaten für jeden Esel 20 M., für alle 320 also 6400 M. ausmachen.

Rechnen wir alle Ausgaben zusammen so ergiebt sich folgendes

80 Fuhrwerke	57600 M.	
180 Mannschaften	33000 "	
10 Europäer	60000 "	
Futter für die Esel	6400 "	
		Zusammen 157000 M.

Abgesehen vom Gehalt des Leiters, das ja bei beiden Expeditionen gleich wäre, würde der Trägertransport demnach 740000 M. der Transport mit Eselkarren dagegen 157000 M. kosten. Von letzterer Summe würde aber ein Theil nicht verloren sein. Rechnen wir daß durch Versterben von Eseln und Unfällen an den Karren 20% des Fuhrwerk-Kapitals durch die Reise verloren gingen, so blieben immer

noch gegen 45000 M. übrig, die durch Verkauf des Fuhrparks wieder eingebracht werden könnten. In Wirklichkeit würde also der gesammte Transport nur etwa 112000 M. Kosten verursachen.

Einen ähnlichen großen Vortheil würde für künftige Handels-
expeditionen zwecks Aufkaufs von Elfenbein der Transport mit Eselkarren gegenüber den Trägerkarawanen bieten, selbst wenn diese von Arabern mit ihren Sklaven ausgeführt werden. Eine solche Karawane braucht für eine Reise nach dem Viktoria Nyanza mit der für den Ankauf nöthigen Zeit allermindestens 8 Monate. Um 16 Hundner Elfenbein an die Küste zu schaffen, hat der Araber 64 Mann nöthig, die ihn im Monat vielleicht 5 Mark der Mann an Verpflegung kosten. In 8 Monaten hat er also für die 64 Mann $40 \times 64 = 2560$ M. nöthig. Da der Araber sehr billig einzukaufen versteht, so würde er — was allerdings sehr schlecht gerechnet ist, — vielleicht noch 3 Mann nöthig haben, die die Waaren zum Eintausch der Lebensmittel trügen, welche Leute ihrerseits 120 M. Verpflegungskosten verursachen würden. Im Ganzen kostete ihn also der Transport 2680 M.

In derselben Zeit würde ein Karren in zwei Reisen je 8 Hundner, also auch 16 Hundner holen können, da sicherlich zu einer Reise, die Einkaufszeit eingeschlossen, nur 4 Monate nöthig sein würden. Hierfür ist ein Mann nöthig, der den Monat 25 M. also im Ganzen für beide Reisen 200 M. Kosten verursachen würde. Seine Verpflegung bezw. die Tauschwaaren dafür würde er noch auf dem Karren unterbringen können. Die Abnutzung und Verzinsung der Karren und des Geschirrs wollen wir nun auf jährlich 15% also für 8 Monate auf 10% beziffern, was bei einem Kostenpreis in Afrika von 400 M., 40 M. ausmachen würde. Von den 4 Eseln zu 320 M. nehmen wir an, daß im Durchschnitt auf jeder Reise einer kreipirt, macht für zwei Reisen 160 M. die Fütterung setzen wir, wie oben, mit monatlich 4 M. an, macht für 4 Esel in 8 Monaten 128 Mark.

Rechnen wir zusammen, so ergeben sich folgende Kosten für den Transport von 16 Hundnern Elfenbein:

Lohn für einen Fuhrmann	200 M.
Abnutzung und Verzinsung des Fuhrwerks	40 "
Verlust von 2 Eseln	160 "
Futter für die Esel	128 "
Zusammen	<u>528 M.</u>

Hierbei sind weder die Kosten für Bedeckung noch die der Aufsicht mitberechnet. Erstere würden sich bei der Araberkarawane, letztere bei der europäischen höher stellen, und diese Differenzen sich ungefähr heben.

Der Transport von einem Hundner Elfenbein würde also dem Araber 167,5 M. dem Europäer dagegen nur 33 M., also etwas weniger als den fünften Theil jener Summe kosten. Gelänge es daher auf diese Weise die afrikanische Transportfrage zu lösen, so würde es nur auf den Unternehmungsgeist der Europäer ankommen, um den Arabern den gesammten Elfenbeinhandel zu entreißen, bei welchem Vorgehen sie am besten diese arabischen Händler beim Einkauf des Elfenbeins in ihrem Dienste verwenden würden. Dieser Einkauf, der im Anfang vielleicht etwas

Schwierigkeiten machen würde, könnte jedenfalls erleichtert werden, wenn im Innern selbst dauernde Niederlassungen angelegt und damit also auch hier die erste Stufe einer wirklich kolonijatorischen Thätigkeit erklimmen würde.

Die Revolution der gesammten Handelsverhältnisse im Innern, die die Folge eines solchen Vorgehens wäre, würde aber nicht nur den betreffenden Handelsgesellschaften hohe Gewinne abwerfen, sondern auch noch weitere volkswirtschaftliche Folgen von großer Bedeutung nach sich ziehen.

Erstens würden große Summen Geldes der deutschen Industrie zugeführt werden, die vorher an die afrikanischen Träger verschwendet wurden, damit diese sich dann indische Waaren kaufen konnten. Zweitens würde eine erhebliche Zahl von Arbeitskräften, die sich früher dem Trägerdienst widmeten, frei und könnten zur Bewirthschaftung des Landes verwandt werden. Drittens wäre in Folge der wirtschaftlichen Stärkung des Europäers im Innern die Einfuhr theurerer deutscher Baumwollstoffe daselbst vielleicht möglich geworden und schließlich — was das wichtigste — würde die Anlegung von Viehzuchtstationen auf dem ganzen Wege zum Betrieb von Viehhandel, zur Erneuerung des Eselstandes und zur Einführung eines Relaiswesens sich vortheilhaft erweisen und damit zugleich die Gelegenheit geboten werden, auf diesen Stationen schon jetzt Pflanzungen, womöglich von perrennirenden Gewächsen, anzulegen. Außer den verschiedenen Landschaften von Tangaland, insbesondere auch dem Kilimandscharo und dem Märuberge, käme hier insbesondere die Umgebung des Viktoriasees selbst in Betracht, welche, wie das wilde Vorkommen des Kaffeebaumes daselbst beweist, sicherlich zur Kultur dieses, selbst in großen Entfernungen von der Küste noch immer rentablen Gewächses gut geeignet ist. Erst in späterer Zeit, wenn die vermehrte Produktion lohnende Frachten verspricht, wird man dann an die Anlegung einer Eisenbahn bis an den See denken können. Nur durch die hier vorgeschlagene Kolonisationsmethode würden die drei Vorzüge, welche uns die natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Kolonie darbieten, genügend ausgenutzt werden. Dies sind

1) das Vorhandensein eines werthvollen in der Natur vorhandenen Exportproduktes, des Elfenbeins, das, solange es noch auszubeuten ist, allen Unternehmungen in Aequatorialafrika, wenn sie richtig angefangen werden, einen sofortigen Gewinn gewährleistet;

2) die leichte Zugänglichkeit des Inneren in Folge des Fehlens von undurchdringlichen Urwäldern, schwer zu übersteigenden Gebirgen und tiefen Flüssen;

3) das Vorhandensein kultivirbaren Landes gerade auf der Strecke, welche den besten und kürzesten Eingang ins Innere darstellt.

Die Ausnutzung dieser Vortheile wird aber die Möglichkeit bieten, die Kostendeckung für die Vorbereitung neuer Produktionen zu gewinnen, welche man doch herbeiführen muß, wenn, was in absehbarer

Zeit mit Sicherheit eintreten wird, die Quelle des jetzt vorhandenen Exportes mehr und mehr versiegen wird.

Erst wenn wir auf der Route Tanga—Kilimandscharo—Nyanza in dem extensiven Kolonisationsbetrieb mit allmählicher Ueberführung in intensiveren Betrieb und damit auf die höheren Stufen der Kolonisation einige Erfahrung gesammelt und einige Gewinne gemacht haben werden, werden wir an die Erschließung der zweiten Route, der nach dem Tanganika, uns heranwagen können. Man streitet noch darüber, ob der künftige Ausgangspunkt derselben Bagamoyo oder Dar-es-Salaam sein wird. Ich glaube keines von beiden. Ist erst die Bahn nach Korogwe fertig, so wird dieser Ort eine immer größere wirtschaftliche Anziehungskraft auf Usegua und das fruchtbare Anguu (Nguru) ausüben, und es kann nicht ausbleiben, daß von hier aus ein fahrbarer Weg über Mhonda nach Mpapwa und von dort späterhin nach Tabora und Ujiji am Tanganika hergestellt wird. Der Hafen von Tanga wird dann der Ausfuhrplatz für das gesammte ostafrikanische Elfenbein werden, und die Straße Korogwe—Mgära—Mhonda—Mamboia—Mpapwa, die überall die fruchtbarsten Landschaften durchschneidet, wird dann ebenso die Veranlassung zu Plantagenanlagen werden, wie die von dem gleichen Punkt ausgehende nach dem Viktoria-Nyanza. Ein derartiges Zusammenströmen der Handelswaaren und Plantagenprodukte nach einem gemeinsamen Centrum wäre im Interesse der Vereinfachung der Verwaltung und damit der Verringerung der Generalunkosten natürlich höchst erwünscht, umso mehr als dasselbe einen vorzüglichen Hafen besitzt und der dem Mutterland nächstgelegene Hafentort ist. Ganz besonders wäre es aber deswegen von Vortheil, weil wir dann für zwei Wege ins Innere eine über 100 km lange gemeinsame Anfangsstrecke hätten (Tanga—Korogwe), deren Befahrung mit der Eisenbahn sich dann natürlich doppelt rentiren würde.

Erst nach Jahrzehnten dürfte dann auch die kolonisatorische Thätigkeit nach dem Nyassasee hin ins Werk gesetzt werden.

II. Die erste Kolonisationsstufe.

Ein anderes Aussehen als im Inneren hat und wird stets haben unsere kolonisatorische Thätigkeit in den der Küste zunächst gelegenen Theilen der Kolonie. Hier handelt es sich zunächst darum, die erste Unterstufe der ersten Kolonisationsstufe zu erreichen, das will sagen, den Handel an den festen Stationen — ich möchte ihn den Kontorhandel nennen — in die Hände zu bekommen. Welche Schwierigkeiten es hat, diesen Handel den Indern zu entreißen, ist bereits auseinandergesetzt worden. Nichtsdestoweniger sollte das eifrigste Bestreben der in Ostafrika thätigen Gesellschaften darauf gerichtet sein, nicht nur diesen Handel in die Hände zu bekommen, wozu die Anfänge ja bereits gemacht sind, sondern ihn auch zu Gunsten der deutschen Waare zu betreiben. Sehr vieles können in dieser Hinsicht die nicht direkt an der Küste, sondern mehr im Inneren thätigen Plantagengesellschaften thun, welche, wie die deutsch-ostafrikanische Plantagengesellschaft in Uewa,

einen Laden eingerichtet haben, in dem die Arbeiter und sonstigen Bewohner der Umgegend ihren ganzen Bedarf kaufen können. Diese werden sicherlich dem achtstündigen Marsch nach Pangani den bequemen Einkauf an Ort und Stelle auch dann vorziehen, wenn die Waaren den bisher üblichen Mustern nicht ganz entsprechen oder etwas theurer sind, wie die bis dahin im Verkehr befindlichen indischen. Am schwersten wird es stets sein, gerade in den wichtigsten Plätzen, den größeren Hafensorten, auf die Dauer den Wettbewerb der indischen Waaren auszuhalten. Sehr anzuerkennen ist darum der Versuch der deutsch-ostafrikanischen Seehandlung, trotz der Zweifelhafteit eines wirtschaftlichen Erfolges dieses Unternehmens, den Elässer Zeugen in Tanga Eingang zu verschaffen; um so mehr, als ihr Begründer, Herr Karl Perrot in Wiesbaden einen so großen Prozentsatz seines Vermögens an die Durchführung dieser und anderer kolonialisatorischer Ideen gesetzt hat, wie zweifelsohne auch nicht in annäherndem Maße irgend ein anderer Kapitalist in Deutschland. Diese opferfreudige, ideale Begeisterung für die koloniale Sache ist es auch gewesen, die mich hingerrissen hat, mit ihm unter durchaus nicht günstigen Bedingungen in Verbindung zu treten, und die mich auch späterhin manches leichter hat ertragen lassen, was mir von dieser Seite widerfahren ist. Wahrlich gäbe es nur noch eine kleine Anzahl ebenso handelnder „Kolonialschwärmer“ in unserem Vaterlande, unsere Kolonien würden in kürzester Frist eine Entwicklung nehmen, die manch einen Gegner derselben überraschen und zu einem Freunde deutscher Kolonialpolitik machen würde.

Die zweite Unterstufe der ersten Kolonisationsstufe, die Hinaussendung Eingeborener im Auftrag und für Rechnung der Koloniatoren, die beispielsweise in Westafrika — auch in unserer Kolonie Kamerun — einen besonders ausgedehnten Umfang erlangt hat, ist meiner Ansicht nach in Ostafrika am besten überhaupt nicht zu beschreiten. Die Erfahrungen, welche die Elfenbeinfirma Meyer mit dieser Art des Handelsbetriebes gemacht hat, verlocken durchaus nicht zur Nachahmung, (vergl. darüber die Mittheilungen Paul Reichards, in seinem Werke Deutsch-Ostafrika) und noch weniger die Verhältnisse, wie sie in Westafrika herrschen. Der große Nachtheil dieses Geschäftsbetriebs liegt in der Nothwendigkeit, den Eingeborenen einen ausgedehnten Kredit zu gewähren, was sowohl die Unternehmer wirtschaftlich schädigt, wie auch entzittlichend auf die Bevölkerung wirkt.

Will man daher aus dem passiven Handelsbetrieb, wie er bis jetzt in Ostafrika herrscht, zu einem aktiven übergehen, so möge man sogleich die dritte Unterstufe der ersten Kolonisationsstufe betreten, und selbst Handelskarawanen ins Innere führen. In welcher Weise das nach meiner Ansicht am besten geschehen könnte, ist bereits dargelegt worden, als es sich darum handelte, die Vorbereitungen für eine Niederlassung im Innern, also für die ersten Anfänge einer wirklichen kolonialisatorischen Thätigkeit daselbst auseinander zu setzen.

III. Die zweite Kolonisationsstufe.

Es ist in letzter Zeit hier und da ein gewisser Gegensatz in den Anschauungen über die richtige Verwerthung der ostafrikanischen Kolonie hervorgetreten, der sich, wenn ich recht unterrichtet bin, auch innerhalb der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft geltend gemacht hat. Die Einen behaupteten, zur Zeit sei die Kolonie noch nicht so vorgeschritten, daß sich ein Plantagenbau in großem Maßstabe treiben ließe, man müsse vielmehr vorerst die Eingeborenen dazu anhalten, einerseits die von der Natur gegebenen Erzeugnisse, insbesondere Kautschuk, Orseille und Kopal in größerem Umfange als bisher zu sammeln, andererseits exportfähige und von ihnen seit langer Zeit angebaute Produkte mehr als bislang anzubauen. Die Andern wollten von einer derartigen kaufmännischen Thätigkeit nicht viel wissen, sondern befürworteten die Ausdehnung des Plantagenbaues. Mir scheint nun zweifellos zu sein, daß gewisse Gebiete unserer Kolonie, wie insbesondere die Küstenregion und Tangaland in Folge der langjährigen arabischen Kultur sowohl, wie auf Grund der schon seit langer Zeit über den eigenen Bedarf von den Eingeborenen hinaus betriebenen Landwirthschaft, diejenige wirthschaftliche Entwicklung erreicht haben, die es gestattet, mit Hülfe der einheimischen Arbeitskräfte Plantagenbau zu betreiben, wo die natürlichen Verhältnisse ihn als aussichtsvoll erscheinen lassen. Andererseits wird sich in den Gebieten, wo diese Bedingungen nicht vorhanden sind, auch der Betrieb der zweiten kolonialen Entwicklungsstufe als vortheilhaft erweisen und zwar sowohl für Sammelprodukte, deren Einsammlung durch angestellte Arbeiter der Europäer, wegen des meist mit dem Sammelbetrieb verbundenen Zeitverlustes sich niemals als vortheilhaft erwiesen hat, als auch für solche landwirthschaftliche Nutzpflanzen, die auch auf geringwerthigen Boden noch gedeihen, ohne besonders schwierige Bearbeitungen weltmarktsfähig gemacht werden können, dem Europäer aber voraussichtlich nur einen geringen Nutzen abwerfen würden. Gerade aus diesen Gründen war es ein sehr richtiger kolonisationstechnischer Gedanke des ehemaligen Direktors der D. O. A. G., Herrn Konsul Bohsen in den Küstengebieten, in denen Sesam noch nicht in großem Umfange angebaut wird, Samen an die Eingeborenen zu vertheilen, und ist es Herrn Hauptmann Krenzler, welcher überhaupt ein lebhaftes Bemühen zeigt, auch für die wirthschaftliche Fortentwicklung seines Bezirks zu sorgen, zu großem Verdienst anzurechnen, daß er nach Möglichkeit versucht, die Bewohner desselben zur Ausdehnung der Sesamkultur anzuhalten.

Im allgemeinen darf man sich aber keinen zu großen Hoffnungen hingeben, daß durch bloßes Zureden, ja selbst durch die Inaussichtstellung höherer Preise — soweit eine solche der Weltmarktspreis einmal zulassen würde — der Regier seine Produktion in beträchtlichem Umfange erweitern werde. Ich halte daher das von Bohsen aufgestellte allgemeine Kolonialprogramm für unausführbar, weil in sich widerspruchsvoll. Er verwirft die selbstthätige Produktion der Europäer, will aber trotzdem eine Eisenbahn bis an den Viktoriassee bauen, indem er glaubt, daß die Produktion und Sammelthätigkeit der Eingeborenen

allein zur Beschaffung genügender Frachten ausreichen würde. Die wichtigste Stelle seiner Rentabilitätsberechnung nimmt die Summe von 40 Millionen Kilo auszuführender einheimischer Ackerbauprodukte ein, neben welchen noch 13,7 Millionen Okkupationsgüter und die — natürlich vollständig von der Höhe der Ausfuhr abhängenden Einfuhrwaaren angeführt werden. Ich glaube, man darf sich darüber keinerlei Illusionen hingeben, daß eine solche Steigerung der einheimischen landwirtschaftlichen Produktion auf friedlichem Wege — Vohsen will ausdrücklich jeden Zwang ausgeschlossen wissen — kaum am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts erfolgt sein dürfte.

Von andern Vorschlägen möchte ich als einen nach meiner Ansicht ganz verkehrten den Rathschlag Baumanns hervorheben, die Eingeborenen zu veranlassen, neben dem landesüblichen Tabak auch bessere exportfähige Tabaksorten anzubauen. Denn es ist eine bekannte Thatsache, daß beim Tabak die Verschiedenheit der Sorten auch nicht entfernt den gleichen Einfluß auf die Qualität ausübt, als die natürlichen Verhältnisse (Boden und Klima), die Pflege und die Bearbeitung es thun. Da nun aber die Pflanze, ob sie nun aus Sumatrasamen oder aus einheimischen ihre Pflanzen gezogen haben werden, doch ihnen die gleich schlechte Pflege und die gleich erbärmliche Bearbeitung nach der Ernte angedeihen lassen würden, so wäre aus dieser Maßregel nicht die geringste Verbesserung der Qualität zu erwarten. Wollte man nun aber der Tabakskultur der Eingeborenen eine solche Ausdehnung zu geben versuchen, daß das Produkt exportirt werden könnte, so würde die jämmerliche, schlechte Qualität dieses Produktes höchst wahrscheinlich dem Ruf des europäischen Ostafrikatabaks, selbst wenn derselbe auch in keiner Eigenschaft mit dem einheimischen übereinstimmen würde, beträchtlichen Schaden thun. Sollte die deutsche Tabakkultur in Tangaland einen großen Umfang gewinnen, so wird man vielmehr aus diesem und einem später zu erwähnenden steuerpolitischen Grunde die Frage in Erwägung zu ziehen haben, ob man von der Ausdehnung des Tabaksbaues den Eingeborenen nicht lieber abrathen soll.

IV. Die dritte Kolonisationsstufe.

a. Die Frage der Unternehmungsform.

Behufs Beantwortung der Frage, in welcher Weise die deutschen Kolonisatoren die Thätigkeit der dritten Kolonisationsstufe auszuüben haben, müssen wir zunächst untersuchen, ob es vortheilhafter erscheint, wenn neben den jetzt bestehenden kapitalistischen Gesellschaften auch Einzelunternehmer die Bewirthschaftung des Landes übernehmen sollen, oder ob diese jenen allein überlassen bleiben soll.

Beide Unternehmungsformen haben ihre Vorzüge und ihre Nachtheile.

Der größte Nachtheil der Gesellschaften liegt darin, daß es für sie, namentlich im Beginn einer kolonialisatorischen Entwicklung ungemein schwer hält, passende Beamte zu finden, und daß das Wirthschaften selbst mit vortrefflichsten Beamten die Unkosten ungemein vermehrt. In erster Linie gilt diese Schwierigkeit bezüglich des leitenden Beamten,

welcher Unternehmungsgeist mit Vorsicht, Fachkenntnisse mit Freiheit von beschränkter Fachpedanterie, Sparsamkeit mit unerfrockener Verwendung der vorhandenen Mittel für nothwendige oder auch nur nützliche Ausgaben verbinden und außerdem ein hervorragendes Organisationstalent und die Kunst, untergebene Beamte und Arbeiter richtig zu behandeln, besitzen soll. Bei der Seltenheit der Vereinigung aller dieser Eigenschaften in einer Persönlichkeit ist es den Gesellschaften nicht zu verdenken, wenn sie die Thätigkeit ihres leitenden Beamten nach Möglichkeit von ihren Entschlüssen abhängig machen, und wenn sie bei der Schwierigkeit der Beaufsichtigung dieser Thätigkeit ihn möglichst vieler Kontrollvorschriften unterwerfen wollen. Andererseits hemmt aber nichts so sehr ein gedeihliches Wirken eines Kolonisationsbeamten wie derartige Beschränkungen und Anweisungen seitens seiner Auftraggeber, namentlich wenn diese, was ja meistens der Fall ist, von den thatsächlichen Verhältnissen in der Kolonie keine richtige Vorstellung haben.

Bekommen die Gesellschaftsbeamten dagegen eine zu unumschränkte Gewalt, so liegt die Gefahr des Mißbrauchs derselben entweder zur Unthätigkeit oder zur Ausbeutung im eigenen Interesse nur allzunah. Die Geschichte der englisch- und der holländisch-ostindischen Compagnie beweist leider deutlich genug, daß dieser Mißbrauch thatsächlich auch häufig und zwar in weitestem Umfange eingetreten ist.

Bei Eigenwirthschaft dagegen fällt das eigene Interesse und die Freiheit, selbstständig nach eigenem Ermessen zu handeln, zusammen und dadurch ist es auch minder begabteren Naturen, als sie für die Stellung eines verantwortlichen Gesellschaftsbeamten erforderlich sind, ermöglicht, allmählig den richtigen Weg zu finden.

Von den untergeordneten Beamten ist namentlich zu fürchten, daß der Mangel an eigenem wirthschaftlichen Interesse — der allerdings seitens gutgedeihender Gesellschaften durch Tantiemenzahlung in gewissem Grade ersetzt werden kann — sie wenn auch nicht zur Unthätigkeit verleitet, so doch nicht zu demjenigen Grad freiwilliger, aufopfernder Hingebung für die Interessen der Gesellschaft anspornt, welche der Eigemann für sein Unternehmen stets hegen wird. Freilich ideal angelegte Naturen finden den gleichen Ansporn in der Begeisterung für die große Sache, der sie dienen, in jenem oft mit Unrecht geschmähten Kolonialenthusiasmus — ich rede nicht von dem rein theoretischen, ländergierigen, ich möchte fast sagen kartographischen, sondern von dem thätigen und thatendurstigen, wie er gerade die allerersten deutschen Pioniere in Ostafrika so rühmlich ausgezeichnet hat. Man sollte diesen hochgesinnten Idealismus, der vielleicht nichts anderes, als ein hochpotenzirtes Pflichtbewußtsein ist, nicht zu gering schätzen, und man sollte darum, wenn man einen jungen Mann nach den Kolonien hinaus schickt, auch nachzuforschen nicht unterlassen, ob ihn das bloße Bedürfniß, eine „Stelle“ oder einen höheren Gehalt als im Mutterland zu bekommen, hinaus treibt, oder ob er auch von einem gewissen idealen Streben befeelt ist. Kenntnis der doppelten Buchführung und gewissenhaftes Einhalten der Kontorstunden mag zwar genügen, wenn es sich darum handelt, in altgewohnten Geleisen den Karren weiter zu schieben, wo es aber gilt,

neue Bahnen zu eröffnen, aus eigener Initiative neue geschäftliche Thätigkeiten erst ins Leben zu rufen, da reicht die einfache Routinirtheit gewiß nicht aus. Klüchterne Verständigkeit ist zweifelsohne ein Vorbedingnis auch für die koloniale Thätigkeit, aber sie erzielt sicherlich hier nur kümmerliche Erfolge, wenn sie nicht mit idealem Streben gepaart ist. Aller großen Thaten Urquell ist die Begeisterung.

Der Nachtheil der gesellschaftlichen Unternehmungsform vor der Eigenwirthschaft, daß sie, bevor sie eine Verzinsung ihrer Auslagen erhält, erst die Gehälter für die Beamten abziehen muß, während die für diese auszugebenden Summen dem Einzelmann bereits als Kapitalverzinsung zu Gute kommen, tritt besonders bei Unternehmungen von geringerem Umfange deutlich zu Tage. Verschärft wird dies Mißverhältnis dort, wo ein ungesundes Klima zu einem häufigen Wechsel der Beamten, zur Bezahlung von Gehältern ohne Empfang einer Gegenleistung in Folge von Krankheiten, und zur Anstellung einer größeren Zahl von Beamten, als die vorliegende Aufgabe es erforderte, behufs sofortiger Stellvertretung in Behinderungsfällen nöthigt.

Ein weiterer Unterschied zu Ungunsten der Gesellschaften hängt einerseits mit dem ungünstigen Klima im Tropengebiet zusammen, und rührt andererseits von der ungünstigen Beschaffenheit auch der sonstigen Lebensbedingungen namentlich in jungangelegten Kolonien her. Eine Gesellschaft würde es nicht verantworten können, ihre Beamten anders als in gut eingerichteten, allen tropenhygienischen Anforderungen entsprechenden Häusern unterzubringen, und sie muß die an sie gezahlten Gehälter so einrichten, daß ihre Beamten ein durchaus gutes Leben führen können, was bei der dadurch entstehenden Nothwendigkeit, Lebensmittel und Getränke von auswärts einzuführen, den Gehaltsatz erheblich steigern muß. Der Eigenwirth wird, falls er überhaupt das Klima verträgt, es ganz ruhig riskiren, eine Zeit lang in seiner einfacheren Wohnung zu hausen und er wird, falls er überhaupt das Zeug zum Kolonisten hat, sich im Anfang mit einfacherer, den Landesprodukten entnommener Kost begnügen, die durch die eigne landwirthschaftliche Thätigkeit zu verbessern, sein erstes Bestreben sein wird.

Auf der anderen Seite haften auch der Einzelwirthschaft in den Kolonien manche Nachtheile an, und zwar ganz besonders dann, wenn die Kolonisation eines Landes sich noch in den Anfängen befindet.

In diesem Falle steht es noch nicht fest, durch welche wirthschaftliche Thätigkeit und durch welche Art des Betriebes einer solchen am meisten und am sichersten Geld zu verdienen ist, und das damit gegebene Risiko wird naturgemäß von einer Anzahl von Personen, die nur einen kleinen Theil ihres Vermögens zu derartigen Versuchen hergeben, leichter getragen, als wenn ein Einzelner mit seinem ganzen wirthschaftlichen Sein in die Schanze springt.

Der mangelnde Beistand ferner von Leuten, die schon die gleichen Schwierigkeiten überwunden haben, wie die, welche ihm bevorstehen, erschwert ihm seine Pionirthätigkeit ungemein, während, sind schon eine Reihe von Kolonisten im gleichen Gebiet thätig, er viel leichter in die neuen Verhältnisse sich hineinfindet. Ganz besonders schwer fällt dieser Mangel Gleichstrebender aber dann ins Gewicht, wenn der Kolonist

durch das Klima oder aus anderen persönlichen Gründen genöthigt wird, sein von ihm geschaffenes Besitzthum zu verlassen und er keinen Verwandten oder Gesellschafter hat, der das Begonnene fortzuführen im Stande ist. Er wird dann genöthigt, sich des wichtigsten wirthschaftlichen Vorzugs der Einzelwirthschaft vor der gesellschaftlichen zu begeben und einen Beamten mit der Leitung der Geschäfte zu betrauen. Leben dagegen schon eine ganze Reihe von Kolonisten im Lande und ist man durch deren Thätigkeit allmählich zur Erkenntnis gelangt, was ein Besitzthum von bestimmter Beschaffenheit in der Kolonie einbringt, so wird es ihm verhältnismäßig leicht sein, einen Käufer für sein Grundstück oder seine gewerblichen Einrichtungen zu finden und das auf dasselbe verwandte Kapital je nach den wirthschaftlichen Verhältnissen zum Theil, ganz oder mit Ueberschuß wieder herauszuziehen.

Ganz verkehrt ist es aber anzunehmen, daß die Eigenwirthschaft sich für Ostafrika überhaupt nicht eigene. Hat der Eigenmann genügendes Kapital und hat er durch vorherigen Aufenthalt an Ort und Stelle — vielleicht als Beamter einer Gesellschaft — die Einwirkung des Klimas auf seine Constitution und die Verhältnisse des Landes überhaupt kennen gelernt, so wird er sicherlich bessere Geschäfte machen, als die Gesellschaften. Die schwierige Arbeit der ersten Pioniere wird, falls überhaupt nur Nachschub erfolgt, dann meist durch den Vorsprung, den sie vor diesen in wirthschaftlicher Beziehung haben, wiedervergolten. Man sehe sich doch in anderen Tropenkolonien um, ob etwa mehr Produkte durch Gesellschaften und nicht vielmehr durch Einzelmänner gewonnen werden. Ausnahmen wie beispielsweise die Tabackspflanzungen von Sumatra kommen ja vor, sind aber wegen der ganz besonderen dort herrschenden Verhältnisse nicht allgemein maßgebend.

b. Landwirthschaft.

1. Die anzubauenden Kulturpflanzen.

Zur Entscheidung der Frage, welche Kulturen im einzelnen für Ostafrika, und im besonderen für Tangaland, als dem zunächst in Betracht kommenden Gebiet für die drittstufige Kolonisationsthätigkeit anzuempfehlen sind, möchte ich zuvörderst drei allgemeine Grundsätze, die aus der Eigenart unserer Kolonie entspringen, hervorheben.

Erstens muß der Idee entgegengetreten werden, als ob wir eine der kolonialen Kulturpflanzen zur ausschließlichen oder fast ausschließlichen Beherrscherin der Kolonie zu machen hätten. Es sind hier garnicht die Nachtheile und Vortheile der einseitigen Kultur in Tropengebieten, insbesondere die Gefahr einer totalen Mißernte bei einer, gerade der ausschließlich angebauten Pflanze ungünstigen Witterung einerseits, die Vereinfachung und Verbilligung der Generalunkosten für die ganze Volkswirtschaft und die leichtere Eroberung und Beherrschung eines Marktes andererseits, ausführlich zu erörtern, es genügt darauf hinzuweisen, daß der große Unterschied in den klimatischen Boden- und Terrainverhältnissen Ostafrikas uns einfach zwingt, in den verschiedenen Gebieten verschiedene Kulturen einzuführen. Gerade in der Erkenntnis, welche Kultur für jedes Gebiet am geeignetsten ist, wird sich die Geschicklichkeit eines Kolonisators am meisten zu bewähren haben.

Zweitens möchte ich jene so oft ausgesprochene und weil sie anscheinend einer recht nüchternen, praktischen Verständigkeit entspringt, so gern geglaubte Ansicht bekämpfen, daß wir uns auf den Anbau und die „Fortbildung“ der einheimischen Gewächse beschränken und von der Einfuhr fremder Gewächse gänzlich absehen sollen. Dieser Quietismus, diese Schneckenhauspolitik ist im höchsten Grade verwerflich. Die Hauptexportprodukte fast sämtlicher Tropenkolonien sind von auswärts in diese eingeführt worden, oft unter Ueberwindung zahlreicher Schwierigkeiten und unter Aufwendung großer Kosten. Abgesehen davon, giebt es, meiner Ueberzeugung nach, äußerst wenig ostafrikanische Produkte, die so wie sie sind, weltmarktsfähig wären. Von fast allen dort wachsenden Kulturgewächsen müssen wir daher sowieso neue, bessere Sorten einführen. Die Einfuhr einer neuen Varietät ist aber mit den gleichen Schwierigkeiten und Kosten und oft auch mit dem gleichen Risiko verbunden, wie die einer neuen Pflanzenart.

Wie nirgends in unserer kolonialisatorischen Thätigkeit, so kommen wir auch in diesem Punkte mit behaglicher, greisenhafter Schlafmützigkeit keinen Schritt weiter. Mögen hunderte von Versuchen mit Neueinführungen mißlingen, einer schlägt schließlich doch durch, und ist dann vielleicht im Stande, die ganze wirthschaftliche Physiognomie der Kolonie umzugestalten.

Zum Dritten möchte ich rathen, ganz besonders die Einführung perennirender Gewächse ins Auge zu fassen. Daß in den ersten Jahren unserer Kolonialära das unternehmende Kapital sich vor allen der Kultur solcher Pflanzen zugewandt hat, die schnell einen Ertrag liefern, wie Taback und Baumwolle, erscheint dem Verlangen der Aktionäre gegenüber, endlich einmal einen „greifbaren Erfolg“ zu sehen, gewiß gerechtfertigt. Durchaus falsch wäre es aber, wollte man immer auf diesem Standpunkt beharren. Denn sicherer und rentabler sind in den Tropen zweifelsohne die Kulturen perennirender Gewächse, wenn sie auch eine Reihe von Jahren gar keinen Gewinn abwerfen. Und zwar aus folgenden Gründen:

α Perennirende Gewächse haben gewöhnlich eine lange Pfahlwurzel, mittelst der sie ihre Nahrung aus weit größeren Tiefen hervorholen können, als die flachwurzeln den Amuelen. Dadurch wird natürlich eine viel größere Menge der im Boden aufgespeicherten Pflanzennährstoffe der Ausbeutung durch die Kultur zugänglich gemacht, als es selbst die intensivste Tiefpflüfung bei Anpflanzung von Flachwurzlern vermöchte; ist in solchen Fällen der Boden sehr tiefgründig, so ist ein langjähriger reicher Ertrag von denselben Pflanzen gewährleistet, ohne daß eine Düngung nöthig wäre. Giebt es doch in der ungemein tiefgründigen terra roxa in São Paulo Kaffebäume, die trotz 60 jährigen Alters, ohne jemals ein Gramm Düngung erhalten zu haben, immer noch gut tragen.

β Die tiefwurzeln den Dauerpflanzen ertragen eine vorübergehende Dürre ungleich leichter als die Flachwurzler. Wenn bei diesen das Erdreich, aus welchem sie die ihnen nöthige Feuchtigkeit entnehmen können, schon längst ausgetrocknet sind, behalten die tiefer liegenden Erdschichten, aus denen jene Gewächse ihr Wasserbedürfnis befriedigen können, noch

Monate lang eine genügende Wassermenge. Dieses Moment ist gerade für Ostafrika von ausschlaggebender Bedeutung.

γ Dauerpflanzen verbessern den Boden und möglicher Weise auch die klimatischen Verhältnisse. Nichts verschlechtert die physikalischen Verhältnisse des Bodens in den Tropen mehr als der stete Wechsel zwischen den wüchtig aufschlagenden Regengüssen und der prallen Besonnung. Je nackter der Boden nun ist, desto mehr zerreißen die Regen die Oberfläche und schwemmen die werthvollen Mineralbestandtheile aus ihm hinweg und desto mehr trocknen die senkrechten Sonnenstrahlen die Feuchtigkeit auf, verkrusten die Oberfläche des Bodens, und machen sie rissig und sprüblig, „zerdörren“ sie den Boden, möchte man sagen. Jahrespflanzen gewähren nun in den meisten Fällen an und für sich nicht dem Boden den gleichen Schutz gegen Platzregen und Prallstrahlen wie Sträucher und Bäume, lassen ihn aber vor allem einen Theil des Jahres fast ganz ohne schützende Bedeckung, da das Unkraut diese nur in unvollkommenem Maße gewährt.

δ Dauerpflanzen erfordern geringere Bearbeitungskosten als Särlinge, denn sie ersparen die bei diesen alljährlich wiederkehrenden Auslagen für die Vorbereitung zur Saat und für diese selbst. Dadurch wird natürlich nicht nur die Rentabilität der Wirthschaft vergrößert, sondern auch der Kaufwerth des Grundstücks. Gerade darum sind solche Kulturen besonders auch für Einzelwirthe geeignet, falls sie daneben noch Nährpflanzen zur Bestreitung des Unterhalts in den ersten Jahren bauen. Ihre Arbeit und ihr Kapital braucht dann nicht, falls das Grundstück verkauft werden muß, ganz verloren zu gehen.

Von allen perennirenden Tropenpflanzen scheint mir nun der Kaffeebaum derjenige zu sein, dessen Kultur die sichersten Aussichten des Gedeihens in manchen Gegenden Tangalands hat. Die Bedingungen für sein Wachsthum sind, wie bereits aufgeführt, vor allen in der Landschaft Bondei gegeben und vielleicht im Distrikt Mlola in Nordwest-Usambara. Nach den Beschreibungen anderer Reisenden kann möglicher Weise auch in Handei, in Awambugu, auf dem allerdings sehr schmalen Rücken von Pare, sowie in der Kulturzone des Kilimandscharo, dort, wo jetzt die Dschaggastämme ihren Sitz haben, und an den Abhängen des Märuberges mit Vortheil Kaffee gebaut werden. Doch müßte namentlich bei etwas steilerem Gelände stets vorher der Boden auf seine Tiefgründigkeit hin untersucht werden. An den Abhängen von Usambara und Pare sollte man ihrer Steilheit halber überhaupt nicht mit dem Kaffeebau Versuche anstellen.

Was die Kaffeeart anbetrifft, die zur Anpflanzung empfohlen werden kann, so bildet etwa die Erhebung von 700—800 Meter über dem Meeresspiegel in den Aequatorialgegenden die obere Grenze für den Anbau des liberischen und die untere für den des arabischen Kaffeebaums.

In Bondei, welches meines Erachtens schon seiner Hafennähe halber und wegen der Aussicht von einer Eisenbahn durchschnitten zu werden, in erster Linie für den Kaffeebau in Betracht kommt, müßte demnach, da diese Landschaft durchschnittlich nur 150 Meter hoch ist, liberischer Kaffee gebaut werden. Das ist nicht, wie ich hin und wieder

habe urtheilen hören, ein Nachtheil, sondern ein Vortheil, denn der liberische Kaffeebaum ist widerstandsfähiger gegen Krankheiten, ertragreicher, und hat größere und darum besser bezahlte Bohnen als der arabische.

Die Anpflanzung muß hier allerdings mit größerer Sorgfalt betrieben werden, als in kühleren Klimaten. Während für diese wohl die brasilianische Methode der Ausfaat ins freie Land anwendbar ist, glaube ich, daß in Ostafrika die Ausfaat in Saatbeete oder besser noch in Töpfe erfolgen muß. Denn der Kaffee bedarf in den ersten Monaten seines Wachstums ziemlich viel Feuchtigkeit, so daß er während der beiden Trockenzeiten in Ostafrika entschieden begossen werden müßte. Das wäre aber bei Erziehung in freiem Lande überaus unbequem und kostspielig, während es bei Anlage von Saatbeeten oder bei Topfkulturen in der Nähe von Flüssen oder Brunnen ganz leicht ausgeführt werden könnte. Auch die Beschattung, die für den liberischen Kaffee namentlich im ersten Jahre wichtig ist, könnte hier weit wirksamer gewährt werden als im Freiland. Ein dritter Grund, der für diese Anpflanzungsmethode spricht, liegt in den Nachstellungen der in Ostafrika überaus zahlreichen Ameisen, welchen die jungen Pflanzen im freien Lande sicherlich in großer Menge zum Opfer fallen würden. Auf Saatbeeten gezogene Pflanzen könnten dagegen dadurch geschützt werden, daß man rings um die Saatbeete Gräben zieht und diese mit Wasser sich füllen läßt. Freilich wird eine solche Einrichtung sich nicht immer herstellen lassen und auch nicht mit voller Sicherheit Schutz gewähren. Aus diesem Grunde glaube ich, die Erziehung in Töpfen am meisten empfehlen zu müssen. Man kann diese entweder aus Bambusgeflecht oder aus Lehm, vermischt mit geschnittenem Graze oder am besten, wenn beschaffbar, aus Lehm vermischt mit Kuhmist herstellen. Auf der deutschen Gartenbauausstellung in Berlin im Frühjahr 1890 habe ich von einem Gärtner aus Deutsch-Wissa bei Breslau eine höchst einfache Maschine ausgestellt gesehen, mittelst der man solche Lehmtöpfe in verschiedenen Größen mit größter Leichtigkeit und ohne Aufwendung irgend welcher Geschicklichkeit anfertigen kann. Diese mit guter Erde und Kompost und eventuell auch etwas künstlichen Dünger gefüllten Töpfe müßte man dann auf Gerüsten aus Stangen aufstellen und diese mit kleinen wassergefüllten Blechbehältern umgeben. Der Zudrang der Ameisen wäre auf diese Weise ausgeschlossen.

Die Topfkultur verdient aber noch aus einem anderen Grunde den Vorzug vor der Saatbeetkultur. Die in Töpfe gepflanzten Pflänzchen können mit diesen versetzt werden, da die Töpfe sich allmählich von selbst im Boden auflösen. Das ist von großer Wichtigkeit. Denn einmal wird dadurch die Verpflanzung nicht in dem Grade vom Wetter abhängig, als wenn die Wurzeln der Pflanzen entblößt werden müßten und zweitens wird der Gefahr vorgebeugt, die den umgesetzten Pflanzen durch unrichtiges — zu hohes oder zu niedriges — Verpflanzen und durch Beschädigung der Würzelchen seitens ungeübter Arbeiter droht.

Zwischenpflanzungen, wie sie sonst in den ersten Jahren in den Kaffeeplantagen meist üblich sind, müßten meines Erachtens in Bondei vermieden werden. Denn hier wird der größte Theil des zur Verfügung stehenden Bodens schon einmal seitens der Eingeborenen kultivirt

und die Oberkrume daher ihrer Nährstoffe mehr oder weniger beraubt worden sein. Man sollte die Nährkraft des Bodens daher schonen und höchstens im ersten Jahre eine Maispflanzung zwecks Beschattung der jungen Bäumchen dulden. Gegen die Bemutzung des Bodens zur Kaffeekultur spricht übrigens die vorherige Ausnutzung durch die Eingeborenen nicht, weil der Kaffeebaum ja vorzüglich in der Tiefe seine Nahrung sucht.

Für die Erntebereitung sollte man sich von Anfang an klar darüber sein, daß nur eine solche mit guten Maschinen einen hohen Preis des Kaffees auf den Weltmarkt gewährleistet.

Die in Brasilien üblichen können in dieser Beziehung als musterhaft gelten. Die vielfachen Fehler, deren sich Semler in dieser Materie zu Schulden kommen läßt, habe ich in meinen Brasilianischen Wirtschaftsbildern S. 293 ff. ausführlich besprochen. Der folgenschwerste ist jedenfalls der, daß er als Preis für eine vollständige maschinelle Einrichtung 130 000 Mark angiebt, während sie in Wirklichkeit für wenig mehr als den zehnten Theil dieser Summe in England erhältlich ist.

Die Anpflanzung des Kakaobaums wird sich für die Sigisentung und das Luengerathal empfehlen. In welcher Weise diese Kultur durch künstliche Bewässerung gefördert werden könnte, soll später auseinander gesetzt werden.

Ein Produkt der Pflanzenwelt, welches dem Kakao in vieler Beziehung ähnelt, ist die Kolanuß, die Frucht des Stinkbaumes, (*Sterculia cola* oder *Cola acuminata*). Die steigende Handelsbedeutung dieses in Westafrika heimischen Strauches legt den Gedanken nahe, daß mit seiner Kultur, deren Anforderungen an die natürlichen Verhältnisse wohl die Landschaft Bondei entsprechen dürfte, auch in Ostafrika Versuche zu machen. Schon jetzt werden zahlreiche Produkte der Kolanuß (Kolawein, Kola-liqueur, Kolatabletten u. a. m.) in den Handel gebracht und es ist im Hinblick auf ihren Nährgehalt, sowie ihre heilkräftige Wirkung wahrscheinlich, daß Kolapräparate ähnlich der Schokolade noch einmal eine wichtige Welthandelswaare bilden werden. Wie groß aber der Vortheil für uns wäre wenn gerade unsere Kolonien die wichtigsten Produzenten des Rohstoffes würden, bedarf nicht der Auseinandersetzung.

Auch Versuche mit dem die Guarana liefernden Baum *Paullinia sorbilis*, welcher wahrscheinlich die gleiche Kulturansforderungen stellt, wie der Kakaobaum, dürften nicht von der Hand zu weisen sein. Dieses Produkt ist gleichfalls Reiz- und Heilmittel, wird nur in geringen Mengen aus Südamerika exportirt und hat daher einen hohen Werth.

Für die Kultur des Theestrauches besitzen wir ein Gebiet, das ich zwar nicht aus eigener Anschauung kenne, von dem ich aber nach Reiseberichten annehme, daß es sich vorzüglich hierzu eignet: Die Urwaldszone des Kilimandscharo. Der Thee erfordert unter dem Aequator eine Höhenlage von mindestens 1000 m. verträgt aber eine noch bedeutend größere; das würde passen, da das erwähnte Gebiet zwischen 2000 und 3000 m. hochliegt. Er verlangt viel Regen und eine starke Luftfeuchtigkeit, und auch diese Bedingung ist in jener Gegend in ausreichendstem Maße erfüllt. Die größere Steilheit der Gehänge fällt

nicht erschwerend ins Gewicht, da gerade bei der Theekultur der Terrassenbau ein besonders lohnender ist; ich habe einen solchen an einem sehr steilen Bergabhang auf einer Paulistaner Fazenda selbst gesehen und von dem Eigenthümer gehört, daß diese mühsame Arbeit ihm reichlich belohnt worden ist. Das Vorhandensein der nöthigen Fruchtbarkeit läßt sich aus dem Bestande eines so dichten Urwaldes ohne weiteres schließen; es bedürfte nur noch der Untersuchung des Bodens auf seine Tiefgründigkeit hin, die auch vom Theestrauch seiner langen Pfahlwurzel halber gefordert wird, um sich des Zusammentreffens aller für die Kultur nothwendigen Bedingungen zu vergewissern.

Ein zweites Anbaugelände ist vielleicht in dem Urwaldgebiet Handei gegeben, obwohl diese Landschaft vielleicht doch noch nicht hoch genug über dem Meeresspiegel liegt. Hoffentlich werden auf der daselbst angelegten Versuchstation der D. D. A. G. auch mit dem Theestrauch Anpflanzungsversuche gemacht werden. Das nördliche Usambara dürfte an vielen Stellen nicht die genügende Fruchtbarkeit, die Gebirgskämme von Pare nicht die ausreichende Luftfeuchtigkeit aufweisen, um für den Theebau tauglich zu sein. Immerhin würde in ersterem ein Versuch nicht zurückweisen sein, da die Ansprüche des Theestrauches an den Boden nicht allzugroße zu sein scheinen. Die Gegend von Buga und andere Gebiete Nordusambaras, die den gleichen vom Theestrauch bevorzugten eisenhaltigen rothen Lehmboden aufweisen, dürften jedenfalls nach dieser Richtung hin allen Anforderungen genügen.

Versuche mit Theeanpflanzungen scheinen mir deshalb von äußerster Wichtigkeit zu sein, weil der Thee je nach seinem Standort so ungemein verschiedene Qualitäten aufweist. Wenn es daher auch möglich ist, daß der Theestrauch in Ostafrika so geringwerthig wird, daß sein Anbau als unlohnend erscheinen muß, so ist es ebensowenig ausgeschlossen, daß wir hier eine ganz vorzügliche Qualität züchten, welche als eine Specialität die höchsten Preise erzielen kann.

In noch höherem Grade, wie für den Theestrauch scheint mir die Urwaldzone des Kilimandscharo für die Kultur des Chinchona baums geeignet zu sein. Dieser beansprucht hohe Gebirgslage, reichliche regelmäßig vertheilte Niederschläge, ziemlich steile Hänge, die die großen Mengen Wassers, deren er bedarf, schnell abfließen lassen, äußerst fruchtbaren Boden — und zwar liebt er am meisten gerade die Verwitterung von Eruptivgesteinen, wie sie unser Gebirge bietet — und Waldschatten. Letzteres Moment scheint mir von allergrößter Bedeutung zu sein; denn er gestattet nicht nur sondern verlangt, daß der zur Anpflanzung von Chinchona vorbereitete Urwald nur eines Theils seiner Bäume beraubt, ein großer Theil derselben aber stehen gelassen wird.

Diese Waldschonung gewährleistet uns aber die Fortdauer der Kulturfähigkeit der unteren Kilimandscharozone, die bei völliger Entwaldung der oberen, die Feuchtigkeit auffammelnden und zu perennirenden Bächen vereinigenden Waldzone durchaus in Frage gestellt werden würde. Von diesem Gesichtspunkt müssen wir uns überhaupt bei allen Kultivationen von Gebirgswäldern leiten lassen. Sie dürfen nur strichweise vernichtet werden, und an ihrer Stelle müssen womöglich nur perennirende

Gewächse treten. Ihre beste Verwendung wird stets die zur Anpflanzung von absoluten Schattengewächsen sein, für die nur eine Auslichtung, keine Vernichtung des Waldes erforderlich ist. Befolgen wir diese Regel nicht, so dürfte das bißchen Fruchtigkeit, dessen wir uns in Ostafrika noch erfreuen, bald zum Teufel sein. Würde zum Beispiel ganz Handei entwaldet, so würde das Luengerathal und die Sigisenkung, die jetzt zu unseren werthvollsten Gebieten gehören, in kürzester Frist das elendeste Steppenantlitz aufweisen.

Die Absatzfähigkeit der Chinarinden hat durch die Concurrenz der künstlich hergestellten Fiebermittel im allgemeinen nicht gelitten, während allerdings speciell in Deutschland der Konsum an Chinin seit Erfindung des Antipyrins, des Antifebrins und des Phenacetins bedeutend gesunken ist. Eine dauernde Verdrängung des Chinins durch diese Mittel ist aber schon deswegen ausgeschlossen, weil sie zwar im hohen Grade herabsetzend auf die Temperatur wirken, der spezifischen Wirkung gegen die Malaria, die dem Chinin innewohnt, aber entbehren; ihre Heilkraft ist nur eine symptomatische, keine kausative. Aus diesem Grunde wird sicherlich der Chiningebrauch auch in Deutschland sich wieder heben. Der Consum in den übrigen Ländern steigt nach Mittheilung einer Chininfabrik jährlich um 5—10%, da hier die Verbreitung jener deutschen Erfindungen nur eine verhältnißmäßig geringe ist.

Für den Anbau der Chinchonabäume in unsern Kolonien spricht aber nun ganz besonders der Umstand, daß wir dadurch einer blühenden deutschen Industrie neues Rohmaterial liefern könnten. Die Bedeutung derselben läßt sich am besten aus folgenden Zahlen erkennen. Die beiden Hauptmärkte für Chinarinden sind London und Amsterdam, von denen letzterer im Jahre 1891 den Londoner Markt an Menge der verkauften Chininwerthe, in Folge der verminderten Zufuhren von Ceylon dorthin, zum ersten Male übertroffen hat. Es wurden in London Chinarinden von 963,7 Hundner (= 100 Kilo) Chinin und in Amsterdam solche von 1354 Hundner Chinin verkauft. Von ersteren kauften die deutschen Chininfabriken 684, von letzteren 936 Hundner, von dem auf beiden Märkten verkauften 2317,7 Hundnern demnach 1620 Hundner oder fast 70%! Noch deutlicher geht die Wichtigkeit der deutschen Chininindustrie für den Weltmarkt aus der Thatsache hervor, daß gegenwärtig etwa 95% des in Deutschland fabrizirten Chinins ins Ausland wandern.

Die Preise für Chinarinden sind äußerst schwankend, im großen und ganzen sind dieselben aber niedriger als früher, was den Fabrikanten zu einer Beschwerde über den Frachtsatz auf den deutschen Eisenbahnen anlaß giebt. Diese zahlen nämlich in Rücksicht auf den ehemaligen hohen Werth der Chinarinden fast doppelt so hohe Sätze, wie die im Werthe gegenwärtig die Chinarinden oft übertreffenden Gerberrinden.

Um die hohe Bedeutung der Kultur der Chinarinden im Gegensatz zu der bloßen Einsammlung wildwachsender Rinden wie sie in Südamerika herrscht, zu zeigen, möchte ich noch die Zahlen über die Zufuhren nach London aus den verschiedenen Ländern im Jahre 1891 hier angeben.

Von den 41 706 Colli Rinden kamen aus

Englisch-Indien	17 152	Colli
Ceylon	17 121	„
Java	1 493	„
Südamerika	1 113	„
verschiedenen Ländern	4 827	„

Aus dem Heimathlande der Chinarrinde, von dem man ehemals glaubte, es habe ein natürliches Monopol auf seine Hervorbringung, stammten also nur 2,6% der gesammten Londoner Zufuhren. Diese Zahl enthält ein geradezu vernichtendes Urtheil jenes kaufmännischen Quintismus, der auch in Afrika sich womöglich nur auf die Anregung der Sammelthätigkeit der Eingeborenen beschränken, und der so gerne möglichst hohen Gewinn aus unserer Kolonie herauszuschlagen möchte, ohne sich mit dem für sein kaufmännisches Gemüth so widerwärtigen Plantagenbau abgeben zu brauchen.

Ganz ähnliche Gesichtspunkte wie beim Chinchonabaum dürften für die Frage der Anpflanzung des Cocastrauches (*Erytroxylon Coca*) entscheidend sein. Da dieser die gleiche Heimath wie der Chinchonabaum hat, die südamerikanischen Anden, so werden seine Kulturansprüche auch ungefähr dieselben sein. Auch er dürfte sich daher zum Anbau im Urwald des Kilimandscharo eignen und zwar, da er gleichfalls eine Waldpflanze ist, im Schatten des stehengelassenen Waldbestandes. Die Rentabilität scheint für dies Gewächs noch eine sicherere zu sein, wie für Chinchona, da er eine ungleich vielseitigere Verwendung hat und noch nicht an so vielen anderen Stellen der Erde angepflanzt ist, wie dieser Baum. Der Aufguß der Blätter dient als Thee, in rohem Zustande werden sie als Reizmittel und insbesondere zur Erhaltung der Kraft, z. B. auf strapaziösen Märschen gekaut und das aus ihnen gewonnene Cocain ist ein wichtiges — und sehr hoch bezahltes Heilmittel, welches namentlich bei Augenoperationen eine ungemein hervorragende Rolle spielt. Bei der äußerst mangelhaften Erntebereitung in Südamerika würde ein sorgfältig gewonnenes und bearbeitetes Produkt sich zweifelsohne sofort eine dominirende Stellung auf dem Weltmarkt erobern. Möglicher Weise erweist sich das Trocknen der Blätter in einem Dörrapparat, z. B. in dem Ryder'schen, als vortheilhaft.

Empfehlen möchte ich auch, den Anbau des Matébaumes zu versuchen. Dieser, den *Plex paraguayensis* und andere *Plex*-Arten umfassend, liefert in seinen Blättern und Blattstielen das Material für ein Aufgußgetränk, welches an gutem Geschmack dem chinesischen Thee zwar nicht gleichkommt, dagegen andere, diesem fehlende Eigenschaften besitzt, die die Einführung des Baumes in Ostafrika zu einer höchst werthvollen machen würde. Er stillt in ganz vorzüglicher Weise den Durst, wirkt anregend auf Körper und Geist, befördert die Verdauung und schützt höchst wahrscheinlich vor Fieber. Ich wenigstens führe die Thatsache, daß ich in Brasilien während eines 2 $\frac{1}{2}$ -jährigen Aufenthalts niemals, in Afrika aber in ungleich kürzerer Zeit öfters am Fieber gelitten habe, darauf zurück, daß ich dort tagtäglich große Quantitäten Maté, in Afrika ihn aber garnicht habe trinken können. Wenn der Maté vielleicht auch nicht ebenso wie das Chinin direkt prophylaktisch wirkt, so

rüstet er doch jedenfalls — möglicher Weise durch Beförderung der Bluterneuerung — den Körper mit größerer Widerstandsfähigkeit gegen die Angriffe der Malarianoxe aus. Dabei hat er das Gute, daß er selbst in größten Quantitäten genossen, nicht den geringsten schädlichen Einfluß auf den Körper ausübt. Würde der Maté auch nur in so geringen Mengen in Ostafrika gepflanzt werden, daß er den dort lebenden Deutschen ein Schutzmittel mehr gegen ihren ärgsten Feind in die Hand lieferte, so wäre damit schon unendlich viel gewonnen.

Die Versuche den Maté in Europa einzubürgern sind bis jetzt einmal daran gescheitert, daß man ihn als Ersatz des chinesischen Thees, also als Luxusgetränk anpries, während er in Europa vielmehr nur eine Bedeutung für den Handarbeiter als stärkendes Erfrischungsmittel besäße, und zweitens daran, daß die in Südamerika übliche Zubereitungsmethode der Ernte den Blättern einen rauchigen Beigeschmack verleiht. Bei Anlagen von Matéplantagen, die in größerem Umfang anzulegen in Südamerika noch nicht für nöthig gehalten worden ist, fiel das weg, da man hier nicht erst die Blätter im Walde provisorisch über offenem Feuer zu trocknen brauchte, sondern sogleich der geschlossenen Rösttrommel, die man natürlich in den Wald nicht mitschleppen kann, überliefern könnte.

Die Möglichkeit des Anbaus ist meiner Ueberzeugung nach vorhanden, da die Ansprüche des Maté an Klima und Boden sehr geringe sind. Allerdings wird man ihn kaum in niedrigen Meereshöhen pflanzen können, da seine Heimat unter dem Wendekreis liegt, wohl aber dürfte er in Usambara, sowie in der Kulturzone des Kilimandscharo, den Dschaggaländern, sein Fortkommen finden. Ich glaube, daß die sonst nur durch Viehzucht zu verwerthenden, trocknen und wenig fruchtbaren Striche Nordwestusambaras (Chihuiberge, Makanja) für die Produktion des Maté immer noch geeignet wären. Doch sollte man auch anderwärts, sowohl im Kulturland des Kilimandscharo, wie auch an der Küste und in Bondei Versuche anstellen, da die Verbreitungsfähigkeit dieser Pflanze noch durch keinen einzigen anderwärts angestellten Anpflanzungsversuch festgestellt worden ist. Nur Gegenden mit sehr starkem Regenfall und großem Feuchtigkeitsgehalt, wie insbesondere die Urwaldzone des Kilimandscharo dürften dem Maté durchaus nicht zusagen. Schwierig wird die erste Anlegung einer Pflanzung immerhin sein, da einmal der Samen sehr schwer zu beschaffen ist, und dann auch seine Keimfähigkeit eine sehr geringe sein soll. Ob er sich durch Stecklinge fortpflanzen läßt, hat man noch nicht probirt; auch von dieser Möglichkeit sollte man sich überzeugen. Die deutsche Regierung würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sie ihre Konsulu in Paraguay und Südbrasilien mit der Uebersendung von Samen und eventuell Stecklingen, nöthigenfalls auch von jungen Bäumchen, — und wären es auch nur ein Duzend — beauftragen und diese von Lissabon direkt nach Ostafrika und von dort sofort den größten Theil nach der Kilimandscharo-Station zur Anpflanzung im Kulturlande des Gebirges (nicht in der Urwaldzone) senden lassen würde. Schläge der Versuch ein, so würde damit hunderten unserer Landsleute der Aufenthalt in dem argen Klima unserer Kolonie ganz wesentlich erleichtert werden, und das ist gewiß eine Aussicht, die selbst zu den schwierigsten und kostspieligsten Versuchen einen genügend gerechtfertigten Anlaß böte.

Seit Jahren schon kämpfe ich vergeblich dafür, die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes auf dieses so überaus nützliche Geschenk der in ihrer Mannigfaltigkeit so unererschöpflichen Natur hinzulenken, möge es mir endlich einmal gelingen, zu praktischem, die Mittel des Einzelnen übersteigenden Vorgehen die Anregung gegeben zu haben. Möge man zum mindesten den Thee selbst einmal in den Tropen sowohl, wie in der Heimat auf seine Wirksamkeit hin prüfen. Letzteres könnte sehr wohl einmal gelegentlich eines Manövers in der Armee geschehen, ersteres auf unseren in den Kolonien stationirten Marineschiffen und in der Schutztruppe von Ostafrika. Der Preis des Maté, den man am bequemsten aus der Kolonie Dona Franziska mit den Dampfern der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft beziehen könnte, ist so außerordentlich billig, daß der Kostenaufwand für einen solchen Versuch im Verhältnis zu seiner Wichtigkeit für die Erhöhung des Gesundheitszustandes als ganz geringfügig zu bezeichnen wäre.*)

Auf Gebieten, wo verhältnißmäßig wenig Leute praktische Erfahrung haben, zeigen häufig die einmal mit einer gewissen Sicherheit ausgesprochenen Ansichten die unverkennbare Tendenz, sich zu förmlichen Dogmen zu verdichten, gegen die anzukämpfen von Jedermann für lächerlich gehalten wird. Ein solches in Sansibar von Allerwelt fest geglaubtes Dogma ist die Idee: Die Kultur des Nelkenbaums ist nur für die Araber mit ihrer Sklavenarbeit rentabel, der Europäer soll sich an sie nicht heranwagen. Warum das nun gerade bei den Nelken so sein soll, dafür werden keinerlei stichhaltige Gründe angegeben. Daß die Araber billiger, als wir zu produziren im Stande sind, will ich wohl glauben — obwohl die ungeheure Langsamkeit und Gemächlichkeit, mit der der Araber seine Leute arbeiten läßt, die Kosten für den Unterhalt seiner Arbeitskräfte doch oft zu ganz beträchtlichen macht — allein das gilt für alle landwirthschaftlichen Kulturen. Die Nelkenkultur dürfte sogar vor andern den Vorzug größerer Billigkeit haben, weil sie die jährliche Anpflanzung erspart. Jedenfalls aber kommen die Araber auf Sansibar und Pemba bei der allmählich immer geringer werdenden Zufuhr an Sklaven vom Festlande — ganz sie zu verhindern, reichen unsere Mittel ja noch nicht aus — immermehr in Bedrängnis, da bekanntlich eine Sklavenbevölkerung sich niemals genügend aus sich selbst heraus vermehrt. Diese Thatsache scheint mir dazu aufzufordern, gerade jetzt mit der Nelkenkultur Versuche auf dem Festlande zu machen, damit, wenn es uns im Laufe der Jahre gelungen sein wird, den beiden Inseln — bekanntlich den Hauptausfuhrgebieten von Nelken auf der ganzen Erde — die Sklavenzufuhr ganz abzuschneiden, wir in die dann erstehende Lücke im Weltmarkt einspringen können.

Vorläufig hat ja das Verbot der Trägeranwerbung in Sansibar den Arabern noch eine gewisse Galgenfrist geschaffen, und daher ist es wohl auch erklärlich, daß diese Arbeiterverhältnisse noch keinerlei Einfluß auf den Preis der Nelken ausgeübt haben. In den letzten Jahren ist dieser sogar in Folge besonders guter Ernten ganz erheblich heruntergegangen. Es wurden im deutschen Großhandel 1887 für 1 Hundner (= 100 Kilo) noch 260 M. bezahlt. Aber dieser Preis sank Jahr für Jahr regelmäßig

*) Ueber den Maté vergleiche: Meine Braj. Wirthsch. S. 154, 213 ff., 241 ff.

immer mehr, bis er 1891 gar nur 120 M. betrug. Noch vor Ablauf eines Jahrzehnts werden die Preise der Nelken aber ganz zweifelsohne wieder eine steigende Tendenz zeigen, und uns dann, wenn wir nur exportfähige Mengen von Nelken erzeugen können, für diese Wartezeit reichlich entschädigen. Anstatt also über den Verlust Sansibars uns in lauten Wehklagen zu ergehen, hätten wir sofort bei der Hand sein sollen, der Insel den größten Vorzug, den sie für uns gehabt hätte — denn als Handelsplatz wird sie verhältnißmäßig leicht zu ersetzen sein — für die Zukunft durch Verpflanzung der Nelkenkultur nach dem Festlande streitig zu machen.

Ich selbst habe, um Anregungen zu Anbauversuchen zu geben, nachdem ich aus der Gesellschaft ausgeschieden war — vorher hatte ich keine Gelegenheit dazu — aus Sansibar einige hundert reife Samen an mehrere Herren an der Küste vertheilt. Leider ist derselbe theils liegen geblieben, theils nicht aufgegangen. In Sansibar werden nach dort von mir bei den Arabern eingezogenen Erkundigungen die Samen in folgender Weise gesäet. Man richtet aus feinsten Erde ein Samenbeet her, welches man sorgfältig beschattet. Die Samen, die etwa die Größe einer Olive haben, werden zunächst 2—3 Tage gewässert und darauf mit der Hand ihrer fleischigen Umhüllung entkleidet. Sodann steckt man sie so in die Erde, daß die Hälfte über diese hervorsteht, wobei man aber genau aufpassen muß, daß das Würzelchen und nicht der Keimling, die gerade bei den Nelken der Laie sehr leicht verwechseln kann, nach unten hin kommt. Wochen lang müssen die Samen nun tagtäglich gut begossen werden und auch später darf den jungen Pflänzchen, wenn sie ihres Schattendachs beraubt sind, in der trockenen Zeit das Wasser nicht fehlen. Die Umpflanzung erfolgt nach einem bis $1\frac{1}{2}$ Jahren, doch kann man sie, stehen die Pflänzchen nur genügend weit auseinander, also etwa 50—60 cm von einander, auch später noch mit Erfolg vornehmen. Das scheint mir besonders wichtig zu sein, denn es ergiebt die Möglichkeit, daß wir eine große Menge solcher Pflänzchen, auch solche vielleicht, die schon ins freie Land gepflanzt worden sind, in Sansibar und Pemba aufkaufen und dann, falls nur die Wurzeln beim Transport gegen Licht und Austrocknung ausreichend geschützt werden, auf dem Festlande wieder einpflanzen können. Diese Art der Anpflanzung würde in jedem Fall der durch Aussaat vorzuziehen sein, selbst wenn wir — was bei der beginnenden Besorgnis der Araber für die Fortführung der Nelken-Kultur gar nicht der Fall sein dürfte — die Pflänzchen mit sehr hohen Preisen bezahlen müßten. Selbstverständlich ist außerordentlich fleißiges, mindestens täglich dreimaliges und in der Trockenzeit viermaliges Begießen der frisch gesetzten Bäumchen unbedingte Erfordernis für ihr Fortkommen, während eine Beschattung nicht erforderlich ist. Eine zweite wichtige Bedingung ist die Einstutzung sämtlicher Zweige und des Hauptstammes selbst, die um so gründlicher erfolgen muß, je älter das Bäumchen ist. Ohne diese Vorsicht würden die meisten Bäumchen zu Grunde gehen. Sind die ersten neuen Triebe erschienen, so darf man das vielmalige Begießen der Pflanzen einstellen, und es auf ein einmaliges am Tage beschränken. Auch das kann wegfallen, wenn der Baum erst seine Wurzeln etwas tiefer in die Erde getrieben hat. Um ihm das zu erleichtern, wird man, wie bei allen

Pfahlwurzeln gut thun, vor der Einpflanzung ein möglichst tiefes Pflanzloch zu graben und dieses mit guter, durch Beimischung organischer Theile (Compost, Mist, Gras, Unkraut) locker gemachter Erde anzufüllen. Der Nelkenbaum trägt 6 Jahre nach der Aussaat, welche Zeit sich, hat man die Anpflanzung von Pflänzchen gewählt, natürlich entsprechend verkürzt.

Wenn demnach aus wirthschaftlichen Gründen, im Hinblick auf die Zukunft, der Anbau von Nelkenbäumen in Deutsch-Ostafrika durchaus vortheilhaft scheint, so bleibt doch die Frage noch offen, ob es aus technischen Gründen möglich ist. Mit Thatsachen läßt sich hierauf leider keine Antwort geben, da Versuche in dieser Richtung noch nicht gemacht worden sind. Doch glaube ich, daß die Aehnlichkeit des Klimas und des Bodens dem Anbau ein günstiges Prognostikon stellen. Die Nelkenbäume werden in Sansibar in der Nähe der Küste in dem nördlich der Hauptstadt gelegenen Theil der Insel, auf jenem rothen schwachlehmigen Sande angepflanzt, der sich auch in Tangaland in der Jura-Kalkzone findet. Mich dünkt, daß die fruchtbaren Umgebungen der Tangatabucht und die mehr südlich gelegenen gleich fruchtbaren Gebiete, wo jener rothe Boden ganz nahe an die Küste herantritt, die für den Nelkenbau geeigneten Flecke sind.

Sehr wahrscheinlich sind auch die der Tangaküste vorgelagerten Erhebungen des Korallenrißs, die Insel Kirui, die Halbinsel Boma, und die Inseln Kwale, Uenge und Yambe (die der Mtangata-Bucht vorgelagerten Inseln stehen zur Fluthzeit unter Wasser) für den Nelkenbau vortrefflich geeignet. Ich selbst habe sie nicht gesehen, aber Baumann berichtet von ihnen, sie hätten schönen rothen Boden, der meist mit dichter Buschwildnis, stellenweise sogar mit Urwald bedeckt sei. Ein Mangel allerdings ist ihnen allen gemeinsam: sie entbehren vollständig des süßen Wassers; die wenigen Bewohner der Inseln müssen sich dieses in Canos von dem gegenüberliegenden Festlande holen. Europäer werden sich also in Person dort kaum niederlassen können, sondern die Pflanzungen unter eingeborene Aufseher zu stellen haben.

Der verhältnißmäßig geringe Umfang, welchen das für die großen tropischen Kulturen geeignete Terrain in Ostafrika besitzt, macht es uns zur Pflicht, Versuche anzustellen, ob nicht auch die weniger fruchtbaren und trockneren Striche durch Anpflanzung der für solche Verhältnisse passenden und lohnende Erträge abwerfenden Gewächse der Kultur zu unterwerfen gehen. Quietismus wäre es, wollte man solchem Beginnen entgegenhalten: Laßt uns doch erst einmal die fruchtbaren Gegenden in Angriff nehmen; hier haben wir vorläufig ja genug zu wirthschaften, wozu sich also mit den Steppen und steppenähnlichen Gebieten plagen. Dieser Einwurf wäre berechtigt, wenn jene kultivationschwierigen Gebiete nur im fernen Innern lägen, da sie aber bis fast unmittelbar an die Küste heranreichen, so erscheint es durchaus nicht aussichtslos, daß diese leichte Verbindung mit dem Weltmarkt die Produktion einer Steppenpflanze weit einträglicher macht, als die von Baumwolle und Tabak, Kaffee und Kakao. Es ist das eben einfach eine Sache des Versuches und der Ertragsberechnung; von der Schwelle weg dergleichen Vorschläge abzuweisen, bringt nur die schlafmüzigste Philisterei oder ein allen frischen Unternehmungsggeist ertödtender Kritizismus fertig.

Aus dem reichen Katalog von Wüsten- und für die Steppen ge-

eigneten Pflanzen, den Semler im dritten Band seiner tropischen Agrikultur zusammengestellt hat, verdienen meiner Ansicht nach drei Pflanzen besondere Beachtung in unserer Kolonie, ohne daß damit die probeweise Anpflanzung anderer zurückgewiesen werden soll: Die Spartopflanze (*Stipa tenacissima*) die Sisalagave (*Agave sisalana*) und die Gerberakazie (*Acacia decurrens* und *Apycnantha*). Das Spartogras, auch Atocha oder Alfa genannt, wird in Nordafrika und Südeuropa auf trockenem, womöglich kalkhaltigem Boden in lufttrockenen, selbst auch in fast wüstenartigen Gegenden in großen Mengen gepflanzt oder eigentlich nur gewonnen, da bei der Leichtigkeit, mit der sich die Pflanze von selbst fortpflanzt, ein eigentlicher Anbau nicht stattfindet. Die Erntebereitung ist eine äußerst einfache, da wohl nur ein Trocknen der Grasbüschel erforderlich ist. Nur an der Küste werden sie in Seewasser gelegt und sodann geklopft, was das Produkt geschmeidiger macht. Eine Anwendung von Maschinen scheint nicht nothwendig zu sein. Die ausgedehnteste Verwendung findet das Gras in der Papierfabrikation. Nach England werden zu diesem Zweck gegen 200 Millionen Kilo jährlich geschickt. Durch seine Anpflanzung in Ostafrika würden wir also einer unserer bedeutendsten Industrien ein billiges und brauchbares Rohmaterial schaffen, für deren Bedarf an solchen die auf dem Weltmarkt vorhandenen Stoffe von Jahr zu Jahr immer ungenügender werden. Hat doch bereits eine Papierfabrik angefangen, in Deutsch-Ostafrika die Rinden des Affenbrodbaums behufs Beschaffung eines solchen Rohmaterials aufkaufen zu lassen.

Die *Agave sisalana* wird in Mexiko, namentlich auf der unfruchtbaren, trockenen Halbinsel Yucatan in verschiedenen Spielarten angepflanzt, von denen die Chelem genannte sich für Ostafrika wohl am meisten empfehlen dürfte. Während gegenüber dem Spartogras noch immer der Zweifel gestattet ist, ob diese subtropische Pflanze auch die stärkere Besonnung erträgt und in dieser ein dem nordafrikanisch-spanischen gleichwerthiges Produkt erzeugt, ist bei der Agave als einer echten Tropenpflanze dieser Zweifel ausgeschlossen. Auch die sonstigen Verhältnisse, unter denen sie in Mexiko gedeiht, machen es wahrscheinlich, daß sie in unseren Steppen, von denen zunächst das der Landschaft Bondei vorgelagerte, von der Eisenbahn Tanga-Korogwe zu durchschneidende Gebiet in Frage käme, ihr Gedeihen finden würde. Nach Semler ist die Fortpflanzung durch Schößlinge, welche natürlich erst aus Mexiko zu beschaffen wären, der durch Samen vorzuziehen. Im dritten Jahre nach der Anpflanzung beginnt die Ertragsfähigkeit. In jedem Jahre werden dreimal 7—10 Blätter abgeschnitten, welche zusammen $\frac{3}{4}$ —1 kg Fasern liefern. Die Gewinnung dieser geschieht entweder in primitiver Weise mit der Hand oder in neuerer Zeit mit Maschinen. Natürlich könnte bei einer Einführung der Kultur in Ostafrika nur an letztere Methode gedacht werden, einmal, weil dem Eingeborenen die Gewinnung durch Handarbeit vielleicht nur schwer beizubringen wäre, hauptsächlich aber, weil man von vornherein darauf ausgehen müßte, ein möglichst gutes, konkurrenzfähiges Produkt auf den Weltmarkt zu bringen. Verwendung findet dasselbe, Sisalhant genannt, theils zu Seilerwerken, theils zur Papierfabrikation. Der Rohertrag eines Hektars, auf welchem 1600 Pflanzen angepflanzt werden können, soll sich auf 12 bis 16 Hundner belaufen,

was bei einem Preise von ungefähr 0,50 Mk. für das Kilo, den beträchtlichen Werth von 600 bis 800 Mk. per Hektar repräsentiren würde.

Die Produktionskosten sind deswegen nicht sehr hohe, weil einmal in dem Steppenland die Unkrautvertilgung bei weitem nicht so viel Arbeit erfordert, als in fruchtbaren Gebieten, und weil zweitens die Agave ein perennirendes und sich außerdem leicht fortpflanzendes Gewächs ist. Zwölf Jahre lang läßt sich dieselbe Pflanze abernten; ist sie im Absterben, so läßt man einen der zahlreichen Schößlinge an Ort und Stelle auswachsen. Auf diese Weise soll man ein halbes Jahrhundert lang an gleichem Ort Ernten gewinnen können. Größere Kosten würde die von Semler als Schutz gegen Wild für unbedingt nöthig gehaltene Umzäunung verursachen. Uebrigens hat man in dem von den Eingeborenen Bikonge genannten Stachelgewächs des Mtulumusi-Kalkgebirges ein vortreffliches Heckenmaterial, mit welchem sich auf billige Weise eine ebenso undurchdringliche Umzäunung herstellen läßt, als sie der Stacheldraht liefert.

Daß die Gerberakazien, welche die gerbstoffhaltigen Mimosaerinden liefern, in den ostafrikanischen Steppen gut gedeihen würden, ist keine Frage, da sie ausgesprochene Wüstenpflanzen sind, die mit einem ganz geringwerthigen Boden und sehr kleinen Feuchtigkeitsmengen vorlieb nehmen und selbst unter den heißesten Sonnenstrahlen noch ihr Gedeihen finden. Es ist leicht möglich, daß die schon vorhandenen in der Nyika vorkommenden Akazienarten gerbstoffhaltige Rinden liefern, allein es ist fraglich, ob der in ihnen sich findende Gerbsäuregehalt eine rentable Ausbeutung dieses Naturprodukts gestattet. Hat die chemische Untersuchung aber erwiesen, daß das nicht der Fall ist, so thäte man sicherlich besser, in geordneten, zusammenhängenden Pflanzungen die gerbstoffreiche Goldakazie, deren Rinde 41,6—45 pSt. oder die rascher und zu einem stärkeren Baume wachsende schwarze Akazie, deren Rinde 34—41,4 pSt. Gerbsäure enthält, anzubauen, statt sich auf die Anregung zu Sammlungen vorhandener, gerbstoffarmer Rinden durch die Eingeborenen zu beschränken.*)

Der große Mangel an brauchbarem Bau- und Werkholz namentlich in den küstennahen Gebieten legt die Frage nahe, ob es nicht lohnend wäre, diesem Uebelstand, der sich mit der fortschreitenden Kolonisation immer fühlbarer machen wird, durch Anpflanzung tauglicher Bäume abzuhelpfen. Natürlich wird man, um diesen Gedanken zum Leben zu erwecken, erst wieder ein dichtes Dornendickicht aus Quietismus und Doktrinismus zu durchhauen haben. Sicherlich hat der Gedanke, Bäume in einer Kolonie zu pflanzen, bei den landläufigen Vorstellungen vom überschwenglichen Naturreichtum der Tropenländer, für Manche etwas ungeheuerliches, und sicherlich wird es wenig Kapitalisten geben, die für ein so weitausschauendes Unternehmen ihr Geld werden hergeben wollen. Aber auch hier ist die Entscheidung der Frage wieder eine Sache des Versuchs und der Berechnung. Ich glaube nun einen Baum zum Anbau vorzuschlagen zu können, der in überraschender Weise alle diejenigen Eigen-

*) Man sollte mit den drei genannten Trockenpflanzen doch auch in Südwest-Afrika Anbauversuche machen. Man würde, falls sie gelingen, dann dort ein hochwerthiges Weltmarktprodukt erzeugen können, das eine ungleich dichtere Besiedelung unserer Kolonie gestattete, als die Viehzucht, ganz zu schweigen vom Getreidebau, der doch immer nur einige Hundert Kolonisten dort wird ernähren können.

schaften in sich vereinigt, die ihn für unsern Zweck außerordentlich geeignet machen. Das ist die brasilianische Ceder (*Cedrela brasiliensis* Mart.) ein der Familie der Meliaceen angehöriger, mit dem, seines Holzes halber berühmten, aber ungleich langsamer wachsenden Mahagonibaum (*Swietenia Mahagoni*) nahe verwandter Laubholzbaum, der mit der Ceder des Libanon keinerlei Verwandtschaft hat. Dieser Baum, welchen ich gewöhnlich in einer Dicke von $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Meter im Durchmesser und in einer Höhe von 10—15 Metern gesehen habe, der aber in noch weit größeren Dimensionen vorkommen soll, hat ein ausgezeichnet schönes hellrothes Holz, das in Sao Paulo (Brasilien) sowohl zu Zimmermannsarbeiten im Innern der Häuser als auch zu Tischlerarbeiten deswegen mit großer Vorliebe benutzt wird, weil es ungemein leicht ist — sein specifisches Gewicht beträgt nur 0,437 — sich sehr leicht bearbeiten läßt, insbesondere nicht „reißt“, sehr wenig schwindet, und den Möbeln ein ungemein gefälliges Aussehen verleiht.

Diese vorzüglichen Eigenschaften, die es alle mit dem Holz des Mahagonibaums gemein hat, erklären auch den hohen Preis, den das Cederholz in Sao Paulo hat. In rohen Blöcken kostet hier der Kubikmeter 36 Milreis (ca. 72 Mark), während sonst die am meisten verarbeiteten Werkhölzer nur 20—25 Milreis erzielen.

Die Eigenschaften nun, welche eine Anpflanzung der Ceder als besonders leicht erscheinen lassen, sind: Erstaunlich sicheres Anwachsen von Stecklingen, Anspruchslosigkeit in Bezug auf Boden und Luftfeuchtigkeit und schnelles Wachstum, alles Eigenschaften, welche die ungemein starke Triebkraft dieses Gewächses beweisen. Geradezu unglaublich klingen die Thatfachen, welche die an erster Stelle angeführte Eigenthümlichkeit beweisen. Jedes Stück selbst mehrfach gespaltenen Cedernholzes treibt, wenn es nur noch ein bischen Rinde hat, im Boden wieder Wurzeln. Junge Bäumchen in der trockensten Zeit gepflanzt, gehen trotzdem mit Sicherheit auf. Ja es ist vorgekommen, daß quer über einen Bach gelegte Stämme, an ihren Berührungspunkten mit der Erde Wurzel getrieben und in der ganzen Länge des Stammes Seitenäste hervorgebracht haben, die ein natürliches Geländer dieser Brücke bildeten.

Zweifelsohne läßt sich der Baum auch aus Samen ziehen, welche Art der Fortpflanzung für die ersten Anlagen von Cedernwäldern in Ostafrika wohl am rathsamsten wäre. Nicht destoweniger sollte man auch versuchen, ob sich nicht die Triebkraft der Aeste so lange erhalten ließe, daß die Fortpflanzung auch auf diesem Wege probiert werden könnte. Ich glaube, daß sich die Küstenzone von ganz Ostafrika und auch die Thonschiefer- und Surakalkzone von Tangaland und Usagua zum Anbau von Cedern eignen würden.

Die Anlage von Cedernwäldungen hätte aber noch andere mittelbare Vortheile. Man könnte innerhalb derselben Pflanzungen von Schattengewächsen, insbesondere von gewissen Kautschuckpflanzen und unter Umständen von Vanille anlegen, deren Anlage sonst bei dem geringen Waldbestande in den küstennahen Gebieten ohne künstliche Beschattung meistens unmöglich ist.

Ferner glaube ich, daß ausgedehnte Cedernwäldungen die Feuchtigkeitsverhältnisse einer Gegend bedeutend verbessern würden. Das reichlich nieder-

fallende und schnell vermodernde Cedernlaub würde der Bodenoberfläche allmählich den schwammartigen Charakter des Waldbodens verleihen, der eine große Menge Regenwassers sich aufspeichern, allmählich in tiefe Schichten sickern und, wo die Gelegenheit vorhanden ist, zu Tage treten läßt. In welligem Terrain glaube ich daher sicher, daß größere Cedernwaldungen die Periodizität dortiger Flüsse — wie z. B. des Msangasi in Uegua aufheben und sie in ständige verwandeln würde. Dieser Vorgang der Wassersammlung ist meines Wissens nach dem heutigen Stand der Wissenschaft der einzige sicher nachweisbare Einfluß der Wälder auf das Klima. Doch nimmt man wohl an, daß auch andere noch vorhanden sind, deren genaue Kenntniß uns sich bisher entzogen hat; denn die Thatsache dieses günstigen Einflusses im allgemeinen steht ja unbestreitbar fest. Sie allein genügt, um die Anpflanzung von Cedernwaldungen in Ostafrika als eine großartige Kulturaufgabe erscheinen zu lassen, die in ihrer ganzen Größe zu überwältigen, allerdings wohl nur das Reich selbst im Stande wäre. Je ausgebehnter die Waldungen angelegt würden, desto mächtiger wäre natürlich ihr Einfluß auf das Klima, den unsere Enkel erst in ihrem vollen Umfange würdigen könnten. Nichts aber steht einer solchen großartigen Ausdehnung entgegen. Die Fortpflanzungsfähigkeit mittelst Stecklingen ist eine unbegrenzte, Land zur Aufnahme derselben ist in ungemessener Fülle da, denn auch die Steppen würden, namentlich wenn die Anpflanzungen aus den fruchtbaren Gegenden gegen diese allmählich mehr und mehr vorgeschoben werden würden, zum Anbau der Cedern sich eignen, und für den Absatz des Holzes brauchte wahrlich nicht gesorgt zu werden, da ein Holz von so hohem Werth nach allen Theilen der Erde hin mit Vortheil versandt werden könnte.

Von den beiden oben angeführten Schattenpflanzen verdienen insbesondere die Kautschuk liefernden Lianen ins Auge gefaßt zu werden, da nach diesem Artikel eine stets wachsende Nachfrage herrscht, die durch die bloße Einsammelungsarbeit von Jahr zu Jahr weniger und bis jetzt auch durchaus noch nicht durch die indischen Pflanzungen befriedigt wird. Bedenkt man weiter, daß die Einsammlung meist mit roher Vernichtung der Pflanzen verbunden ist, und daß die Gewinnungsmethoden noch so unvollkommen sind, und wegen der Einsammlung in Wäldern es auch sein müssen, daß der Kautschuk vielfach mit allerhand Fremdkörpern verunreinigt, fast immer aber sehr schlecht präparirt in den Handel kommt, so wird man die großen Vortheile, die eine rationelle Kultur und Gewinnungsmethode bietet, leicht einsehen. Neben zahllosen verunglückten Kulturversuchen mit verschiedenen Kautschuklianen, können die in Indien und Ceylon mit der Anpflanzung von *Manihot Glaziovii* (eines Verwandten des Mandiok) gemachten Versuche als durchaus geglückt gelten. Auch für Ostafrika wäre gerade diese Liane besonders geeignet, da sie, gemäß den Bedingungen, die sie in ihrer Heimat, dem brasilianischen Staate Ceara vorfindet, äußerst anspruchslos sowohl in Beziehung auf den Boden, wie auf ihr Feuchtigkeitsbedürfnis ist. Sie scheint uns darum die gegebene Pflanze für die Anpflanzung in den Cedernwäldern zu sein, da man ja auch diese auf unfruchtbarem und trockenem Boden mit Erfolg anlegen kann. Nach den in Ceylon gemachten Erfahrungen empfiehlt es sich erst im fünften Jahre nach der Anpflanzung mit der

Ausbeutung zu beginnen. Semler giebt an, daß von dieser Zeit an jede Pflanze 1 Pfund engl. Kautschuk liefert, ein Hektar also bei einer Pflanzweite von 12 Fuß 750 Pfund, die mit 1500 Mark bezahlt werden. Da die Kulturkosten auf ein Drittel des Erntewerthes veranschlagt werden, so ergäbe der Hektar einen Reingewinn von 1000 Mark.

Nicht so zweifellos liegen die Chancen für den Anbau von Vanille. Was zunächst die technische Seite betrifft, so erfordert die Vanille zwar als parasitäre Pflanze keinen fruchtbaren Boden, wohl aber viel Feuchtigkeit. Sie könnte in den projektierten Cedernwäldern daher nur dort angepflanzt werden, wo die Möglichkeit, die Pflanzen zu begießen vorliegt. Für rationeller würde ich es daher halten, die Vanille in den Galeriewäldern des Mikulumusi und des Sigi anzupflanzen, wo sie sicherlich die allergünstigsten Bedingungen für ihr Gedeihen finden. Man würde dann natürlich nur das Unterholz des Waldes weghauen, die Bäume aber stehen lassen, und zwischen diesen, wo sie zu weit auseinander stehen, um genügende Stützen für die Ranken zu haben, lebende Spaliere ziehen. Das hätte das Gute, daß diese Galeriewälder vor der Vernichtung geschont werden, und jedes Stückchen Wald, das wir in Ostafrika stehen lassen können, bildet einen Schatz für das Land. Ungleich schwieriger ist die wirtschaftliche Frage nach der voraussichtlichen Rentabilität der Vanillekultur zu beantworten. Bekanntlich hat man seit einigen Jahren das in der Vanille enthaltene Vanillin aus verschiedenen Produkten des Pflanzenreichs künstlich hergestellt und die Herstellung desselben aus dem Saft von Coniferen und aus Nelkenöl fabrikmäßig zu betreiben begonnen. Ich habe mir nun bei einem Schokoladenfabrikanten und einem Vanille-Importeur über die Concurrenz, die das Vanillin der Vanille macht und über die Aussichten der letzteren Auskunft erbeten und bin von diesen Herren in freundlicher Weise hierüber wie folgt unterrichtet worden.

Nach Ansicht des Ersteren gebrauchen die deutschen Schokoladenfabrikanten gegenwärtig in überwiegenden Mengen das Vanillin, da das Aroma dieses Fabrikats dem des Naturprodukts vollkommen gleichwerthig, insbesondere ebenso beständig sein soll — was letzteres der Importeur bestreitet. Im Haushalt dagegen habe sich das Vanillin noch nicht allgemeinen Eingang verschafft, da es hier gegen das Vorurtheil der Frauen anzukämpfen habe, wohl auch in seiner Verwendung nicht so einfach zu handhaben sei, als die Vanille. In Frankreich habe bis vor kurzem das nationale Vorurtheil gegen das deutsche Fabrikat die Concurrenz desselben gegen das Produkt der französischen Kolonien fast ganz ausgeschlossen, seitdem aber die bedeutendste deutsche Vanillinfabrik, Haarmann und Reimer, in Frankreich eine Fabrik errichtet habe, hat sich das Fabrikat auch dort eingeführt.

Die immer steigende Concurrenz, die es der Vanille macht, spricht sich am deutlichsten im Preisfall der letzteren aus. Während vor Erfindung des Vanillin die Vanille manchmal einen Preis von 200 Mark pro Kilo erzielte, kostete Anfang 1890 das Kilo Vanille bis 36 Mark und im Jahr 1891 20—24 Mark. Dieser Preisfall wird natürlich seine Grenze finden in dem Preise des Vanillin selbst, ist dieser erreicht so hört natürlich auch die Concurrenz des Vanillins gegen die Vanille auf. Der Fabrikant glaubt, daß dies eintreten würde, wenn das Kilo Vanille 10 M.

der Importeur, wenn es 12 M. kostet. Demnach muß sich also der Vanillepflanze die Frage vorlegen, ob sein Unternehmen bei einem Vanillepreis von 10—12 Mark für das Kilo noch Gewinn abwirft oder nicht, denn unter den geschilderten Umständen ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Preis dieses Produktes noch einmal diesen tiefen Stand erreicht.

Von den alljährlich neu zu pflanzenden Gewächsen kommen in erster Linie natürlich Taback und Baumwolle in Betracht.

Bezüglich des Tabacks brauchen Vorschläge nicht gemacht zu werden, da die Kultur desselben ja bereits vielfach in Angriff genommen ist. Es sei hier nur die während des Drucks dieser Arbeit mir mitgetheilte Thatsache erwähnt, daß die von der deutsch-ostafrikanischen Plantagengesellschaft eingesandte Tabacksprobe von ausgezeichneter Qualität sein, und die Hoffnung, im ostafrikanischen Taback ein dem Sumatra-Deckblatt gleichwerthiges Produkt zu erzielen, von der Wirklichkeit sogar noch übertroffen sein soll.

Auch die Baumwollkultur scheint in Ostafrika ganz günstige Ausichten zu bieten, da neueren Zeitungsnachrichten zufolge die in Kikotwe, gegenüber Pangani, von der D. D. A. G. unlängst erzielte Ernte sehr befriedigend ausgefallen sein soll.

Zum Baumwollbau werden sich in erster Linie die Flußschwemmhäler eignen, die allerdings beim Mfulumusi und Sigi leider nur eine sehr geringe Ausdehnung haben. Ein weit größeres Areal dagegen bietet das Panganithal bis etwas unterhalb Korogwe, von wo an es anfängt, einen steppenähnlichen Charakter zu erhalten. Auch der bessere rothe Sandboden des Vorlandes wird sich gut zum Baumwollbau eignen. Sehr zu wünschen wäre, daß wir in Ostafrika eine ebenso gute Qualität der hochwerthigen Sea-Island-Baumwolle gewinnen würden, wie in unsern Südfreeschuzgebieten, da wir dann mit Sicherheit auf eine große Rentabilität der Baumwollkultur rechnen könnten. Bei Anpflanzung minderwerthiger Sorten — Die D. D. A. G. hatte anfangs merkwürdiger Weise mit Texasbaumwolle, eine der geringwerthigsten Qualitäten, Versuche gemacht, bloß weil es ein Texaspflanze war, der sie anstellte — dürfte meines Erachtens die Concurrenz mit Nordamerika und Ostindien kaum zu bestehen sein, weil uns in Ostafrika ohne jeden Zweifel nicht der gleich fruchtbare Boden zur Verfügung steht, wie den Pflanzern jener Länder, und wir daher außer Stande sein würden, den durch die Minderwerthigkeit des Produktes bedingten Gewinnausfall durch große Erntemengen zu decken. Jedenfalls aber muß das hervorgehoben werden, daß eine Rentabilität dieser Kultur nur dann zu erwarten ist, wenn sie in durchaus intensiver Weise betrieben wird. Ohne Anwendung von Pflug und Egge insbesondere dürfen wir, bei dem gegenüber andern Tropenländern ziemlich hohen ostafrikanischen Tagelohn, einen wirthschaftlichen Erfolg von dem Baumwollbau nicht erwarten. Selbstverständlich ist es, daß zur Erntebereitung von vorneherein die besten Maschinen Verwendung finden müssen, da wir nur dann hoffen dürfen, das Produkt sofort auf den Weltmarkt gut einzuführen.

Von den Delppflanzen gedeihen Sesam, Erdnuß, sowie die Kokospalmen ausgezeichnet, allein es ist fraglich, ob ihr Anbau in Anbetracht

der gesunkenen Preise für alle Oelprodukte den europäischen Pflanzern empfohlen werden soll. Als Zwischenfrüchte kultivirt, dürften sie jedenfalls noch lohnende Erträge abwerfen, und zwar insbesondere die Kokospalme, wenn sie, wie, an der Südsee zwischen Baumwollfelder angepflanzt wird. Es scheint auch nicht ausgeschlossen, daß trotz steigender Produktion von Kokospalmen die Preise für Kopra sich wieder heben werden, wenn erst die aus ihr gewonnenen neueren Fabrikate, vornehmlich die Kokosbutter, einen größeren Absatz sich errungen haben werden, als sie ihn jetzt haben. In neuester Zeit hat man auch den Anbau einer in Ostafrika einheimischen Pflanze der *Telfairia pedata* empfohlen, und es wäre höchst erfreulich, wenn solche Versuche angestellt würden. Vom Anbau des Rizinusbaumes ist dagegen durchaus abzurathen, da die beschränkte Verwerthung jenes Produktes dem seit einigen Jahren gleichfalls sehr gesunkenen Preis desselben kaum jemals wieder in die Höhe zu gehen gestatten wird.

Von andern Tropengewächsen möchte ich als solche, die, weil sie zugleich ein großes Feuchtigkeitsbedürfniß haben, insbesondere hohe Anforderungen an Luftfeuchtigkeit stellen, und ein heißes, gleichmäßiges Klima verlangen, weder in den zu lufttrocknen Ebenen, noch auf den zu kühlen Gebirgen Ostafrikas ihr Gedeihen finden würden, folgende hervorheben. Schwarzer Pfeffer (*piper nigrum*) dessen Anbau übrigens ein Lieblingsgedanke des derzeitigen Generalvertreters der D. D. U. G. in Afrika ist, Muskatnußbaum, Piment, Jute, Ramie, Indigo und wohl auch Ceylon-Zimmt (*Cinnanomum zeylanicum*), während die anspruchslosere Kassiarinde zwar wohl gedeihen, aber ihrer Geringwerthigkeit halber kaum rentable Erträge liefern würde.

Der Ingwer erfordert vielleicht bei lang anhaltendem trockenem Wetter Begießungen und dürfte sich daher, wenn keine Bewässerungsanlagen möglich sind, nur für gartenbaumäßigen Anbau eignen.

Der spanische Pfeffer (*Capsicum*) wächst in der Sigisenkung wild in einer perennirenden Art mit kleinen sehr scharfen Früchten (*pilipili*). Kleinere Kapitalisten dürften bei beschränktem Anbau dieses Gewächses, das vielleicht am besten in Dörrapparaten getrocknet werden könnte, ihre Rechnung finden. Vom Anbau farbstoffgebender Pflanzen ist aus wirtschaftlichen Gründen abzurathen, da die Herstellung von Farbstoffen aus Steinkohlen allen diesen Kulturen eine auf die Dauer unerträgliche Konkurrenz macht. Nur der Orleansstrauch (*Bixa orellana*) der den rothen Farbstoff Annatto, Orellin oder Orleansroth liefert, macht hiervon eine Ausnahme, da dieser besonders zur Gelbfärbung der Butter in immer steigendem Maße verwandt wird und hierbei durch einen Steinkohlenfarbstoff nicht ersetzt werden kann. Da die Pflanze in Sansibar wachsen soll, so dürfte ein Versuch an der Küste nicht von der Hand zu weisen sein. Zur Anpflanzung in sumpfigen Gegenden sind wohl die Sago-palmen (*Sagus Rumphii*) und Eukalypten am meisten zu empfehlen, während man die Bebauung mit Reis besser den Eingeborenen überläßt, da schon die Beaufsichtigung dieses Anbaus der Gesundheit des Europäers zu gefährlich werden könnte.

2. Viehzucht.

Kaum irgend eine Thätigkeit würde das wirthschaftliche Niveau der Kolonie und zugleich die Lebensbedingungen der dort lebenden Europäer in gleich hohem Grade heben, wie der Betrieb von Viehzucht. In erster Linie müßte die Rindviehzucht ins Auge gefaßt werden. Große Gebiete unserer Kolonien sind hierfür geeignet, das Land zwischen Sigi und Mfulumusi, ganz Diogo, der Steppenstreifen vor Bondei, die Gegend am Kwa Lutindiberg, woselbst ein besonders gutes Gras wächst, das Pangani-thal, der Distrikt Makanja, die Distrikte Wugire und Kwambugu, ganz Pare und wohl auch die unteren Abhänge des Kilimandscharo und Märu-berges. Diese Viehzucht kann entweder den Zweck haben, Fleisch zu liefern und Zugthiere heranzuziehen, oder aber auch zur Milchgewinnung zu dienen. Im ersteren Fall würde eine etwas rationellere Behandlung des einheimischen Buckelviehs genügen, im letzteren müßte der Versuch gemacht werden, durch Einführung besseren Milchviehs die Rasse zu verbessern, denn die afrikanischen Kühe geben so kläglich wenig Milch, — kaum 1 Liter den Tag in den besten Zeiten — daß die Kosten ihrer Haltung in keinem Verhältniß zu dem aus der Molkerei erzielten Erträgen stehen. Man sollte daher einmal versuchen, durch Kreuzung des einheimischen Buckelviehs mit europäischen Rindern — was zoologisch möglich ist — eine zugleich milchergiebigere und gegen das Klima widerstandsfähige Mischrasse zu erzeugen. Um einen Erfolg zu erzielen und namentlich das fremde Vieh möglichst lange gesund zu erhalten, müßten die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln zum Schutze des Viehs gegen das Klima getroffen werden. Vollständig regensichere, möglichst kühle und gut zementirte Ställe, ein den heimischen Gewohnheiten möglichst angepaßtes Futter und Sorge für gutes Wasser wären unbedingte Erfordernisse. Die dadurch entstehenden größeren Ausgaben würden sich reichlich lohnen. Milch, Butter und Käse würden einen reizenden Absatz finden und hoch bezahlt werden. Natürlich ist diese Molkereiwirtschaft nur in der Nähe größerer Ortschaften denkbar. Butter allerdings ließe sich bei wachsendem Konsum auch mehr im Innern herstellen und in Blechbüchsen nach der Küste versenden und die Herstellung von Käse könnte, ohne Gefahr der Verderbniß auf dem Transport nach den Absatzmärkten, selbst noch am Kilimandscharo mit Vortheil betrieben werden. Auch die Einführung indischen Rindviehs behufs Kreuzung mit dem einheimischen würde von großem Vortheil sein. Das indische Stierriind, Gayal, soll mit anderen Rassen gekreuzt vorzügliche Milchthiere, deren Milch einen großen Fettgehalt hat, liefern, (Wohltmann pag. 421) und daß der indische Buckelochse (Zebu) sich vorzüglich zum Zuge eignet, hat man bei den von Indien nach Ostafrika eingeführten Ochsen genug Gelegenheit zu beobachten gehabt. Außerdem soll die Zeburasse leidliche Milchthiere und vorzügliche Fleischthiere liefern (u. a. D. 423), so daß die Inangriffnahme von Zebuzuchten — nicht die bloße Einführung von Zebuochsen — wohl als die nächstliegende Aufgabe auf dem Gebiete der ostafrikanischen Viehzucht zu betrachten ist.

Auch die Schweinezucht kann nicht dringend genug für unsere Kolonien empfohlen werden. Daß das Schweinefleisch für die Tropen eine unpassende Kost sei, ist bekanntlich eine ganz verkehrte Anschauung. Wer natürlich allzuviel Fett oder fettdurchwachsenes Fleisch, z. B. das

sogenannte Wellfleisch verzehrt, wird in den Tropen noch eher seiner Leber und seinem Magen schaden, als in der gemäßigten Zone, aber ein mäßiger Genuß von nicht fettem Schweinefleisch, das sogar zu den leichtverdaulichsten Fleischarten gehört, sowie von Würsten auch aus fetterem Fleisch kann niemals schaden. Ganz besonders wichtig wäre aber die Schweinehaltung wegen der Gewinnung von Fett zu Küchenzwecken, da ein solches ja in Ostafrika durchaus mangelt.

Das Halten von Ziegen, Schafen und Federvieh ist nicht so wichtig, als daß es zum Gegenstande einer besonderen wirtschaftlichen Thätigkeit seitens der Europäer gemacht werden brauchte. Das mag, soweit es den Bedarf des eigenen Haushalts übersteigt, den Eingeborenen überlassen bleiben. Nur die gelegentliche Einführung von Brahmaputrahühnern aus Indien oder der spanischen guten Eierlegerinnen wäre ganz wünschenswerth, da die einheimischen Hühnerarten nicht gerade hervorragende Eigenschaften zeigen.

Wichtiger erscheint der Versuch durch Kreuzung von Maskateseln mit eingeführten Pferdestuten Maulesel zu züchten, da diese sich bisher als die in den Tropen brauchbarsten Last-, Zug- und Reitthiere erwiesen haben. Freilich setzt das voraus, daß auch die Pferde in unserer Kolonie ihr Gedeihen finden, und ob dies der Fall ist, kann nach den bisherigen Versuchen noch nicht als entschieden gelten.

Die Eselzucht wird sich als Nothwendigkeit erweisen, wenn die von mir gemachten Vorschläge der Lastenbeförderung in Ostafrika ausgeführt werden sollen. In diesem Falle wird die Frage nach der Zähmung der afrikanischen Elephanten, deren glückliche Lösung ja sehr viele Vortheile hätte, an Wichtigkeit verlieren.

3. Der Intensitätsgrad der Landwirthschaft.

Einleitendes.

Die Inangriffnahme der Viehzucht seitens der Europäer ist die erste Voraussetzung für einen landwirthschaftlichen Betrieb, dessen Intensität sich über den niedrigen Stand der Negervirthschaft erhebt.

Wenn man sich dem Glauben hingiebt, daß wir nach dem Vorbilde anderer Kolonien in Ostafrika Jahrzehnte lang einen ungezügelten Raubbau treiben könnten, so befindet man sich dabei in einem verhängnißvollen Irrthum. Allen solchen optimistischen Vorstellungen gegenüber kann nicht scharf genug betont werden, daß das mit großer Fruchtbarkeit ausgestattete Land in Ostafrika verhältnißmäßig selten ist, daß insbesondere ein gewaltiger, von keinem Steppengebiet unterbrochener, zu irgend einer bestimmten Kultur gleichermaßen geeigneter Landkomplex nirgends in Ostafrika zu finden ist. Wollte man also dem Beispiele anderer Jungländer folgen und unter Verbrachung des zuerst bebauten Bodens alljährlich immer neue Strecken der Kultur desselben Gewächses unterwerfen, so würde man bald, wenigstens mit dem küstennahen, tauglichen Land am Ende sein. Aber auch die kulturfähigen Strecken sind nicht von so überschwänglicher Fruchtbarkeit, daß man mit ganz extensiven Bearbeitungsmethoden noch einen für die Rentabilität des Unternehmens genügenden Ertrag dem Boden entlocken könnte. Nein, es wird harte Arbeit erfordern, ehe wir etwas befriedigendes erzielen können, wir werden uns

plagen und quälen müssen, ehe es unserer höheren Kultur, unserer Intelligenz und Energie gelungen sein wird, den spröden Boden Afrikas zu reicher Produktion zu zwingen. Aber einen Trost möge man dabei nicht aus dem Auge lassen. Das in den Boden hineingesteckte Kapital steht niemals in graden Verhältnissen zu den Erträgen desselben. Während von einem gewissen Punkte an, die Erträge in geringeren Proportionen als das auf sie verwandte Kapital wachsen, steigen sie bis zu diesem Punkte in schnellerem Verhältniß. Dieser Wendepunkt wird aber selbst bei einer außerordentlichen Intensivierung des Landbaues noch lange nicht in Ostafrika erreicht sein, und darum dürfen wir hoffen, daß alles Kapital, was wir jetzt in den Boden hineinstecken, uns vielfach wieder vergolten wird.

α Pflugkultur.

Der erste Schritt auf der Bahn der Intensivierung des Landbaues wäre die Einführung der Pflugkultur. Die Möglichkeit dies zu thun hängt davon ab, daß man ein passendes Zugvieh findet. Solange man mit der Einführung fremden Viehes noch keine Erfolge erzielt hat, wird man versuchen müssen, das einheimische Rindvieh und vielleicht auch die einheimischen Esel zum Zuge anzulernen.

Ist diese wichtige Vorfrage befriedigend gelöst, so haben wir uns die Frage zu stellen, was und wo soll gepflügt werden?

Semler empfiehlt jedes Neuland, selbst wenn es mit dichtestem Urwald bestanden war, sofort pflugbar zu machen. Vor dieser Tollheit kann nicht eindringlich genug gewarnt werden. Ich bin in meinem Buch „Brasilianische Wirthschaftsbilder“ S. 41 ausführlich gegen diese Semler'sche Phantasterei zu Felde gezogen und kann mich daher hier darauf beschränken zu versichern, daß die durch die Urbarmachung des Landes entstehenden Kosten auch nicht annähernd durch den hierdurch erzielten Gewinn gedeckt werden. Erst wenn die Baumstümpfe und das dichte Wurzelgeflecht des Urwalds etwas verfault sind, lohnt es sich die Bearbeitung mit der Hacke durch die mit Pflug und Egge zu ersetzen.

Auch bei manchen Arten von Grasland dürfte die sofortige Einsetzung des Pfluges recht schwer fallen. Dort beispielsweise wo das hohe, kräftige, inde genannte Gras mit seinem ausgebreiteten, fest verfilzten Wurzelgeflecht wächst, wie im Schwemmland des Mkulumusi nahe seiner Mündung, würde die erste Bearbeitung des Landes wohl vortheilhafter mit der Hacke geschehen, man müßte denn erstens das Gras vollständig herunterbrennen können, was, wenn die einzelnen Grasbüschel nicht dicht beieinander stehen, nicht immer gut gelingt, und zweitens sehr starke Zugthiere und scharfschneidende und dauerhafte Pflüge haben. Schwerere Arbeit noch hätte dann die Egge, mit der alle die Erdklumpen, welche um die Grasbüschel sitzen, nicht zerkleinert, sondern einfach fortgeführt werden müßten, will man nicht nach kurzer Zeit eine neue dichte Grasdecke entstehen sehen. Erst nach Fortschaffung dieser nicht unbeträchtlichen Massen könnte man an die eigentliche Auflockerung des Landes herangehen.

Geringere Schwierigkeiten würde natürlich das mit kurzem Gras bewachsene Land dem Pflug entgegensetzen, und so gut wie gar keine die bereits von den Eingeborenen unter Kultur genommenen Flächen. Bei

letzteren gerade würde sich die Pflugkultur sehr vortheilhaft erweisen, einmal aus diesem Grunde und der daraus folgenden Arbeitersparnis gegenüber dem Hacksystem, dann aber auch, weil der Pflug die Nährstoffe tiefer liegender Schichten, die von der Hacke nicht berührt worden waren, nach oben bringen und dadurch den Pflanzenwurzeln zugänglich machen würde. Ganz besonders stünde ein solcher Vortheil auf lehmigen Böden zu erwarten, während der Küstensand, dessen Lockerheit auch der Handhacke schnell zu arbeiten erlaubt und den Pflanzenwurzeln ein leichtes Eindringen gestattet, sich nicht annähernd so dankbar für die Bearbeitung mit dem Pfluge zeigen würde.

Am wichtigsten wäre die Einführung des Pfluges für die Kultur der Baumwolle, die wegen der häufig nöthigen Reinigungen und Auflockerungen des Bodens bei Hackkultur kaum rentabel sein dürfte, des Sesam, welcher dann nicht mehr gesteckt, sondern, was ungleich weniger Zeit erfordert, breitwürsig ausgesäet werden könnte, der Erdnüsse, weil diese zum hineintreiben ihrer Früchte in die Erde eine sehr lockere Oberfläche des Bodens bedürfen und der Nahrungspflanzen, in deren Kultur der Europäer namentlich die mit Beamten wirthschaftenden Gesellschaften nur mit Hülfe von Pflug, Egge und Zätepflug (Kultivator) mit den Eingeborenen konkurriren wird können.

Bei der Tabackkultur kann an die Einführung der Pflugkultur nur dann gedacht werden, wenn man sich entschließt, mit Hülfe von Düngung den Taback Jahre hindurch auf dem gleichen Feld anzupflanzen, da derselbe am besten im Urwaldsboden angebaut wird, und dieser, wie oben auseinandergesetzt, in den ersten Jahren nur mit der Hacke bearbeitet werden kann.

Für die perennirenden Pflanzen ist die Pflugkultur trotz aller gegenheiligen Behauptungen Semlers nicht von der gleichen ausschlaggebenden Wichtigkeit wie für die einjährigen Gewächse, weil erstens hier bei der ersten und alleinigen Bearbeitung des Landes zur Aufnahme des Samens oder der Pflänzlinge eine Umstürzung des ganzen Bodens entschieden nicht nöthig ist und überdem doch in jedem Falle mit der Hand (oder einer Pflanzlochmaschine) Löcher gegraben werden müssen, und weil zweitens die perennirenden Pflanzen ihre Hauptnahrung in den dem Pfluge unerreichbaren Schichten des Bodens suchen. Nichts destoweniger ist das Bejäten und Auflockern des Bodens mittelst des Pfluges oder Kultivators namentlich in den ersten Jahren, wenn noch keine großen Seitenäste das nahe Heranfahen an die Pflanze hindern, dringend zu empfehlen, da diese Arbeit dadurch gründlicher und billiger verrichtet wird, als mit der Hand. Abhängig ist die Rentabilität der Kaffee- Thee- oder Kakaokultur aber keineswegs davon, da zweifelsohne auf dem größern Theil sämmtlicher auf der Erde befindlichen Pflanzungen perennirender Gewächse das Säen mittelst Handarbeit vollzogen wird.

β Düngung.

Nachdem durch mancherlei Bodenanalysen der relativ geringe Gehalt vieler tropischer Böden an mineralischen Pflanzennährstoffen und an Stickstoff festgestellt worden war und nachdem Semler an vielen Stellen seines berühmten Buches über Tropische Agrikultur die Unzulänglichkeit

der herrschenden Vorstellungen von der „unerschöpflichen Fruchtbarkeit der Tropen“ kritisch nachgewiesen hatte, machte sich in vielen Kreisen bereits eine sehr pessimistische Anschauung geltend, die den agrikulturnellen Werth tropischer Besitzthümer überhaupt stark in Zweifel zog. Es ist das große Verdienst Wohltmanns, diesem Pessimismus mit der ganzen Wucht wissenschaftlicher Beweise entgegengetreten zu sein, indem er alle diejenigen Faktoren nachwies und zusammenstellte, welche die tropische Agrikultur vor der der gemäßigten Zone bevorzugen. Diese Faktoren sind kurz zusammengefaßt folgende:

1. Die mit dem Breitengrade vollständig parallel steigende stärkere Belichtung und chemische Intensität des Lichtes vermehrt, im geraden Verhältniß zu dieser Steigerung, die Bildung von Kohlenhydraten — Stärkemehl und Zucker — und von Del in den Pflanzen, welche die Elemente zu diesen Bildungen (Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff) bekanntlich ganz allein der Atmosphäre entnehmen.

2. In Folge der lebhafteren Zersetzungsprozesse, hervorgerufen durch größere Feuchtigkeit und Wärme, enthält die Atmosphäre der Tropen größere Mengen von Ammoniak und wahrscheinlich auch von Kohlenensäure, welche beide theils direkt theils indirekt das Pflanzenwachsthum befördern.

3. In Folge der häufigeren elektrischen Entladungen in den Tropen sind die aus den Elementen der Luft durch den elektrischen Schlag sich bildenden und von den Pflanzen leicht assimilirbaren Stickstoffverbindungen in größerem Umfang vorhanden als in der gemäßigten Zone.

4. Auch der Gehalt an Ozon, welches die Ueberführung des Ammoniak der Luft in salpetrige Säure begünstigt, ist in den Tropen, einmal in Folge der häufigeren Gewitter, dann auch durch die Verdunstung großer Wassermassen und die Verstäubung der heftig niederfallenden Regengüsse wahrscheinlich größer, als bei uns.

5. Die größeren Wassermassen, die in den Tropen fallen, führen der Erde in größeren Mengen die in der Luft vorhandenen Pflanzennährstoffe (Salpetersäure, Ammoniak, Kohlenensäure) zu, deren Prozentsatz in der Zusammensetzung der Luft an und für sich schon (nach Punkt 2, 3 und 4) ein größerer ist als bei uns.

6. Da mit steigender Temperatur die Luft entsprechend größere Wassermengen in Gasform in sich aufnehmen kann, ist der Gehalt an Wassergas in den Tropen ein weit größerer als bei uns. Das hat zur Folge einmal eine größere Gleichmäßigkeit der Temperatur, zweitens einen stärkeren Niederschlag von Thau auch in den trockenen Jahreszeiten, und drittens eine Verminderung der Verdunstung des Pflanzenwassers und damit ein Zurückhalten des zur Bildung von Kohlenhydraten nothwendigen Wassers in den Zellgeweben.

Alle diese Thatsachen, nebst dem Umstande, daß die günstigen Wirkungen des Humus in den Tropen theilweise überflüssig sind, theilweise, wie die Erhöhung der Absorptionsfähigkeit des Bodens oft durch den hohen Gehalt desselben an Eisenhydroxyd ersetzt werden, läßt die von Liebig aufgestellte Theorie, wonach dem Ackerboden ausschließlich Mäneraldünger und keinerlei Kohlenstoff- und Stickstoffverbindungen zugeführt werden brauchen, für die Tropen als im Großen und Ganzen durchaus zutreffend erscheinen.

Während Wohltmann dies ausdrücklich betont, hebt er meiner Ansicht nach zu wenig energisch die einzige mögliche Schlussfolgerung hervor, die für die Praxis der tropischen Agrikultur daraus gezogen werden muß.

Um zu dieser Schlussfolgerung zu gelangen, müssen wir eine andere agrikulturelle Thatsache herbeiziehen, die man nicht ganz glücklich als das „Gesetz des Minimums“ bezeichnet hat. Darnach nützt das Vorhandensein eines Pflanzennährstoffs dem Wachsthum der Pflanze nur insoweit, als sämtliche übrigen ihr nöthigen Nährstoffe in einem bestimmten Mengenverhältnis gleichfalls vorhanden sind; die Pflanze braucht mit anderen Worten, zu jedem Grade ihrer Entwicklung ein bestimmtes Minimum aller Pflanzennährstoffe. Aus diesem Gesetz läßt sich nun weiter folgern, daß, wenn gewisse Nährstoffe im Ueberfluß vorhanden sind, eine Vermehrung der übrigen unentbehrlichen Nährstoffe bis zu einem gewissen Grade auch eine entsprechende Steigerung des Pflanzenwachsthums hervorrufen werden.

Dieser Fall aber liegt in den meisten tropischen Gegenden vor. Hier finden wir gewöhnlich einen verhältnißmäßig geringen Vorrath an den beiden wichtigsten mineralischen Pflanzennährstoffen*), der Phosphorsäure und dem Kali, welchem Mangel, wie soeben auseinandergesetzt, ein ungeheurer Reichthum an, den Pflanzen zugänglichen Kohlenstoff- und Stickstoffverbindungen in der Luft, sowie an sonstigen das Pflanzenwachsthum befördernden Produktionsbedingungen gegenüber steht. Wenn irgendwo auf der Erde, so wird also sicherlich in den Tropen eine Düngung mit Phosphorsäure und Kali die Erträge außerordentlich steigern.

Diese Deduktion kann ich durch die von mir selbst gemachten landwirtschaftlichen Erfahrungen auch als den Thatsachen völlig entsprechend bestätigen. Ich habe die Wirkung der Düngung bei Gemüsen sowohl in der gemäßigten Zone, woselbst ich mir ein Jahrzehnte lang unbebaut liegen gebliebenes Stück Land gepachtet, urbar gemacht, und theils mit, theils ohne Düngung bebaut hatte, in dem subtropischen Brasilien, und zwar auf Urwaldsboden mit Abtritt- und Stalldünger, sowie in den Tropen, gleichfalls auf jungfräulichem Boden, mit dem von mir entdeckten Höhlenguano kennen gelernt und habe beobachtet, daß die Wirkung der Düngemittel, je näher dem Aequator, eine desto auffallendere ist. Selbstverständlich würde zu einer wissenschaftlichen Verwerthung solcher Beobachtungen eine genaue Analyse der gedüngten Böden, der Düngemittel und der geernteten Mengen gehören, allein einen gewissen Wahrscheinlichkeitsbeweis wird auch eine bloß praktische Erfahrung für sich in Anspruch nehmen dürfen.

Wollte man nun dem Rathschlage, bei allen Kulturen in den Tropen Düngungsversuche zu machen und die durch sie erzielten Ertragssteigerungen zu messen, die hundertjährige Routine anderer Tropenpflanzer entgegenstellen, so brauche ich mich in diesem Falle nicht nur mit der einfachen Bekämpfung eines solchen Quietismus aus aprioristischen Gründen zu be-

*) Der gleichfalls gewöhnlich vorhandene Mangel an Kalk, hat, nach Wohltmann nicht die gleich ungünstigen Folgen, wie bei uns, da eine der wichtigsten Funktionen des Kalks, die Aufschlebung anderer Mineralstoffe, in den Tropen zum größten Theil durch die hier ungleich stärkere Wirkung der Atmosphärien in gleicher Richtung ersetzt wird.

gnügen, sondern kann auf die zahlreichen Erfolge hinweisen, die tatsächlich in manchen Tropenkolonien bereits mit umfangreichen Düngungen gemacht worden sind. Das Buch von Semler weist genug derartige Beispiele auf, und auch in meinen „Brasilianischen Wirtschaftsbildern“ wird man an verschiedenen Stellen Beläge für meine Behauptung finden.

Die Thatsache, daß in den Tropen die Zuführung humusbildender Stoffe sowie die von stickstoffhaltigen Düngemitteln weniger nöthig ist, als die von Mineralien, sowie die geringe Entwicklung der Viehzucht und die Schwierigkeiten, mit der sie in den Tropen, vornehmlich in Ostafrika, zu kämpfen hat, verweist uns mit Nothwendigkeit auf die Frage, ob denn die Zufuhr künstlicher Mineraldünger nicht lohnend wäre.

Für eine Kultur läßt sich diese Frage, wie ich meine, mit Sicherheit bejahen, nämlich für die des Tabaks. Während nämlich anderen einjährigen Pflanzen der fortdauernde Anbau auf demselben Fleck entweder schadet oder doch nichts nützt, steht für den Tabak unzweifelhaft fest, daß er hierdurch an Qualität bedeutend gewinnt. Findet man also eine Möglichkeit, die durch den Tabak dem Acker entnommenen Nährstoffe diesem mit denselben Kosten zu ersetzen, die das Raubbausystem, also der alljährliche Wechsel der Tabakfelder verursacht, so erzielt man in Folge der Höherwerthigkeit des Produktes sicher einen erheblichen Gewinn. Ich glaube nun sogar, daß die Kosten der Düngung mit künstlichen Düngemitteln weit hinter denen des Raubbausystems zurückbleiben.

Erstere lassen sich ungefähr berechnen. Eine Tabakernte entnimmt einem Hektar durchschnittlich ungefähr einen Hundner (= 100 Kilo) Stickstoff, 115 Kilo Kali und 25 Kilo Phosphorsäure. Am wichtigsten ist der Ersatz des Kali, dessen Gegenwart den größten Einfluß auf die Qualität, insbesondere die leichte Verbrennlichkeit des Tabaks hat. Der Ersatz des Stickstoffs ist in den Tropen überhaupt nicht so wichtig, besonders aber nicht beim Tabak, da zu großer Stickstoffreichtum den Gehalt an Nikotin zu sehr vergrößert. Auch die Phosphorsäure darf nur sparsam gereicht werden, da ein Ueberfluß an solcher auf die Brennbarkeit der Blätter schlecht einwirkt. Im allgemeinen ist übrigens zu bemerken, daß ein vollständiger Ersatz der dem Boden entnommenen Nährstoffe auf Jahrzehnte hinaus nicht nöthig ist, da der Boden selbst immer noch eine Menge Nährstoffe der Pflanze bieten wird. Stutzer (Die Düngung der wichtigsten tropischen Kulturpflanzen) schlägt für einen Hektar Tabaksland folgende Düngung vor:

2 Hundner	48-prozent.	Schwefelsaures Kali	=	96 Kilo	Kali
$\frac{1}{2}$	"	40 " Doppelsuperphosphat	=	20 "	Phosphorsäure
$1\frac{1}{2}$	"	16 " Chilisalpeter	=	24 "	Stickstoff

Ich glaube nun, man thut besser, den Stickstoff nicht in Form von Chilisalpeter, sondern als Kalisalpeter zu verabreichen, einmal, weil der Nairongehalt des Chilisalpeter der Güte des Tabaks doch vielleicht Eintrag thun kann und dann, weil man im Kalisalpeter zugleich das an und für sich nothwendige Kali hat und dafür die überflüssige Schwefelsäure des schwefelsauren Kali (der billige Kainit ist wegen des Chlorgehaltes für Tabak Gift) los wird, also ganz bedeutend an todtem Gewicht spart.

Ich schlage deshalb folgende Düngung vor:

$\frac{1}{2}$	Hundner	48-prozent. Schwefelsaures Kali	= 24 Kilo Kali	} zusammen 90 Kilo Kali
$1\frac{1}{2}$	"	Kalialpeter mit 13 p. Ct. Stick-		
		stoff und 44 p. Ct. Kali	= 66 " "	
		und	= 19,5 " Stickstoff	
$\frac{1}{2}$	"	40 p. Ct. Doppelsuperphosphat	= 20 " Phosphorsäure.	
Oder auch statt dessen				
$\frac{1}{4}$	Hundner	48-prozent. Schwefelsaures Kali	. . . = 12 Kilo Kali	
$\frac{1}{2}$	"	Phosphorsaures Kali (40 p. Ct. Phosphor-		
		säure und 26 p. Ct. Kali)	. . . = 13 " "	
		und	= 20 Kilo Phosphorsäure	
$1\frac{1}{2}$	"	Kalialpeter wie oben	= 19,5 Kilo Stickstoff	
		und	= 66 " "	
				zusammen 91 Kilo Kali

Eine Düngung mit Stallmist neben der künstlichen Düngung, wie sie Stutzer befürwortet, halte ich für überflüssig.

Im Jahre 1892 war der Preis von

1	Hundner	schwefelsaurem Kali in Stafffurt . .	17,35 Mk.
1	"	phosphorsaurem Kali in Hamburg . .	40,— "
1	"	Kalialpeter in Harburg	37,— "
1	"	Chilialpeter in Hamburg	18,50 "
1	"	Doppelsuperphosphat in Hamburg	24,— "

Die Fracht bis Hamburg beträgt aus Stafffurt 0,75 Mk. und aus Harburg 0,12 Mk. für den Hundner. Phosphorsaure Salze werden stets frei an Bord Hamburg berechnet.

Die Seefracht nach Ostafrika wird, wie die von anderen ähnlichen Waaren (Salze) 30 Mk. für die Tonne, also 3 Mk. für den Hundner betragen. Als Ausladekosten in Tanga und Transportkosten von Tanga bis Bondei sind höchstens 2 Mk. für den Hundner zu rechnen, eine Summe, die nach Eröffnung der Bahn sich noch bedeutend verringern wird.

Demnach betragen die Kosten des Düngers in Bondei nach Stutzers Vorschlag (96 Kilo Kali, 20 Kilo Phosphorsäure, 24 Kilo Stickstoff):

2	Hundner	schwefelsaures Kali	. 46,20 Mk.
$\frac{1}{2}$	"	Doppelsuperphosphat	14,50 "
$1\frac{1}{2}$	"	Chilialpeter	35,25 "
			<hr/> 95,95 Mk.

Nach meinem ersten Vorschlag (90 Kilo Kali, 20 Kilo Phosphorsäure, 19,50 Kilo Stickstoff)

$\frac{1}{2}$	Hundner	schwefelsaures Kali	. 11,55 Mk.
$1\frac{1}{2}$	"	Kalialpeter	63,18 "
$\frac{1}{2}$	"	Doppelsuperphosphat	14,50 "
			<hr/> 89,23 Mk.

Nach meinem zweiten Vorschlag (91 Kilo Kali, 20 Kilo Phosphorsäure, 19,50 Kilo Stickstoff)

$\frac{1}{4}$	Hundner	schwefelsaures Kali	. 5,77 Mk.
$1\frac{1}{2}$	"	Kalialpeter	63,18 "
$\frac{1}{2}$	"	phosphorsaurer Kali	22,50 "
			<hr/> 91,45 Mk.

Diese letztere Düngung wird sich späterhin zweifellos als vorteilhafteste erweisen, da nach dem Urtheil von Fabrikanten der hohe Preis des phosphorsauren Kali in nicht zu langer Zeit herabgehen wird.

Ich glaube nun, daß diese Ausgaben von rund 90 Mk. für den Hektar, zu welcher höchstens noch 10 Mk. Arbeitslohn für das Ausstreuen des Düngers kämen, noch bei weitem nicht so groß sind, als die durch den Ankauf neuen Landes, die Urbarmachung, die Begearbeiten, die Bauten neuer Trockenscheunen und Arbeiterschuppen, die Erhöhung der Transportkosten bis zum Zentralplatz und zahlreiche andere durch die alljährliche Fortrückung der Tabakfelder entstehenden Kosten betragen. Rechnet man hinzu, daß bei dauernder Bearbeitung desselben Feldes nach Ablauf einiger Jahre die so außerordentlich kostensparende Pflugkultur auf dem ehemaligen Urwaldsterrain eingeführt werden kann, und daß durch diese ganze Intensivierung der Kultur nicht nur die Qualität, sondern sicher auch die Quantität der Ernten vergrößert werden würde, so dürfte über die Bortheilhaftigkeit des intensiveren Ackerbausystems in der Tabakkultur kaum noch ein Zweifel übrig bleiben. Ganz besonders aber müssen diese Ausführungen für einen so fruchtbaren Boden gelten, wie ihn Lewa besitzt. Denn bei dem natürlichen Reichthum an Mineralien würde hier die jahrzehntelange Fortführung der Tabakkultur auf demselben Fleck selbst dann mit Bortheil betrieben werden können, wenn man nur die Hälfte der oben angegebenen Düngermengen dem Acker zuführte, also nur eine Ausgabe von etwa 50 Mk. für den Hektar hierdurch entstünde. Ist erst die Pflugkultur möglich, so dürfte es sich empfehlen, gar keinen Salpeter mehr dem Boden von auswärts zuzuführen, sondern den gesammten Bedarf an Stickstoff vermittelst Anbau und Unterpflügung von Leguminosen (Gründüngung) aus der Luft zu beziehen.

Auch für die Baumwolle dürfte sich die Düngung mit Mineraldünger empfehlen. Wollte man freilich den Rathschlägen Stuzers (a. a. D. S. 101) folgen, so würden die Kosten einer solchen Düngung viel zu hoch werden. Er schlägt vor: 4 Hundner Kainit, 4 Hundner 16-prozentiges Superphosphat und 2 Hundner Chilisalpeter auf den Hektar anzuwenden. Alle drei Vorschläge sind zu verwerfen. Kainit enthält nur $12\frac{1}{2}$ Prozent Kali, im übrigen Chlor, Kochsalz und Magnesia. Alle diese Stoffe findet die Baumwollpflanze in genügender Menge im Boden vor, so daß sie ihr nicht verabreicht werden brauchen. Sie bilden also beim Transport des Kainits ein todttes Gewicht. Ebenso enthält das einfache Superphosphat in dem großen Kalkgehalt viel zu viel todttes Gewicht, da, falls sich ein Bedürfniß nach Kalddüngung herausstellen sollte, dieses weit billiger durch den an Ort und Stelle gewonnenen Kalk befriedigt werden kann. Eine Düngung mit dem theuren Salpeter endlich halte ich für unökonomisch; denn da die Baumwollkultur nicht wie der Tabak auf Urwaldsland, sondern auf Grasland zu unternehmen ist und da sie, wenn sie überhaupt rentabel sein soll, unbedingt mit dem Pfluge betrieben werden muß, so wird man dem Stickstoffbedürfniß dieser Pflanze sofort durch Gründüngung zu genügen suchen. Die Kosten der Düngung würden sich nach Stuzer, da 1 Hundner Kainit in Staßfurt 1,50 Mk. und 1 Hundner 16-prozentiges Superphosphat in Hamburg 9,60 Mk. kostet, die Transportkosten einbezogen, folgendermaßen berechnen:

8*

4	Hundner	Kainit	=	50	Kilo	Kali	. . . . .	29,—	Mk.
4	"	Superphosphat	=	64	"	Phosphorsäure	. . . . .	58,40	"
1	"	Chilisalpeter	=	32	"	Stickstoff	. . . . .	47,—	"
								zusammen	134,40	"

Gingegen möchte ich folgende neben einer Gründüngung anzuwendende künstliche Düngung empfehlen:

1	Hundner	schwefelsaures Kali	=	48	Kilo	Kali	. . . . .	23,10	Mk.
1 ^{1/2}	"	Doppelsuperphosphat	=	60	"	Phosphorsäure	. . . . .	43,50	"
								zusammen	66,60	Mk.

Oder:

1 ^{1/2}	Hundner	phosphorsaures Kali	=	60	Kilo	Phosphorsäure	=	67,50	Mk.					
								und =	39	"	Kali			
1/4	"	schwefelsaures Kali	=	12	"	"	=	5,77	"				
								zusammen	51	Kilo	Kali	zusammen	74,27	Mk.

Die durch die künstliche Düngung hervorgerufene Steigerung der Quantität und Qualität dürfte bei der Baumwolle fast ebenso groß sein, wie beim Tabak, wogegen die Kostenersparniß in Folge der Dauerwirthschaft hier nicht so groß wie dort, aber immerhin doch recht erheblich sein würde.

Ganz anders liegt die Frage der Düngung bei perennirenden Gewächsen, von denen insbesondere der Kaffee in Frage käme. Hier würden durch die Zufuhr von Nahrungstoffen Kosten nicht erspart werden, da die Kultur hier ihren Standort sowieso nicht alljährlich wechselt. Erst in späteren Jahrzehnten würde hier dieselbe Frage in der Form auftauchen, ob es räthlich sei, das Alter der Kaffeepflanzung auf demselben Plage zu verlängern oder sie weiter ins Land zu schieben. Schon jetzt darf man in Anbetracht des nicht gerade im Ueberfluß vorhandenen Kaffeelandes behaupten, daß diese Frage im ersteren Sinne wird beantwortet werden müssen.

Für die Gegenwart kann es sich nur um zweierlei handeln. Soll man versuchen, das Wachstum des jungen Kaffeebäumchens durch Düngung zu beschleunigen? Im Hinblick darauf, daß die Oberkrume des zur Verfügung stehenden Bodens schon vielfach kultivirt worden ist, glaube ich mit Bestimmtheit, daß eine Düngung mit Doppelsuperphosphat, schwefelsaurem Kali-Magnesia, etwas Kalisalpeter und reichlichen Mengen einheimischen gebrannten Kalkes der Pflanze so außerordentlich nützen würde, daß sie sicherlich in viel kürzerer Frist gegenüber den schädigenden Sonnenstrahlen und gegenüber ihren thierischen Feinden genügend erstarken — wie der Praktiker sagt: „Den Ameisen aus den Zähnen wachsen“ und vielleicht schon ein Jahr früher ihre erste Ernte hervorbringen würde, wie bei Unterlassung der Düngung. Zweitens: Soll man versuchen, die jährlichen Erträge durch alljährliche Düngung zu erhöhen? Gewiß soll man das und dann sich einfach an Parallelversuchen berechnen, wie groß diese Steigerung gewesen ist. Ein einfaches Rechenexempel wird dann darüber Aufschluß geben, ob die Düngung rentabel ist oder nicht. Nur möge man eines nicht vergessen, daß, wenn etwa die Mehrausgabe und Mehreinnahme scheinbar gegenseitig aufgehen, doch noch ein Saldo zu Gunsten der Düngung anzusehen ist. Denn diese macht den Baum

widerstandsfähiger gegen allerhand Schädlinge und Krankheiten und sichert von vornherein den Bäumen auf demselben Platze ein längeres Leben, als ihnen der Raubbau lassen würde.

7 Fruchtfolge.

Auf großen Plantagen wird man sich im wesentlichen stets auf die Hervorbringung eines einzigen Produktes beschränken, da ein jedes derselben besondere Kapitalanlagen, namentlich für die Erntebereitung, erfordert. Hier kann daher von einer Fruchtfolge keine Rede sein. Anders bei kleinen Unternehmern. Diese würden unklug thun, wollten sie ebenso handeln, da die Missernte einer einzigen Frucht, die sie ausschließlich bauen, sie viel härter trafe, als kapitalkräftige Gesellschaften, da sie ferner darauf sehen müssen, ihre Unternehmungskraft, ihr Kapital und ihren Boden so intensiv wie möglich auszunutzen und da sie für ihre Rohprodukte sich nicht eigene Maschinen anzuschaffen brauchen, sondern sie den großen Pflanzern zur Bearbeitung verkaufen können. Solche kleine Kapitalisten würden durch eine vernünftige Fruchtfolge in den Stand gesetzt, das ganze Jahr hindurch zu pflanzen und zu ernten, vorausgesetzt, daß sie zur Pflugkultur und zur Düngung übergegangen wären, sei es mit Stalldung bei Betrieb von Viehzucht, was durchaus rätlich wäre, sei es mit eingeführtem künstlichen Dünger und in jedem Falle mit gebranntem Kalk, Kompost und Gründung. Als Beispiel einer Fruchtfolge würde ich folgende vorschlagen:

1. Im Oktober-November: Aussaat von Mais, welcher von sämtlichen Kulturgewächsen am besten in jungfräulichem, eben ungebrochenem Lande gedeiht und daher auch auf der ganzen Erde als Kultivationspionier verwandt wird. Ernte im März-April.

2. Im April-Mai: Aussaat von Baumwolle und eventuell als Zwischenfrucht Erdnüsse.

Stellte es sich heraus, daß diese Zwischenkultur dem Ertrage der Baumwolle keinen erheblichen Abbruch thut, so wäre damit viel gewonnen, nämlich: erstens eine intensivere Bodenausnutzung und zweitens Ersparniß an Arbeit, da das den Boden vollständig bedeckende Erdnußkraut ein zwei- und dreimaliges Säen überflüssig machen würde. Freilich, bevor diese Bedeckung eingetreten ist, müßte der Boden stark bearbeitet werden, um den Früchten das Eindringen in den Boden zu erleichtern, welche Auflockerung der Erde natürlich auch dem Wachsthum der Baumwolle zu Gute käme. Günstig für das Zusammenpflanzen beider Gewächse erscheint ferner, daß die Erdnuß etwas weniger Zeit zur Ausreifung gebraucht, als die Baumwolle. Man kann daher zuvörderst die erstere ernten und schafft damit Raum für die später erscheinenden Baumwollpflücker. Die Erntezeit wird ungefähr in den August-September fallen.

3. September-Oktober: Aussaat von Sesam. Dezember-Januar: Ernte.

4. Januar-Februar: Aussaat von Mtama. Juli-August: Ernte.

5. Auf einem Theil des Landes: Aussaat von Sesam, auf einem anderen: Aussaat von Lupine zur Unterpflügung. August-September bis Oktober-November.

6. Auf den Sesam würde ich Bohnen folgen lassen, (wenn möglich, die brasilianischen schwarzen) die im Januar-Februar geerntet werden,

und dann das Land bis zur Ausfaat der Baumwolle brach liegen lassen. Mit dieser setzte der Turnus bei Nr. 2 wieder ein. Nach der Lupine folgt am besten der stickstoffbedürftige Mais, mit welchem der Turnus von Nr. 1 an wieder beginnt. Im übernächsten Jahre wären die Felder, die bei Nr. 5 das letzte Mal Sesam getragen hätten, nunmehr mit Lupine zu bepflanzen und umgekehrt.

Werden die Erdnüsse nicht als Zwischenfrucht der Baumwolle gepflanzt, so würde es sich empfehlen, auch das Feld Nr. 3 zu theilen und zur Hälfte mit Erdnüssen und Sesam zu bepflanzen. Ersteres würde im nächsten Jahre (bei Nr. 5) Sesam, letzteres Lupine tragen. Nicht angebracht wäre es dagegen in Nr. 5 statt des Sesams die Erdnüsse zu pflanzen, da die Aufeinanderfolge zweier stickstoffbereichernden Pflanzen (Erdnüsse und Bohnen) eine Verschwendung wäre.

δ Bewässerung.

Den ungeheuern Werth, den die künstliche Bewässerung wie in allen Gebieten mit langen Trockenzeiten so auch in Ostafrika hat, haben selbst die eingeborenen Neger erkannt. In Westusambara beim Ausfluß des Umba aus dem Gebirge und häufig in Pare haben sie die Flüsse und Bäche abzdämmen und ihre Felder mit dem abgedämmten Wasser in sehr geschickter Weise zu bewässern verstanden. Um so mehr sollten wir Europäer darauf bedacht sein, mit den Hilfsmitteln einer höheren Kultur die gleichen Zwecke zu verfolgen. Je nach den Terrainverhältnissen werden wir dabei verschiedene Methoden anzuwenden haben. Die Gegenden am Sigi und Mulumusi, namentlich das zwischen beiden Flüssen liegende Gebiet, das eine leicht gewellte Ebene darstellt, könnte meiner Ansicht nach in der Weise bewässert werden, daß das Wasser aus den Flüssen auf die Rücken der niedrigen Terrainwellen befördert und von dort — am besten nach vorheriger Sammlung in Bassins — mittelst Gräben über das etwas tiefere Land vertheilt würde. Die Hinausschaffung des Flußwassers hätte entweder durch Windmotoren, oder, wo die Flüsse etwas Gefäll haben und das Terrain auch sonst dazu geeignet ist, durch hydraulische Widder zu geschehen, das heißt durch kleine Maschinen, die mittelst der von dem Wasser selbst erzeugten Kraft dies in Schläuchen in die Höhe drücken.

Eine andere Art der Bewässerung glaube ich für das Luengerathal vorschlagen zu können. Dasselbe ist seiner ganzen Länge nach unbewohnt; die ganze Thalsohle könnte also zeitweise unter Wasser gesetzt und dadurch die dort anzubauenden Kakaobäume in ihrem Wachsthum ganz außerordentlich gefördert werden. Die Wohnungen der Unternehmer, beziehungsweise Beamten und der Arbeiter müßte an den Berghängen oder den höher liegenden Thalstufen angebracht werden. Die Ueberfluthung müßte mittelst Thalsperren erreicht werden, die durch Schleusen zu öffnen und zu schließen wären. Diese Sperren dürften nur so niedrig sein, daß die ihnen zunächst wachsenden Bäume auch bei höchster Stauung noch immer etwas aus dem Wasser hervorragen, da sie sonst der Gefahr des verfaulens ausgesetzt werden. Das geringe Gefäll des Luengera würde jedoch gestatten, daß diese Sperren stets für ein ganz beträchtliches Oberland zur Bewässerung hinreichten, so daß ihre Zahl nicht eine unverhältnis-

mäßig große zu sein brauchte. Wie vorzüglich solche Ueberschwemmungen durch den Absatz seiner Schlammtheilchen auf den Boden auch hinsichtlich der Erhöhung seiner Fruchtbarkeit wirken müßten, leuchtet von selbst ein. Nicht nur die Quantität und Qualität der Kakaovernten würde auf diese Weise in ungeheurem Umfange gesteigert werden, sondern vor allem würde auch die Möglichkeit gegeben sein, die Kakaokultur in diesem Thale ohne jedwede Unterbrechung und ohne jede Zufuhr von Dünger fort und fort zu betreiben, da die fortwährend von dem umgebenden Berge herabgeschwemmten Erdtheilchen den dauernden Ersatz der dem Boden entnommenen Nährstoffe beschaffen würden. Ich glaube kaum, daß irgend eine größere Kapitalanlage in Deutsch-Ostafrika eine so sichere Aussicht auf erhebliche Gewinne bietet, wie die Errichtung von Thalsperren im Luengerathal.

Auch die Bewässerung des Panganithals würde die Kultivirbarkeit derselben ungeheuer steigern. Allerdings ist weder das für Sigi und Mfulumusi vorgeschlagene System hier anwendbar, weil es an den meisten Stellen an Terrainwellen fehlt, auf die das Wasser zur nachherigen Vertheilung geleitet werden könnte, noch das der Thalsperren, weil der Pangani hierfür ein zu breites, tiefes und reißendes Gewässer ist. Hier dürfte also wohl nur das Durchfurchen der Thalsohle mit Kanälen, in die das Wasser durch Schöpfräder geleitet wird, am Plage sein.

Die Nyika im Norden des Landes böte sowohl zur Anbringung von Sammelbassins wie zur Auführung von Kanälen gute Gelegenheit. Die Bewässerung hätte sich hier zunächst an die Punkte anzuschließen, an denen die Usambaragewässer, vor allen der Umba selbst, aus den Gebirgen treten, und würde hier das schon durch die Eingeborenen geschaffene Kulturland allmählich immer mehr in die Steppe hinein zu erweitern haben. Möglicher Weise muß hier allerdings um die starke Wasserverdunstung vorzubeugen, zu dem etwas kostspieligen System verdeckter Gräben gegriffen werden. Vielleicht kann man auch durch Brunnengrabung hier Erfolge erzielen, da sicherlich ein großer Theil des aus Usambara kommenden Wassers in tiefere Schichten der Nyika versickert.

Ist die Bewässerung der Steppe in ausreichendem Maaße gelungen, so könnte mit der Kultur der Dattelpalmen daselbst ein Versuch gemacht werden, welche bekanntlich nach einem alten Ausspruch: „Das Haupt im Feuer, aber die Wurzeln im Wasser baden will“.

c. Gewerbe.

Eine der vielen seit Jahrhunderten in der Kolonisationstheorie eingebürgerten Dogmen ist der Glaube, es sei unter allen Umständen volkswirtschaftlich verwerflich, wenn in den Kolonien irgend welche Gewerbe getrieben würden. In früheren Zeiten hat diese Theorie vielfach dazu geführt, entweder jede gewerbliche Thätigkeit oder gewisse Gewerbe — insbesondere die Zuckerraffinerie — in den Kolonien ganz zu verbieten oder durch hohe Eingangszölle auf die Einfuhr des Gewerbecprodukts sehr zu erschweren. Sie ist aber nur dann richtig, wenn die Interessen der Kolonie als mit denen des Mutterlandes auseinanderfallend erachtet werden und man als Ziel der mütterländischen Kolonialpolitik lediglich die Ausbeutung der Kolonie durch das Mutterland ansieht und daher

die wirthschaftliche Hebung der Kolonie nur in soweit zulassen will, als dadurch zugleich die Volkswirthschaft des Mutterlandes gehoben wird. Denn das dieses sich besser steht, wenn ihm die gewinnbringende gewerbliche Thätigkeit vorbehalten und wenn es dadurch noch begünstigt wird, daß die Abnehmer ihrer Gewerbeerzeugnisse gezwungen werden, für billigen Unterhalt der gewerblichen Arbeiter und für Beschaffung billiger Rohstoffe zu sorgen, darüber kann kein Zweifel herrschen.

Ein derartiger Standpunkt ist aber, wenn überhaupt, nur solchen Kolonien gegenüber berechtigt, die, weil sie europäische Bevölkerung zu dauernder Niederlassung aufzunehmen vermögen, die Gefahr einer Losreißung oder wenigstens thatsächlichen Unabhängigmachung vom Mutterlande darbieten. Tropischen Kolonien gegenüber wird im allgemeinen der Standpunkt festzuhalten sein, daß was den dort wirthschaftenden Landsleuten zu Gute kommt, nicht nur indirekt, sondern geradenwegs auch das Mutterland bereichert, und die Frage, ob gewerbliche Thätigkeit in den Kolonien rätlich sei, wird daher ohne Rücksicht auf das Verhältnis zwischen mütterländischer und kolonialer Wirthschaft nur von dem Gesichtspunkt aus zu beurtheilen sein, ob eine solche den dortigen Kolonisten Vortheil bringt oder nicht.

Die Beantwortung dieser Frage hängt im wesentlichen von vier bis fünf Punkten ab, von der leichten Beschaffbarkeit von Roh- und Hülfsstoffen in der Kolonie, von der Möglichkeit tüchtige gewerbliche Arbeiter zu erhalten, von der leichten Beschaffbarkeit von Maschinen und billigen Betriebskräften und von der Frage, wo sich das beste Absatzgebiet für die gewerblichen Erzeugnisse befindet. *)

Bei manchen Gewerben tritt als begünstigender Umstand noch die Ersparnis an todtm Gewicht hinzu, die das Gewerbeprodukt gegenüber dem Rohstoff gestattet. Ist der bei der Bearbeitung entstehende Abfall im menschlichen Haushalt noch zu irgend etwas zu brauchen, so entscheidet hier über die Vortheilhaftigkeit des Gewerbebetriebes in der Kolonie der an vierter Stelle angeführte Punkt, ist das nicht der Fall, entweicht beispielsweise bei der Bearbeitung Wasser, wie bei der Zuckerraffinage, so ist das als ein besonderer für die Einführung des Gewerbes sprechender Umstand anzusehen.

Von etwas andern Gesichtspunkten ist die Frage zu entscheiden, ob die allererste Bearbeitung, das heißt diejenige, welche das Ernteprodukt in einen den Bedürfnissen des Absatzmarktes entsprechenden Zustand versetzt, von dem Pflanze selbst an Ort und Stelle vorgenommen soll. Hier muß das Bestreben desselben, ein marktfähiges Produkt zu liefern, alle anderen Rücksichten überwiegen, er handelt dann aber auch nicht vom Standpunkt des professionellen Gewerbsmanns, sondern von dem des Landwirths aus. Es kann darum keinem Zweifel unterliegen, daß, will der ostafrikanische Pflanze mit dem anderer Länder konkurriren, er seinen Tabak trocknen, gähren lassen und sortiren, seine Baumwolle entkörnen, seinen Kaffee enthülsen, seinen Kakao gähren und trocknen lassen und seinen Thee rösten muß. Die Kosten, welche dies Verfahren in der Kolonie

*) Man vergleiche das, was ich über die Schwierigkeiten mitgetheilt, in den südbrasilianischen Kolonien neue Gewerbe ins Leben zu rufen. Braj. Wirthschaftsbilder. S. 238.

oder im Mutterlande verursachen, kommen hier überhaupt nicht in Frage gegenüber der Gefahr, daß die unbearbeiteten Produkte auf dem Transport an Güte leiden, in jedem Falle aber in Folge des Mißtrauens gegen solche Waare einen so niedrigen Preis erzielen würden, daß die Differenz zwischen diesem und dem Preise marktfähiger Waare viel größer wäre, als die durch die Nichtbearbeitung erzielte Kostenersparnis.

Das Vorhandensein der Rohstoffe ist in jungen Ländern wohl das erste Bedingnis für die vortheilhafte Errichtung eines Gewerbes. Kommt hinzu, daß der Absatz des Produktes im Lande selbst gesucht werden kann, so werden solche Gewerbe oft schon von den Eingeborenen ergriffen. Ich erinnere an die in Tangaland betriebenen Gewerbe: das Schmiedehandwerk, den Schiffsbau, die Topf- Matten- Korb- und Seltfabrikation.

Für den Europäer wird die Etablierung eines solchen Gewerbes nur dann in Frage kommen, wenn er durch seine maschinellen Einrichtungen ein gewisses Uebergewicht über die einheimische Produktion gewinnen kann. Damit wird denn auch die Erledigung der andern beiden oben angeführten Punkte von entscheidendem Gewicht. Günstige Aussichten in dieser Hinsicht bietet meines Dafürhaltens die Müllerei. Die in Tangaland gewonnene und von da vielfach nach Sansibar und nach anderen Orten versandten Mais- und Mtamakörner werden von den eingeborenen Konsumenten selbst mittelst Sandsteinen oder Stoßens im Holzmörser zu sehr feinem Mehl verarbeitet. Europäische Maschinen, welche aber nicht nur die Körner in Schrot, sondern in tadellos feines Mehl verwandelten, würden eine Fülle an Arbeit ersparen und diese für andere Beschäftigungen frei machen. Diese Maschinen sind billig zu haben, bedürfen meist keiner erheblichen Reparaturen, können mittelst Göpels betrieben werden und sind so leicht zu handhaben, daß einheimische Arbeiter ganz leicht zu ihrer Bedienung herangezogen werden könnten. An Absatz würde es nicht fehlen. Die Bewohner von Sansibar, die Sudanesen der Schutztruppe, deren Weiber das Mehlgeschäft nur mit großem Widerwillen verrichten sollen und eine große Anzahl von Eingeborenen, die bei Europäern in Dienst stehen, würden zunächst als Abnehmer sicher sein. Doch bin ich der Meinung, daß auch die Europäer nach und nach einem Brot Geschmack abgewinnen werden, welches zum Theil aus Mais- oder Mtamamehl und zum Theil aus eingeführtem Weizenmehl hergestellt ist. Eine solche Entwicklung wäre auch im allgemeinen Interesse der Kolonie wünschenswerth, da dadurch eine nicht unerhebliche Verbilligung der Lebenshaltung herbeigeführt würde. Die Kleien könnten mit Vortheil zur Schweinemast verwandt werden.

Ich selbst hatte als Leiter der deutsch-ostafrikanischen Seehandlung alles zur Einrichtung eines Müllereibetriebes vorbereitet, da mir die Hinaussendung eines Mahlganges nebst sonstigen maschinellen Vorrichtungen zugesagt worden war. Mit jedem Schiff, das Hamburg verließ, erhielt ich denn auch — die Erneuerung der Zusage, niemals aber das Zugesagte.

Eine ganz andere Entscheidung wäre zu fällen, wenn es sich um die Frage handeln würde, ob die in der Kolonie künftig gewonnene Baumwolle etwa in dieser selbst versponnen und zu Stoffen verwebt werden sollen, welche an die Eingeborenen abgesetzt werden könnten. Die

Nothwendigkeit ausgedehnter maschineller Einrichtungen und die Schwierigkeit der Reparaturen solcher Maschinen einerseits, sowie die geringe Aussicht, daß ein auf so niederer Kulturstufe stehendes Volk, wie die afrikanischen Neger, zu Textilarbeiten herangebildet werden könnte, wird für die nächsten Jahrzehnte der Einführung der Baumwollindustrie fast unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen. Doch besteht darüber für mich gar kein Zweifel, daß dieselbe in absehbarer Zeit ebenso gut in Deutsch-Ostafrika ihren Eingang finden wird, wie sie ihn in vielen anderen Tropenkolonien, wie beispielsweise Indien und Brasilien bereits gefunden hat.

Auf Absatz an die in der Kolonie lebenden Europäer und eventuell auch an die Bewohner Sansibars und den portugiesischen Kolonien Ostafrikas, mit denen wir ja jetzt bequeme Dampfverbindung haben, könnten auch Produkte der Destillation rechnen. Als Material für diese gewerbliche Thätigkeit bietet sich mancherlei dar, vor allem jedoch der im Panganithal fabrizirte Syrup. Die maschinellen Einrichtungen und ihre Handhabung ist so einfach, das Rohmaterial so leicht und billig zu haben und das Produkt so bequem zu verschiffen, daß ich die Einrichtung einer Destilliranstalt im Panganithal für eine überaus glückliche Spekulation halten würde. Der Eigenthümer einer solchen hätte auch den Versuch zu machen, ob ihm die Herstellung eines guten Rums zu Ausfuhrzwecken gelänge. Leicht scheint dieselbe nicht zu sein, da man beispielsweise in ganz Brasilien wohl unendliche Mengen gewöhnlichen Zuckerrohrschnapses, aber keinen Biter Rum fabrizirt. Ob diese Enthaltbarkeit gerechtfertigt wäre, wenn das Geheimniß der Rumfabrikation wirklich, wie man zuweilen lesen kann, nur darin bestände, daß der Rohrschnaps lange Jahre in eichenen Fässern aufbewahrt würde und aus diesen sein vom eigenen Aroma sehr verschiedenes Rumaroma zöge, erscheint mir doch zweifelhaft. Als anderweitige billigere Rohmaterialien zur Schnapsbereitung bieten sich die zuckerreichen Mangofrüchte und die Ananas dar, wogegen die Bananen, im Küstengebiet wenigstens, zu theuer sind, als daß sie hierfür in Betracht kämen. — Eine mit dem im Lande erzeugten Schnaps und, so lange eine Destillation nicht existirt, auch mit eingeführtem Sprit in kleinstem Umfange betriebene Essigfabrikation würde bei Europäern und auch bei Eingeborenen auf willigen Absatz rechnen können, aber natürlich, ausschließlich betrieben, ihren Mann nicht ernähren.

Zum kleineren Theil auf Absatz in der Kolonie, zum größeren auf Export wäre die Gerberei angewiesen. Häute wären zu beschaffen, falls der Viehhandel aus dem Innern größeren Umfang annehmen und die Viehzucht in größerem Maßstabe als bisher betrieben werden würde. Die Hülfsmaterialien sind in reichlicher Menge vorhanden. Einen ausgezeichneten Gerbstoff liefern die Blätter der allenthalben an den Flußmündungen auftretenden Mangrovebüsche, eventuell auch Gerberakazien der Steppen, und Kalk läßt sich aus den Korallensteinen wie aus den Kalksteinen der Jurakalkzone, die am Mkulumusi ja ganz nahe an die Küste tritt, in unerschöpflichen Mengen brennen. Der Betrieb des Gewerbes ist ein so einfacher, daß auch von dieser Seite seiner Einführung nichts im Wege stände.

Zweifelhafter schon erschien die Rentabilität von Unternehmungen,

welche die Bearbeitung von Früchten behufs Exports nach Deutschland sich zum Ziele setzten. Es könnten vor allen in Frage kommen die Mangofrüchte, die Ananas, Ingwer und die Bananen. Erstere werden in Indien sowohl in Zucker eingemacht als in scharfen Saucen, als Mango Chutney. Es erscheint jedoch fraglich, ob wir den einheimischen Arbeitern die für die Herstellung dieser Produkte nöthige Geschicklichkeit beibringen können. Ein Versuch im Kleinen würde sich immerhin empfehlen, vorausgesetzt, daß der Unternehmer selbst die Zubereitungsmethode kennt und den ganzen Prozeß nicht nur zu leiten, sondern auch, wo es nöthig erscheint, durch eigener Hände Arbeit zu unterstützen im Stande und Willens ist. Die ungeheure Billigkeit der Mangofrüchte ist in jedem Falle ein so günstiger Faktor, daß die Rentabilität des Unternehmens, falls ein marktfähiges Produkt geliefert werden kann, außer Zweifel stehen dürfte. Unmöglich ist es dagegen, die Mangofrüchte in getrocknetem Zustande auf den Markt bringen zu wollen. Ich habe den Versuch einer solchen Trocknung in dem Ryder'schen Dörrapparat gemacht, in der Hoffnung, daß sich das den Terpentingeschmack erzeugende flüchtige ätherische Del während des Ausdörrungsprocesses verflüchtigen und dadurch ein dem europäischen Geschmack zusagendes Produkt entstehen würde. Das aber war so wenig der Fall, daß der Terpentingeschmack bis zu einem geradezu Ekel erregenden Grade durch den Trocknungsproceß konzentriert wurde.

Eine andere Möglichkeit, die reichen Schätze der Mangobäume zu verwerthen läge aber vielleicht in der Herstellung einer Marmelade aus den unreifen Früchten. Zwar schmeckt eine solche, wie wir sie häufig im Haushalt bereitet und mit großen Genuß verzehrt haben, so vollkommen gleich wie unser Apfelmuß, daß man annehmen könnte, man würde in Deutschland dieses Fabrikat nicht höher bezahlen, als dem Preise einer zur Bereitung einer gleichen Menge Apfelmuß nöthigen Quantität Apfel entspräche, was natürlich die Mangomarmeladen-Fabrikation vollständig unrentabel machen würde. Trotzdem aber glaube ich, daß schon die Einbildung, in diesem Präparat aus einer Tropenfrucht etwas ganz besonders genießen zu können, dem Preise derselben eine genügende Höhe sichern würde. Man scheue also vor dem Besuche nicht zurück; ich hätte ihn selbst gemacht, wenn ich von der Gesellschaft die mir versprochenen Blechbüchsen behufs Herstellung solcher und anderer Conserven auch wirklich erhalten hätte.

Von einem Versuche, für Ananasfrüchte in conservirtem Zustande in Deutschland Absatz zu gewinnen, wäre ich auch dann abgestanden, wenn die letztgenannte Bedingung hierzu seitens der Gesellschaft erfüllt worden wäre, da wie schon oben bemerkt, die in Ostafrika einheimische Frucht viel zu geringwerthig ist, als daß sie mit anderen Provenienzen den Wettbewerb aushalten könnte. Da aber nun einerseits die Einföhrung besserer Sorten in Folge der überaus großen Zähigkeit der Ananaspflanzen nicht die geringste Schwierigkeit böte, andrerseits das Gedeihen der Ananas in Ostafrika thatsächlich ein vorzügliches ist, so würde von dieser landwirthschaftlichen Seite der Kultur des Ananas behuf Exports kein Bedenken entgegen stehen. Ein andere Frage ist, ob die kommerziellen Verhältnisse einen solchen rentabel erscheinen lassen würden. Ueber die

einschlägigen Verhältnisse sind mir von einem Hamburger Importeur freundlicher Weise folgende Mittheilungen gemacht worden. Der Import frischer Ananas ist wegen der geringen Haltbarkeit der Frucht nur aus nahegelegenen Ländern möglich. Die Hauptmengen kommen im Spätsommer aus Westindien, insbesondere aus Habana und im Herbst und Winter von den Azoren.

In conservirtem Zustande kommen die besten und theuersten aus Martinique und Guadeloupe, und zwar in ganzer Frucht, ferner in Scheiben geschnittene von dem übrigen Westindien, hauptsächlich den Bahama-Inseln und in neuester Zeit weitaus die Mehrzahl aus Singapore. Letztere kommen sowohl in Scheiben geschnitten, wie auch in ganzer Frucht und entweder im eigenen Saft oder in Zuckersauce conservirt auf den Markt. Aus diesen Dosenfrüchten werden dann in den Consumtionsländern erst die glacirten und kandirten Scheiben und Würfel hergestellt.

Die Zufuhren aus Singapore waren nun in den letzten Jahren so stark, daß sie die Preise außerordentlich gedrückt haben. Eine Dose von circa 1 Kilo Gewicht ist jetzt schon für 0,60 M. erhältlich, und der Consum an diesen Früchten wäre daher auch in Deutschland sehr gestiegen, wenn der hohe Zoll von gleichfalls 0,60 M. für das Kilo einer solchen Entwicklung nicht entgegenstände.

Gegen diese Concurrenz anzukämpfen wäre einer in Ostafrika zu errichtenden Conservenanstalt wahrscheinlich nur bei Zollvergünstigungen möglich. Auch das Einmachen der Früchte dürfte den einheimischen Arbeitern im Anfange schwer beizubringen sein.

Ingwerpräserven und zwar sowohl kandirten wie eingemachten Ingwer würden wir sicherlich nicht in der gleichen Güte, wie sie aus Ostindien und China auf den Markt kommen, herstellen können. Sie hätten darum nur Aussicht auf Absatz bei uns, wenn ihre Preise in Folge von Zollbegünstigungen ohne Schaden für den Produzenten bedeutend niedriger gehalten werden könnten, als die jener Provenienzen. Der Einföhrung getrockneten Ingwers würden gleiche Schwierigkeiten nicht gegenüberstehen.

Das Trocknen von Bananen, die in einen Ryder'schen Apparat gedörft, ein haltbares, ebenso schmackhaftes wie nahrhaftes Produkt bilden, würde sich nur dann lohnen, wenn sie in fruchtbaren und feuchten Gegenden in größeren Mengen und womöglich in besseren Varietäten als den einheimischen angebaut würden. Eine Gelegenheit hierzu würde der Kakao-bau im Luengerathal bieten, da die Banane ein vortreffliches Schattengewächs für den der Beschattung durchaus bedürftigen Kakaobaum bildet, und sie hier sowohl genügende Fruchtbarkeit wie auch, namentlich nach Einföhrung der künstlichen Bewässerung ausreichende Feuchtigkeit vorfinden würde. Die Möglichkeit getrocknete Bananen in Deutschland einzuföhren, hinge in erster Linie von einer Herabsetzung des Einfuhrzolles ab.

Entschieden abzurathen wäre es nach meiner Ansicht eine Delmühle anzulegen, die etwa Kopra, Sesam, Erdnüsse, Baumwollsamensamen und andere Delfrüchte auspressen sollte. Genügender Absatz für das Del wird natürlich stets nur auswärts zu finden sein, und dieser Art von Export stehen drei Gründe entgegen.

Erstens halten sich die Oele gewöhnlich besser in der Frucht, als wenn sie ausgepreßt sind, zweitens lassen sie sich in ersterer Form besser

verschicken, und drittens ist auch für die Delfuchen in einem Lande mit hoher Kultur und darum intensiver Landwirthschaft ein weit lohnenderer Absatz vorhanden, als in der Kolonie. So halte ich es beispielsweise bei den unentwickelten Verhältnissen Deutsch-Ostafrikas entschieden für wirthschaftlicher, den Baumwollensamen unbearbeitet nach Europa zu verkaufen, und dafür künstlichen Dünger umzutauschen, mit welchem die dem Felde durch den Samen in großer Menge entnommenen Mineralstoffe ersetzt werden sollen, als sich die Mühe des Schärens und Pressens der Körner zu machen, das Del zu versenden, und die Rückstände nach oder ohne vorherige Verfütterung als Dünger zu benutzen.

Im übrigen ist auch zu bedenken, daß während rohe Delfrüchte zollfrei in Deutschland eingehen, auf Delen ein bei Berechnung der Rentabilität der Delfabrikation doch immerhin in Betracht kommender Eingangszoll ruht.

Ob die Seifensiederei Gewinn versprechen würde, erscheint mir recht zweifelhaft. Als einen der Rohstoffe könnte sie zwar das in den einheimischen primitiven Delmühlen gewonnene Del ganz gut benutzen, und Absatz wäre auch ganz sicher vorhanden, und zwar für die geringen Seifen bei den Küstennegern, für die besseren bei den Europäern und Arabern an der Küste und in Sansibar; allein der Bezug der Alkalien müßte, da Holzasche zu ihrer Darstellung nicht in genügender Menge zu beschaffen wäre, von auswärts erfolgen, und die Heranziehung der Neger zu dieser, eine gewisse Urtheilsfähigkeit erfordernden Arbeit würde vielleicht nicht glücken. Für einen gelernten Seifensieder mit eigenem Kapital, der aber auch mit eigenen Händen wirthschaften könnte, stünde die Sachlage dagegen etwas günstiger.

Auch Handwerker, die für die unmittelbaren Bedürfnisse der Europäer als Eigenwirth und im Anfang wenigstens auch als Selbstarbeiter zu schaffen Lust hätten, wie Tischler, Schmiede, Schuster, Bäcker, Schneider fänden, falls sie mit guter Arbeit die indische Concurrnz zu schlagen und anspruchslos zu leben verstünden, in den größeren Küstenorten sicherlich ihr gutes Auskommen.

Daß in Ostafrika aus den Faserbündeln der Kokosnüsse kein Coir bereitet, vielmehr Kokosstricke aus den Komoren in großer Menge eingeführt werden, ist ein bedauerlicher Mißstand. Man sollte jene Verwerthung eines sonst fast werthlosen, in großer Menge vorhandenen Produktes doch ins Auge fassen. Kapitalisten, welche selbst dieses Gewerbe zu betreiben beabsichtigen, würden dies mit Vortheil wohl nur unter Errichtung einer großen Maschinenanlage thun können, deren Kosten sich nach Semler auf 18000 M. belaufen, wenn täglich 15—20 Hundner (100 Kilo) Coir erzeugt werden und eine Dampfmaschine von 10 Pferdekräften aufgestellt wird.

Gegen ein derartiges Unternehmen sprechen aber die schon oft angeführten beiden Gründe, die einen größeren Maschinenbetrieb in unserer Kolonie vorderhand noch als unrathsam erscheinen lassen. Andererseits dürfte es ungeheuer schwer halten, die Eingeborenen zu einer Produktion anzuregen, die etwa Drei Viertel Jahre lang dauert, ehe sie ein Resultat liefert — 6—8 Monate müssen die Faserbündeln allein in Wassergruben liegen — und die so verschiedenartige Manipulationen fordert. Hier ist meines Erachtens wiederum ein Punkt gegeben, wo der kleine Unternehmer

mit Vortheil einsetzen kann, wobei allerdings Voraussetzung ist, daß er sich die nöthigen Fachkenntnisse an Ort und Stelle selbst erworben hat. In welcher Weise die Regierung hier fördernd eingreifen könnte, soll im folgenden Abschnitt erörtert werden.

B. Kolonialpolitik.

I. Förderung des Handels der Kolonie mit dem Mutterlande.

Geschichtliche Einleitung.

Sämmtliche Kolonien, welche seit der Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Indien von europäischen Völkern gegründet worden sind, haben diese durch gesetzliche Eingriffe in die Verkehrs- und Handelsfreiheit an das Mutterland mit möglichst engen wirtschaftlichen Banden zu fesseln gesucht. In dieser Hinsicht giebt es keine einzige Ausnahme; nur die Methoden, mit denen man dieses Ziel zu erreichen suchte, waren sehr verschiedene. Der große Nutzen, welcher allen kolonisirenden Ländern aus dem Besitz von Kolonien erwachsen ist, hat die Einen zu der Annahme veranlaßt, daß dieser zum größten Theile diesem Wirtschaftsschutzsysteme zu verdanken ist, während Andere im Gegentheil behaupteten, der Nutzen wäre ohne dasselbe ein weit größerer gewesen.

Die Deutschen, im Anfange einer kolonialisatorischen Aera stehend, haben die Pflicht, die Frage, ob sie ähnliche Maßregeln zur Beförderung des wirtschaftlichen Verkehrs mit den Kolonien ergreifen sollen, nicht einfach mit dem billigen Hinweis auf die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse des Weltverkehrs von der Schwelle abzuweisen, sondern im Einzelnen zu prüfen, ob jene Maßregeln thatsächlich Nutzen oder Schaden gestiftet, ob sie auch jetzt noch anwendbar sind, oder ob etwa an ihrer Stelle andere Maßregeln mit ähnlicher Tendenz zu treten haben.

Im Rahmen dieser Arbeit kann die erste dieser Fragen nicht gründlich behandelt werden. Ich muß mich darauf beschränken, die Ergebnisse meiner Studien über diesen Punkt kurz zu berichten.

1. Die älteste Form der Verkehrssicherung zwischen Mutterland und Kolonie war die Ertheilung von Kolonisations- oder Handelsmonopolen an große Gesellschaften. Diese Form war berechtigt und nützlich in Zeiten und in Gegenden, in denen weder der Staat als solcher noch der Einzelne die Abwehr gegen die feindlichen Schiffe fremder europäischer Nationen und gegen die Eingeborenen übernehmen wollte oder konnte und in denen die aus diesen Aufgaben der Gesellschaften erwachsenden Ausgaben durch die Vortheile einer ausschließlichen Handelsberechtigung gedeckt werden mußten. Die Fortführung solcher Monopole über diese Pionierarbeit hinaus hat sich dagegen stets als unheilvoll erwiesen. Es lag im Wesen der Monopolgesellschaft, welche die Möglichkeit billig einzukaufen und theuer zu verkaufen in so hohem Grade in der Hand hatte, dem Grundsatz zu folgen, an möglichst wenig Waaren möglichst hohe Gewinnsätze zu machen. Das aber hemmte den Zufluß von Kapital und Unternehmungsgeist nach den Kolonien in hohem Grade, die Produktion blieb stationär oder ging zurück und entsprach nicht mehr der wachsenden Nachfrage, der unterdrückte private

Unternehmungssinn entschädigte sich auf unerlaubte Weise, theils durch Schmuggel theils durch ausgedehnten Privathandel der Beamten, und die Einnahmen der Kompagnien wichen immer ungeheurerlicher anwachsenden Fehlbeträgen.

Für die Gegenwart dürfte das allgemeine Handelsmonopol kaum noch in Frage kommen; wirtschaftlich nützlich könnte es höchstens auch jetzt noch sein, wenn es sich etwa auf Inseln von geringem Umfange bezöge, deren Ausbeutung wegen Feindseligkeit der Eingeborenen besondere Schwierigkeiten verursachte. In Ostafrika, wo es sich von vornherein darum handelt, den Zufluß von Kapital und Unternehmungsgeist nach Möglichkeit zu fördern, um für die ungeheuren, dort unserer wartenden Aufgaben eine möglichst große Menge von Kräften heranzuziehen, könnte die Privilegisirung einer Gesellschaft durch ein auf den gesammten Handel sich erstreckendes Zwangsrecht*), das etwa an die Bedingung, nur deutsche Erzeugnisse nach Afrika zu verhandeln, geknüpft wäre, auch dann nicht in Frage kommen, wenn wir nicht durch das deutsch-englische Abkommen verpflichtet wären, von solchen Monopolen Abstand zu nehmen.

Ob dagegen die Gewährung von Zwangsrechten für einzelne Geschäftszweige nicht auch jetzt noch angebracht wäre, wird später zu erörtern sein.

2. Die ausschließliche Berechtigung, mit ihren Kolonien Schiffahrt zu treiben, haben Spanier, Portugiesen, Franzosen und vor allem die Engländer durch ihre berühmte unter Cromwell zuerst erlassene und unter den Stuarts ergänzte Navigationsakte ihren eigenen Landsleuten und ihren eigenen Schiffen vorbehalten. Den ungeheuren Nutzen zu leugnen, den diese Beschränkungen des auswärtigen Mitbewerbs für die englische Schiffahrt und damit zugleich auch für den englischen Handel gehabt hat, bringen nur die einseitigsten Manchesterleute fertig. Andererseits verhindern in der Gegenwart nicht nur die thatsächlichen Verhältnisse, sondern auch die mit anderen Staaten geschlossenen Handelsverträge derartige Beschränkungen unter allen Umständen. Dagegen werden die Begünstigungen der inländischen Schiffahrt durch Dampfersubventionen und Schiffahrtspremien allgemein als zulässig erachtet. Glücklicher Weise ist ja das Deutsche Reich in dieser Hinsicht seit Inaugurirung der Kolonialpolitik dem Beispiel anderer Völker gefolgt und hat drei Dampferlinien für ihre Fahrten nach Ostasien, Australien und Ostafrika subventionirt.

Es ist kein Zweifel, daß durch diese Maßregeln die deutsche Rhederei und, da die subventionirten Schiffe vertragsmäßig auf deutschen Werften gebaut werden müssen, auch der deutsche Schiffsbau gehoben worden ist. Dagegen haben sich die Hoffnungen, die man auch bezüglich der Hebung des deutschen Handels mit den Kolonien auf die Subventionirungen dieser Dampferlinien gesetzt hat, wenigstens bezüglich Ostafrikas in keiner Weise erfüllt. Wie diesem Uebelstande abzuhelpen wäre, soll später besprochen werden.

3. Die Bestimmungen, welche England zwecks der Beschränkung des gesammten Gewerbebetriebs, Frankreich bezüglich der Raffinerien

*) So sind nach meiner Ansicht juristisch die Monopole zu bezeichnen. Vergl. Meine Zwangsrechte, ein Beitrag zur Systematisirung der Rechte.

des Zuckers in den Kolonien, theils durch direkte Verbote, theils durch Ungunstzölle auf die Einfuhr raffinirten Zuckers getroffen hat, sollten gleichfalls dem Zweck dienen, durch Vermehrung der Ausfuhr heimischer Gewerbeerzeugnisse nach den Kolonien den Verkehr mit diesen zu heben. Die einseitigen Anschauungen, die ihnen zu Grunde lagen, sind bereits als solche gekennzeichnet worden. Eine derartige künstliche Hemmung der gewerblichen Thätigkeit in den Kolonien erscheint gewiß nicht wünschenswerth. Nicht zu verurtheilen sind dagegen Zolltarife, welche gewerbliche Erzeugnisse etwas höher verzollen, als ihre Rohstoffe, denn das ist schon durch den höheren Werth der ersteren gerechtfertigt. Auch der deutsche Zolltarif steht auf diesem Standpunkt. Während er Delfrüchte, Kautschuk und Baumwolle zollfrei läßt, belegt er Oele, Kautschukfabrikate, und Baumwollwaaren mit Zöllen, und auf Kakao- und Tabakfabrikate und Zucker legt er höhere Zölle, wie auf Kakao, Roh-tabak, Syrup und Melasse.

4. Um dem Mutterlande die Zufuhr werthvoller Kolonialprodukte zu sichern, hatten England bezüglich der meisten nicht in England selbst gebauten Produkte und Frankreich bezüglich des westindischen Zuckers die Bestimmungen getroffen, daß diese nur im Mutterlande verkauft werden dürften. Diese Gesetze hatten in den beiden Ländern einen sehr verschiedenen wirthschaftlichen Erfolg, und zwar deswegen, weil in Frankreich der Wiederverkauf des eingeführten Zuckers verboten oder erschwert, in England die Wiederausfuhr der Kolonialwaaren erlaubt war. Das hatte in Frankreich zur Folge, daß die Zuckerproduktion Westindiens keinen genügenden Markt mehr hatte, und daher ebenso wie die von ihr bedingte Ausfuhr französischer Gewerbeerzeugnisse nach den Antillen sehr stark zurück ging. England dagegen, das seinen Ueberschuß an Kolonialerzeugnissen stets an fremde Länder absetzen konnte, genoß vor diesen den Vortheil billigerer Preise, da die fremden Länder auch die Kosten des englischen Zwischenhandels zu tragen hatten. Nachweisbar hat dieser Umstand besonders der Textilindustrie genützt, da es dieser billige Baumwolle und Färbestoffe, wie Indigo und Färbehölzer lieferte. Wenn Adam Smith deduzirt, daß die Preise dieser Produkte bei freigegebenem Handel in Folge der gesteigerten Produktion von solchen zwar ebenso groß wie in anderen Ländern, aber doch auch nicht höher als bei beschränktem Handel gewesen wären, und daraus die Werthlosigkeit dieser Beschränkungen herleitet, so übersieht er drei Punkte. Erstens ist es fraglich, ob die Vermehrung der Produktion, gesetzt den Fall, daß eine solche wirklich in erheblichem Maße unabhängig von der im allgemeinen steigenden Tendenz solcher Produktionen eingetreten wäre, auch die Preise der Produkte herabgesetzt hätte, da, wie Ricardo richtig hervorhebt, die Verbilligung der Preise niemals allein auf diesem Grunde, sondern vor allem in der Steigerung der Produktivität von Arbeit und Kapital beruht. Zweitens ist es für die Industrie viel wichtiger, billigere Rohstoffe wie andere Staaten, als absolut billige Rohstoffe zu haben, da durch erstere die Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte gesteigert wird, absolut hohe Rohstoffpreise aber durch Ansat hoher Fabrikatspreise ausgeglichen werden können. Drittens vergißt Smith, daß jene Bestimmungen im Verein mit denen der Schifffahrtsbeschrän-

fungen, den englischen Zwischenhandel groß gezogen, und damit den Engländern eine Quelle reichen Einkommens erschlossen haben.

Für die Beantwortung der Frage, ob auch in der Gegenwart ähnliche Einfuhrverbote am Platze wären, kommt vor allem in Betracht, daß in früheren Jahrhunderten die Produktion werthvoller Kolonialprodukte auf der Erde eine im Verhältniß zur Nachfrage nach solchen sehr geringe, und zum größten Theile gerade auf die englischen und französischen Kolonien beschränkte war. Damals boten die Vorrechte im Einkauf dieser Produkte also wirklich großen wirtschaftlichen Vortheil, während sie jetzt, wo eine überall betriebene Produktion der gebräuchlichen Kolonialwaaren die Möglichkeit des Einkaufs in allen Tropengebieten gewährleistet, werthlos wären.

Dagegen würde ich es, im Fall es uns vielleicht einmal gelingen sollte, in unseren Kolonien irgend eine durch natürliche Verhältnisse besonders begünstigte Spezialkultur einzuführen, die einer deutschen Industrie ein wichtiges Rohmaterial lieferte, — ich denke dabei beispielsweise an die Kolanuß — durchaus nicht für unangebracht halten, ein solches Einfuhrgebot zu Gunsten dieser Industrie zu erlassen. Es wäre dies gewissermaßen ein Entgelt, den die Kolonisten dem Mutterlande für dessen Aufwendungen zu ihren Gunsten zu leisten hätten. Dem Erlaß derartiger Bestimmungen würden internationale Abmachungen nicht entgegenstehen.

5. Ein Aequivalent für das Gebot der Einfuhr kolonialer Produkte ins Mutterland bildete der Schutz, der den Kolonien gegen die Einfuhr fremder Kolonialprodukte ins Mutterland theils durch Differentialzölle, theils durch Prämien gewährt wurde. Diesen Schutz gewährte Frankreich dem westindischen Zucker durch Gunstzölle und England verschiedenen Rohstoffen für die Industrie, wie Schiffsbaumaterialien, Hanf, Flachs und Seide durch Ausfuhrprämien, sowie Rohzucker, Kaffee und Bauhölzern durch Gunstzölle. Was die Wirkung dieser Bestimmungen anbetrifft, so scheinen die Prämien auf die Rohstoffe den Industrien, zu deren Gunsten sie gegeben wurden, in der That sehr viel genutzt zu haben, während die Differentialzölle im wesentlichen eine ungünstige Beurtheilung erfahren haben. Man beklagte sich einmal über die hohen Preise des Zuckers und Kaffees in England, die durch den überaus hohen Ungunstzoll auf fremde Erzeugnisse hervorgerufen waren, — war dieser doch beim Zucker so hoch, daß er geradezu als Sperrzoll wirkte und die englischen Konsumenten ausschließlich auf den westindischen Zucker beschränkte. Zweitens aber behauptete man, daß in England und Frankreich diese Vergünstigungen eine mangelhafte Bearbeitung des Zuckerrohrs in den Kolonien hervorgerufen hätten, und daß in Folge dessen der Zucker von Jamaika und Guadeloupe, dem von Java und Cuba an Qualität weit nachstünde. Auch habe die Bevorzugung des kanadischen Holzes gegenüber dem skandinavischen dem Schiffbau geschadet, da die Schiffe aus jenem sich weniger dauerhaft erwiesen hätten, als die aus norwegischen Hölzern gebauten.

Gegen die Einführung in der Gegenwart beweisen diese Thatsachen noch nichts, falls man sich begnügen würde, die fremden Erzeugnisse

nur um ein wenig ungünstiger zu stellen, als die einheimischen, da alle jene Nebelstände nur durch die, die fremde Konkurrenz überhaupt ausschließende Höhe der Zölle hervorgerufen worden sind.

Solche in bescheidenen Grenzen sich haltenden Differentialzölle bestehen denn auch noch gegenwärtig bei verschiedenen Staaten, ohne die gleichen Klagen hervorgerufen zu haben, wie die früheren Sperrzölle.*) So zahlen die nach Frankreich, Spanien und Portugal aus den Kolonien eingeführten Waaren entweder gar keine oder niedrigere Zölle als fremde Waaren, Grundsätze, die theils durch die Rücksicht auf die einheimische Produktion der gleichen Waare, theils durch die Bevorzugungen der wichtigeren Kolonien mannigfach modifizirt sind. Ferner sind die Ausfuhrzölle in verschiedenen französischen und portugiesischen Kolonien höher, wenn die Waaren nach einem fremden Lande, als wenn sie nach der Heimath ausgeführt werden. Auch Deutschland wäre durch keinerlei Verträge behindert, die Produkte seiner Kolonien, sowohl bei der Ausfuhr aus diesen, wie auch bei der Einfuhr nach Deutschland differentiell zu behandeln. Insbesondere stünde der Art. VIII des deutsch-englischen Abkommens einem solchen Verfahren nicht entgegen. Der Satz „Keine ungleiche Behandlung mit Bezug auf den Transport oder Küstenhandel ist gestattet“, enthält natürlich nur das Verbot, Schiffe fremder Nationen schlechter zu stellen, als die der eignen, und der „Ausschluß ungleicher Behandlung für Waaren jeder Herkunft“, bezieht sich zweifelsohne, wie der letzte Ausdruck beweist, ausschließlich auf die Zollbehandlung der in die Kolonie eingeführten Waaren. Ob ein solches Vorgehen wirtschaftlich nützlich wäre, soll weiter unten erörtert werden.

6. Die Einfuhr mütterländischer Industrieerzeugnisse in die Kolonien wurde von den meisten Kolonial-Staaten begünstigt. Frankreich ging bis in die Mitte dieses Jahrhunderts hinaus sogar soweit, jede fremde Einfuhr nach den Antillen auszuschließen. Diese Maßregel hat ohne Zweifel sehr geschadet. Die Preise der Industrieprodukte auf den französischen Antillen wurden dadurch sehr viel höher, als im übrigen Westindien, und zwar die Lebensmittel um ein Drittel, Maschinen zur Zuckerbereitung doppelt, Zugthiere viermal und Kohlen sechsmal so hoch, was eine auffällige Verlangsamung der gesammten wirtschaftlichen Entwicklung zur Folge hatte. Denn ein großer Theil des Einkommens der Kolonisten, das sonst zur Erweiterung und Intensivirung der Produktion hätten verwandt werden können, wurde durch den übermäßigen Preis gewerblicher Erzeugnisse verschlungen. Und trotzdem wurde der kolonialpolitische Zweck jener Maßregel nicht erreicht, da diese einen ausgedehnten Schmuggel ins Leben gerufen hatte. Die Schmuggler brachten natürlich, wenn diese wohlfeiler waren, ausländische Waaren ins Land, für welche die Kolonisten dann schließlich die gleich hohen Preise, wie für die französischen Waaren zahlen mußten. Man hat darum nicht mit Unrecht diese Sperrzölle als Schmugglerprämien bezeichnet.

*) Das Amtliche Kolonialblatt hat eine Zusammenstellung der diesbezüglichen Bestimmungen gebracht.

Auch in Cuba hatte die im Anfang dieses Jahrhunderts eingetretene Begünstigung mütterländischer Waaren die dadurch entstand, daß spanische Ackerbau- und Gewerbeprodukte zollfrei eingelassen werden, während fremde Erzeugnisse einen Zoll zu zahlen hatten, eine durchaus ungünstige Wirkung. Die Ursache hiervon lag darin, daß Spanien den gesammten in Cuba erzeugten Zucker nicht aufnehmen konnte, derselbe vielmehr zu $\frac{2}{3}$ seiner Menge nach Nordamerika ging. Als dieses nun durch jene Begünstigung die Einfuhr seines Weizenmehls nach Cuba verhindert sah, belegte es den kubanischen Zucker mit unerschwinglichen Zöllen und traf damit die wichtigste Produktion der Kolonie aufs empfindlichste.

Seitens Englands wurde die Einfuhr seiner Produkte nach den Kolonien anfangs nur dadurch begünstigt, daß auch alle fremden Waaren nur auf englischen Schiffen nach den Kolonien gebracht werden durften, nachdem sie vorher in einem englischen Hafen abgeladen worden waren. Später wurde die Begünstigung noch erheblich größer dadurch, daß die früher bei der Wiederausfuhr der fremden Erzeugnisse aus den englischen Häfen gezahlten Rückzölle (drawbacks), von drei Waaren abgesehen, nicht mehr bewilligt wurden.

Diese Bestimmungen, welche nicht auf eine Ausschließung fremder Waaren hinausliefen, wie in Frankreich, und nicht von einem konsumtionschwachen und wesentlich ackerbautreibenden Lande ausgingen, wie in Spanien, haben nun zweifelsohne der englischen Industrie zum größten Nutzen gereicht und ihr neben andern gleich wirksamen Faktoren zu ihrer Weltmachtstellung verholfen. Alles was von Freihändlern dagegen angeführt worden ist, ist nicht stichhaltig. Führt man beispielsweise an, daß der Handel mit Nordamerika nach dessen Abfall weit umfangreicher wurde als zur Zeit der Herrschaft des „colonial system“, ja daß er sogar in weit stärkeren Proportionen wuchs, als der gesammte übrige Handel, so übersieht man, daß dies gerade für die günstige Wirkung jener Schutzbestimmungen spricht, welche so groß war, daß sie noch lange über die Geltung des colonial system hinaus der englischen Industrie den nordamerikanischen Markt sicherte.

In neuerer Zeit haben dieselben Staaten, welche die Einfuhr kolonialer Produkte ins Mutterland begünstigen, nämlich Frankreich, Spanien und Portugal Zollbestimmungen erlassen, die die Einfuhr mütterländischer Erzeugnisse nach den Kolonien einen Vorzug vor fremden Waaren geben.

Deutschland hat sich durch Verträge mit England hinsichtlich Kameruns, Deutsch-Ostafrikas und Neu-Guineas, durch einen Vertrag mit Frankreich hinsichtlich Togos des Rechtes Gunstzölle für Waaren deutschen Ursprungs einzuführen, gegen das gleiche Zugeständnis für die jeweilig benachbarten Kolonien des Vertragsstaates begeben. Die diesen Verträgen zu Grunde liegende Politik hatte sich historisch entwickelt und war dadurch für das Deutsche Reich zu einer Nothwendigkeit geworden.

Es ist bekannt, daß Fürst Bismarck bald nach Gründung des Deutschen Reichs mehrfach Gelegenheit haben konnte, Protektoratsverträge abzuschließen — so in Nord-Borneo und in Sansibar — daß er aber die Zeit zur Inaugurirung einer deutschen Kolonialpolitik noch nicht für gekommen hielt. Die Behandlung nun, welche deutsche Handelsschiffe seitens der Spanier in dem von ihnen beanspruchten Sulu-Archipel erfuhren, und

die Gefahr, die auch anderwärts dem deutschen Handel durch Okkupation halbzivilisirter Gebiete seitens kolonialer, zu differentieller Behandlung des fremden Handels neigender Mächte drohte, veranlaßte den Reichskanzler in den siebziger und zu Anfang der achtziger Jahre zum Abschluß einer großen Reihe von Handels-, Schiffahrts- und Freundschaftsverträgen mit außereuropäischen Staaten und staatenähnlichen Gebilden, durch die den deutschen Unterthanen, Schiffen und Waaren die Rechte der meistbegünstigten Nationen und volle Verkehrs- und Handelsfreiheit zugesichert wurden. Hierdurch schon wurde vom deutschen Reich der Grundsatz vollständiger Gleichbehandlung im überseeischen Verkehr als das anzustrebende Ziel proklamirt. In feierlicher Weise geschah dies dann in der Kongoakte. Hervorgerufen war die Konferenz bekanntlich durch Territorialstreitigkeiten zwischen Frankreich, Portugal und der Association du Congo und durch jenen seltsamen Vertrag Englands mit Portugal, in dem England Portugal Gebiete zusicherte, über die es gar nicht zu verfügen das Recht hatte, und dafür sich in den portugiesischen, vielfach dem Prinzip differentieller Behandlung folgenden Kolonien die handelspolitische Gleichstellung mit dem Mutterlande sicherte. In dieser Konferenz wurde nun für ganz Mittelafrika das Prinzip vollständiger Handels- und Verkehrsfreiheit und das der Gleichbehandlung aller Nationen aufgestellt, und verabredet, auch den Sultan von Sansibar zum Beitritt zu der Kongoakte zu bewegen. Dies ist denn auch nach dem ersten deutsch-englischen Abkommen auf Betreiben Englands geschehen. Später als das Deutsche Reich Gebiets-theile des Sultanats Sansibar dem deutsch-ostafrikanischem Schutzgebiet einverleibte, übernahm es zugleich in dem zweiten Abkommen mit England diesem gegenüber, gegen die entsprechenden Verpflichtungen Englands, die Zusicherung, die Bestimmungen der einschlägigen Artikel der Kongoakte auf Deutsch-Ostafrika anzuwenden. Diese bestanden in fünf Punkten:

1. Freiheit der Niederlassung, des Handels und der Schiffahrt.
2. Gleichstellung im Handel. (Keine Handelsbegünstigungen und Monopole.)
3. Gleiche Benutzungsrechte schiffbarer Gewässer.
4. Zollgleichheit für alle eingeführten Waaren.
5. Verbot der Erhebung von Durchgangszöllen. *off. in. Leipzig*

Diese Verpflichtungen bestehen aber lediglich England gegenüber. Mit Portugal ist die deutsche Regierung nur dahin übereingekommen, daß die beiderseitigen Unterthanen in den Kolonien der andern Staaten gleiche Rechte genießen sollen, Vereinbarungen auf Erleichterung der Schiffahrt und des Handels sind nur vorbehalten, nicht getroffen, insbesondere ist die gleiche, gegenseitige Zollbehandlung nicht vereinbart worden.

Der Beitritt des Sultans von Sansibar zur Kongoakte hat aber für das Deutsche Reich keinerlei verbindende Kraft. Eine ausdrückliche Übernahme der diesbezüglichen Verpflichtungen des Sultans seitens des Deutschen Reichs ist bei der Abtretung des Küstengebiets nicht erfolgt, und für das Hinterland hatte weder der Sultan das Recht, eine Verpflichtung einzugehen, noch ist eine solche von Deutschland übernommen worden. Dieses hat sich vielmehr ausdrücklich nur England gegenüber gebunden, und die Anführung der einschlägigen Artikel der Kongoakte konnte nur den Sinn einer Erläuterung des vorliegenden Vertragswillens haben, nicht aber

den, daß Deutschland damit auch den andern Vertragsmächten der Kongoakte gegenüber irgendwelche Verpflichtungen übernehmen wollte.

Das geht mit voller Klarheit aus dem Wortlaut des Art. VIII. des deutsch-englischen Abkommens hervor. „Die beiden Mächte verpflichten sich, in allen denjenigen Theilen ihrer Gebiete innerhalb der in der Akte der Berliner Konferenz von 1885 bezeichneten Freihandelszone, auf welche die fünf ersten Artikel der genannten Akte am Tage des gegenwärtigen Abkommens anwendbar sind, die Bestimmungen dieser Artikel in Anwendung zu bringen.“ „Hiernach“ u. s. w. Hier folgt eine Wiederholung des Inhalts dieser Artikel.

Hätten sich die beiden Mächte nicht bloß gegenseitig, sondern auch den Mächten der Kongokonferenz gegenüber verbinden wollen, so hätte der Wortlaut ihrer Vereinbarung lauten müssen: „Die beiden Mächte treten für die und die Gebiete der Kongoakte bei.“ Diese Auslegung des Vertrages halte ich für die Zukunft nicht für unwichtig, da ich es nicht für ausgeschlossen halte, daß die deutsche Regierung auch von diesem Reste der bis 1878 herrschenden Freihandelspolitik sich noch einmal loszusagen wünscht, und es dann von Werth für sie sein muß, wenn sie sich in der Erfüllung dieses Wunsches möglichst wenig durch internationale Verpflichtungen gebunden sieht.

1. Die Förderung der Einfuhr mütterländischer Erzeugnisse in die Kolonie.

a. Gunstzölle.

Legen wir uns nunmehr die Frage vor, welche von den besprochenen Maßregeln auch für unsere Kolonialpolitik in Deutsch-Ostafrika in Betracht kämen, so kann es sich nur handeln um die Begünstigung der Einfuhr deutscher Waaren nach Deutsch-Ostafrika und um die der Zufuhr ostafrikanischer Produkte nach Deutschland.

Wären wir durch keinen Vertrag gebunden, so würde ich einen Gunstzoll für die deutsche Einfuhr nach Deutsch-Ostafrika für eine kolonialpolitische Maßregel halten, mit deren Durchführung keinen Augenblick gezögert werden dürfte. Es ist gezeigt worden, daß der bei weitem wichtigste Einfuhrartikel in Deutsch-Ostafrika Baumwollenzeuge sind, daß diese in überwiegender Menge aus Indien eingeführt werden, und daß hieran die außerordentliche Gunst der indischen Produktionsbedingungen Schuld trägt. Die ganze Produktion unserer Kolonie und all die Millionen Mark, die wir bereits theils zur Sicherung der Verhältnisse theils zur Erzielung von neuen Produkten für Arbeitslöhne nach Afrika geworfen haben, alles das wandert in letzter Linie nach Indien. Unsere Industrien und damit unsere industriellen Arbeiter haben bis jetzt so gut wie gar keinen Vortheil aus der Erwerbung der deutsch-ostafrikanischen Kolonie gezogen.

Der Handel des Sansibargebietes mit Indien beläuft sich auf 30 Mill. Mk., mit Deutschland dagegen auf noch nicht 2 Mill. Mk. Die direkte Einfuhr von Deutschland nach Deutsch-Ostafrika beträgt sogar nur 320 000 M. und die Einfuhr von Deutsch-Ostafrika nach Deutschland nur 489 000 M. Ein derartiges Verhältniß kann nur als eine ganz ungeheuerliche wirthschaftliche und politische Ungerechtigkeit bezeichnet werden. Sagt doch selbst ein so ausgesprochener Freihändler wie Leroy-

Beaulieu, trotzdem er im übrigen das Kolonial-System durchaus verdammt: „Wenn es sich um eine Pflanzungskolonie handelt, die eben erst im Entstehen begriffen ist, der das Mutterland noch nicht sein moralisches und soziales Gepräge hat aufdrücken können, und die der kolonisierenden Nation beträchtliche Kosten verursacht hat, dann dürfte man die Einführung niedriger Differentialzölle, z. B. zehn von hundert zwischen den mütterländischen und fremden Waaren nicht verdammen.“ (La colonisation des peuples modernes III. ed. pg. 667.) Sie sollen nach Ansicht dieses hervorragenden Schriftstellers — der wohl gegenwärtig als größte Autorität in kolonialen Fragen angesehen werden muß — 25 bis 50 Jahre dauern, um der kolonisierenden Nation Zeit zu lassen, der Kolonie einen nationalen Charakter zu verleihen, da es ihr andernfalls leicht begegnen könnte, daß sie alle Ausgaben und alle Anstrengungen schließlich zu Gunsten einer fremden Nation gemacht hätte. In vorzüglich zutreffender Weise vergleicht er die Statuierung solcher Differentialzölle der Verleihung eines Erfindungspatentes.

In einer solchen Lage befinden wir uns aber gegenüber Ostafrika, und aus diesem Grunde scheint mir die wichtigste kolonialpolitische Aufgabe der Gegenwart die zu sein, in irgend einer Weise diesem Zustande ein Ende zu machen.

Der sicherste Weg, zu diesem Ziel zu gelangen, wäre die Einführung von Differentialzöllen zu Gunsten der deutschen Waaren. Wir dürfen diesen Weg entschieden nicht aus den Augen verlieren, trotzdem er uns durch das deutsch-englische Abkommen scheinbar verschlossen erscheint. Es sollte ein Zielpunkt unserer Gesamtpolitik sein, die Engländer durch irgend welche anderen Zugeständnisse zu veranlassen, uns der übernommenen Verpflichtung der Gleichbehandlung englischer Waaren mit den deutschen zu entbinden. Es dünkt mich nicht ganz ausgeschlossen, daß dies Zugeständnis zu erlangen sein wird, wenn erst die Engländer selbst, insbesondere die Fabrikanten von Manchester, die Konkurrenz der indischen Textilfabriken, die zumeist in den Händen der Inder selbst und nicht der Engländer sind, in Ostafrika als eine unerträgliche werden empfunden haben. Gestehe ich den Engländern dann zu, gleichfalls im Sultanat Sansibar und in Englisch-Ostafrika die englischen Waaren im Zoll zu begünstigen, so würden wir zwar den Handel nach Sansibar selbst möglicher Weise verlieren, dadurch aber an der Küste durch Verdrängung des indischen desto mehr gewinnen.

Retorsionszölle Seitens anderer Staaten hätten wir nicht zu fürchten. Frankreich und Portugal haben selbst Gunstzölle für die mütterländischen Erzeugnisse in ihren Kolonien, und Nordamerika, welches am ehesten in Betracht käme, besitzt keine Kolonien und dürfte aus der deutschen Kolonialzollpolitik in Anbetracht der verhältnismäßigen Geringfügigkeit seiner Ausfuhr nach Ostafrika keinen Anlaß zur Beeinflussung seiner festländischen Zollpolitik entnehmen. Verpflichtet sind wir, das möchte ich nochmals betonen, gegenüber keinem dieser Staaten zur Gleichbehandlung ihrer Waaren.

Die ganz außergewöhnlichen Handelsverhältnisse unserer Kolonie legen uns aber die Pflicht auf, so lange die Frage der Differentialzölle

nicht zu unseren Gunsten geregelt wird, auf andere Maßnahmen zu sinnen, die auf anderen Wegen die Zufuhr deutscher Waaren nach Ostafrika begünstigen. In derartigen Maßnahmen kann durchaus kein vertragswidriges Verhalten gegenüber England erblickt werden. Deutschland hat sich durch jenes Abkommen eines Theils seiner Souveränitätsrechte entäußert, und solche Entäußerungen sind stets strictissime zu interpretiren.

b. Erniedrigung der Frachten.

Wir haben nun in der That ein solches Mittel in der Hand, welches sogar zu dem Zweck geschaffen worden ist, den Handel mit deutschen Waaren nach Ostafrika zu heben, das aber diesem Zweck bisher absolut nicht entsprochen hat. Es ist das der Subventionsvertrag mit einer Dampferlinie nach Ostafrika. Die Aequivalente, welche diese Gesellschaft dem Reich für die 900 000 M. jährlicher Subvention leistet, sind entschieden viel zu gering, und die Gesellschaft zeigt auch nicht das allgeringste Bestreben dem Zweck, dem sie ihr Dasein verdankt, dadurch zu dienen, daß sie, soweit es in ihrer Macht liegt, den Verkehr Deutschlands mit der Kolonie zu heben sucht. Ihr ganzes Verhalten begründet vielmehr den Verdacht, daß ihr die ganze koloniale Beigabe im höchsten Grade lästig ist und daß sie es als ihre Hauptaufgabe ansieht, den Verkehr Portugals mit dessen Kolonien zu heben. Nur mit äußerstem Widerstreben hat sie sich dazu verstanden, drei Häfen der Kolonie anzulaufen, statt wie im Anfang, nur einen. Die Küstendampfer nehmen in ihren Fahrten auf die Bedürfnisse der portugiesischen Kolonien ungleich mehr Rücksicht als auf die der deutschen. Zur Zeit meiner Anwesenheit fuhren dieselben nach Ankunft der großen Dampfer nicht etwa sogleich nach der deutschen Küste, sondern zuerst nach den portugiesischen Häfen, so daß sich der Transport von deutschen Waaren nach der Kolonie oft Monate lang verzögerte. Die Küstendampfer liefen oft Abends nach 6 Uhr ein und am nächsten Morgen schon wieder fort. Wenn ihr Erscheinen überhaupt zufällig bemerkt wurde — es selbst bekannt zu machen, hielt man für überflüssig, — so blieb selten Zeit, um die Waaren zu löschen und zu laden, da in der späten Abendstunde natürlich keine Arbeiter erhältlich waren. Auf die unentwickelten Verhältnisse an der Küste bezüglich des Waarentransports von und an Bord wurde nicht die geringste Rücksicht genommen. Die Generalvertretung in Sansibar nahm ebenso wenig auf den Passagierverkehr mit der Küste irgend welche Rücksicht; die Dampfer nach dort wurden ohne vorherige Ankündigung abgelassen, wenn es ihr gerade paßte, und es ist vorgekommen, daß eine Anzahl Passagiere in Sansibar noch am Tage vor dem Abgang eines Küstendampfers nach Tanga im Unklaren gelassen worden sind, ob das Schiff doch nicht noch schließlich die Fahrt nach den in jeder Richtung bevorzugten portugiesischen Kolonien antreten würde. Waaren, die von Deutschland nach Tanga bestimmt waren, sind oft so tief unten in die Schiffe verstaут worden, daß sie erst nach Sansibar gebracht werden mußten, um dort ausgeladen und dann erst nach Tanga zurückgeliefert zu werden. Solches ist geschehen mit dem Marine-Denkmal und, wenn die Zeitungsnachrichten richtig sind, auch mit Instrumenten für die Ingenieure der Bahn Tanga—Korogwe und 20 000 Stück Ziegeln, welche sogar auf dem „Kanzler“ mit

nach Mozambique geschleppt sein und mit diesem ihren Untergang gefunden haben sollen. Die Wahrheit dieser Nachricht muß ich allerdings bezweifeln, denn die Rücksichtslosigkeit der Linie wäre in diesem Falle denn doch gar zu unerhört.

Alles was ich im Uebrigen an Vorwürfen vorgebracht habe, beruht auf Thatfachen, die in der Zeit meines Dortseins vorgefallen sind. Ob in der Zwischenzeit, nachdem die Linie nunmehr erst ihre regelmäßigen Fahrten begonnen hat, sie ihre Stellungnahme gegenüber den Interessen der Kolonie etwas geändert hat, weiß ich nicht. Allein abgesehen von diesem Verhalten der Linie, müssen wir uns die Frage vorlegen, sind die ihr vertragsmäßig obliegenden Pflichten denn als genügende Gegenleistung für die Subventionen anzusehen?

Ich glaube sicher nicht. Wenn von Freunden der Linie von vornherein zugegeben wird, daß sie durch den portugiesischen Verkehr glänzende Geschäfte macht, und nur behauptet wird, daß sie im Küstenverkehr zusehen muß, so liegt das, falls es den Thatfachen entspricht, vielleicht daran, daß sie sich nicht die geringste Mühe giebt, diesen Verkehr in die Hand zu bekommen. Im Uebrigen ist das auch das am wenigsten wichtige Zugeständniß der Linie. Auch wenn eine subventionirte Linie nicht bestünde, würde durch Privatinstiute sicherlich für den Küstenverkehr ausreichend gesorgt werden, war doch vor der Schaffung der subventionirten Ostafrikalinie bereits eine Küstenschiffahrts-Gesellschaft in Bildung begriffen. Als ein weiteres Zugeständniß betrachtet die Linie das Anlaufen der drei ostafrikanischen Häfen. Sollte sie aber wirklich, was ich bezweifele, dort nicht so viel Frachten erlangen, daß ihre Auslagen gedeckt werden, so sind diese jedenfalls so gering — die Auslagen für einen Tag sollen sich auf 1000 M. belaufen, — daß sie gegenüber der Subventionssumme überhaupt gar nicht in Betracht kommen. Sonstige Zugeständnisse hat die Linie aber theils nicht gemacht, theils nicht gehalten. Die Dampfer laufen am langsamsten von allen ostafrikanischen Dampfern, sind kleiner und ungleich schlechter eingerichtet — namentlich die zweiten Kajüten — als die französischen, haben eine sehr mittelmäßige Verpflegung, aber sehr hohe Passagier- und Frachttarife.

Die Passagierpreise sind so enorm hoch, daß sie in keiner Weise einen der mit Subventionirung der Dampferlinie verfolgten Zweck, einen regeren Verkehr zwischen Mutterland und Kolonie herzustellen, erfüllen. Wären sie etwa um ein Drittel billiger, so würde manch wohlhabender Mann sich gern dazu entschließen, einmal aus eigener Anschauung Deutsch-Ostafrika kennen zu lernen und das Interesse und das Verständniß für diese Kolonie würde ungemein wachsen. Die Gesellschaft selbst würde sich in Folge des vermehrten Passagierverkehrs gar nicht schlechter dabei stehen als jetzt. Gegenwärtig wird Jeder, der es nur irgend mit seinen Dispositionen zu vereinen vermag, die französische Linie benutzen. Wer in Süddeutschland wohnt, kommt, die Eisenbahnfahrt eingerechnet, billiger weg, wenn er über Marseille, als wenn er über Hamburg fährt, und auch der Norddeutsche zahlt lieber einige Kronen mehr, um mit den prachtvollen Dampfern der Messageries maritimes mit ihren vorzüglichen Einrichtungen, ihrer ausgezeichneten Verpflegung und ihren wunderbar schnellen Fahrten — bei gutem Wetter braucht man von Sansibar nach

Marseille nur 16 Tage — hundertmal angenehmer zu fahren, als mit den deutschen Dampfern. Namentlich der Passagier zweiter Klasse wäre geradezu ein Narr, wenn er letztere benutzen wollte. Denn hier findet er Einrichtungen, über welche der Berliner Arbeiter, fände er in seiner „Destille“ die gleichen, ganz erheblich die Nase rümpfen würde, und das Essen daselbst verhält sich zu dem Essen in der zweiten Klasse der französischen Dampfer etwa wie das des gutsituirten Kleinbürgers zu dem der ersten Pariser Hotels. Was aber das Reisen auf den französischen Dampfern den Passagieren zweiter Klasse ganz besonders angenehm machen muß, ist der Umstand, daß hier das prachtvolle, wirklich großartig schöne Promenadendeck beiden Klassen gemeinsam ist, auf den deutschen Dampfern dagegen für die Passagiere zweiter Klasse ein Raum zum Promeniren kaum, das heißt nur in den spärlichsten Dimensionen vorhanden ist.

Aber auch in der ersten Klasse sind die Unterschiede so groß, daß auch hier die französischen Dampfer stets eine große Anzahl Deutscher nach Hause bringen. „Aber aus Patriotismus werden Sie doch wenigstens die deutsche Linie benutzen,“ wurde mir in Sansibar entgegengerufen. Im Gegentheil, antwortete ich, gerade aus Patriotismus fahre ich nicht mit dieser Linie, denn wenn alle Deutschen das Gleiche thäten, und damit diese Linie einem vollständigen Boykott unterworfen würde, so würden sich die Herren Unternehmer wohl endlich zu durchgreifenden Aenderungen entschließen und damit allein hätte man dem Deutschthum einen Dienst erwiesen.*)

Ich halte es für nicht unmöglich, daß in gewissem Umfange der gleiche Boykott der deutschen Linie auch bezüglich des Waarentransports passiren könnte, wenn sie sich nicht entschließt, ihre hohen Frachtsätze herabzusetzen. Daß dieselben ohne jede kolonialpolitische Rücksicht, also ohne jede Berücksichtigung des Zwecks, um dessentwillen Regierung und Reichstag ihr die Subvention bewilligt haben, von der Linie aufgestellt sind, beweist aufs schlagendste die Thatsache, daß derjenige Artikel, dessen Einfuhr nach Afrika gerade am meisten begünstigt werden sollte, mit dem höchsten Frachtsatz belegt worden ist. Die Linie hat drei Tarife: 30, 40 oder 50 Mark für einen Kubikmeter Raum oder nach Wahl der Linie eine Tonne Gewicht.

Baumwollenwaaren werden nun mit fünfzig Mark verfrachtet!

Diese Maßregel ist selbst von dem Standpunkt aus unbegreiflich, der ganz ausschließlich die Unternehmer der Linie beherrscht. Selbst vom rein egoistischen kaufmännischen Standpunkt aus wäre es klug, für eine Waare, die überhaupt kaum mit der gleichen Waare eines fremden Landes konkurriren kann, den denkbar niedrigsten Tarif anzu-

*) Ich will hier ausdrücklich bemerken, daß ich die obigen Mittheilungen ausschließlich aus allgemeinem Interesse und nicht etwa in Folge irgend welcher persönlicher Vorkommnisse gemacht habe. Ich selbst habe im Gegentheil auf den deutschen Dampfern stets die zuvorkommendste Behandlung erfahren und mit allen Kapitänen und Offizieren der Ozean- und Küstendampfer im besten, auch nicht durch den geringsten Vorfall getrübbten Einvernehmen gestanden. Ich bitte daher diese Herren, denen ich persönlich näher getreten bin, ausdrücklich, die obigen Auseinandersetzungen keineswegs als persönliche Angriffe auffassen zu wollen.

setzen, damit überhaupt Verfrachtungen dieser Waare erfolgen. Ist dieselbe nun gar ein Massenartikel, der, wenn er überhaupt verfrachtet werden kann, durch die großen Mengen der Frachten das Minus des Tarifs durchaus auszugleichen verspricht, so zeigt das, wenn nicht andere Motive hier zu Grunde liegen, von einer ganz unfaßlichen Kurzsichtigkeit. Eine solche Tarifspolitik kann vom kaufmännischen Standpunkte aus richtig sein, wenn der Rheder selbst ein bedeutender Importeur dieser Waaren ist, wie das ja mit Woermann in Westafrika der Fall ist. Wenn aber auch bei der deutsch-ostafrikanischen Linie Firmen, die nach Sansibar Baumwollenwaaren exportiren, theilhaftig sind, so ist es doch kaum glaublich, daß ihr Einfluß auf die untheilhaftigen Aktionäre ein so enormer gewesen ist, um eine so einschneidende Maßregel durchdrücken zu können. Man hat zwar, als im Anfang die Linie sich weigerte, andere deutsche Häfen als Dar-es-Salaam anzulaufen, auch diese Weigerung auf den Einfluß der Sansibarer Kaufleute zurückgeführt, weil diese ein lebhaftes Interesse daran hätten, daß der Handel an der Küste sich möglichst wenig entwickle, und ich selbst habe daran geglaubt, allein die verhältnißmäßig geringe Summe, mit welcher diese Firmen an der Linie theilhaftig sind, macht diese Annahme doch recht zweifelhaft. Es ist wohl möglich, daß sie mit ihrer „Kenntniß der Verhältnisse“ im Anfang ihren Mitaktionären imponirt haben mögen, aber auf die Dauer werden so gewiegte Kaufleute und Rheder, wie es die übrigen Mitaktionäre sind, ihren eigenen Vortheil doch nicht in so hohem Grade verkennen. Sei dem wie ihm sei; jedenfalls darf im Interesse der deutschen Industrie nicht damit gewartet werden, bis die Unternehmer der Linie zu besserer Erkenntniß ihres eigenen Vortheils gekommen sind, sondern es muß ein Druck auf sie ausgeübt werden, der sie zur Herabsetzung der Frachttarife, insbesondere für Baumwollenzeuge zwingt.

Dazu scheint mir einen gerechtfertigten Anlaß die von derselben Gesellschaft im Verein mit der D. D. A. G. ins Werk gesetzte Errichtung der Dampferlinie Ostafrika-Bombay zu bieten. Durch eine solche wird die Konkurrenz der deutschen Baumwollenwaaren mit der indischen noch weit mehr als bisher erschwert, der Zweck der Subvention als noch mehr vereitelt. Ich glaube, daß die deutsche Reichsregierung aus dieser Thatsache einen triftigen Grund für die Revision des Vertrages mit der Dampferlinie herleiten kann. Man müßte von der Gesellschaft verlangen, daß sie die Fracht für Baumwollenwaaren von Deutschland nicht höher stellt als die für die gleichen Waaren aus Bombay und in keinem Falle höher als die Waaren ihres niedrigsten Tarifs.

Da eine solche Erniedrigung der Tariffätze im wohlverstandenen eigenen Interesse der Gesellschaft läge, so hätte die Regierung auch nicht nöthig, ihr irgend welche Kompensationen dafür anzubieten. Nichtsdestoweniger ist dieselbe aber in der Lage, ohne Schädigung des öffentlichen Interesses das dadurch zu thun, daß sie die Linie von der Pflicht entbindet, die Dampfer auf der Ausreise zuerst Dar-es-Salaam und dann erst Sansibar anzulaufen. Es ist ja richtig, daß dadurch das Gouvernement die europäische Post etwas später erhalten würde, aber andererseits schließt die jetzige Fahrordnung doch auch einen erheblichen Nach-

theil für die Passagiere nach Sansibar ein, der durch einen — wenn auch möglichst knapp bemessenen — Aufenthalt der Dampfer in Sansibar behoben werden könnte. Für die Linie brächte diese Vergünstigung aber eine erhebliche Ersparniß an Zeit und Kosten mit sich.

Gegen das Zugeständniß einer weiteren Tarifherabsetzung könnte man vielleicht auch ohne beträchtlichen Schaden der Linie gestatten, an der deutsch-ostafrikanischen Küste einen Dampfer weniger wie bisher laufen zu lassen, falls sie wirklich mit diesen Küstendampfern keine genügenden Gewinne machen sollte. Ein Dampfer mit möglichst häufigen Fahrten würde dem Verkehrsbedürfniß an der deutschen Küste vorläufig wohl genügen, da ja das Gouvernement über eigene Dampfer verfügt und für die Verfrachtung der Waaren des inneren Handels der Dauerverkehr ein bis jetzt wohl noch allgemein benutztes Mittel bietet.

Zimmerhin dürften die auf diese Weise zu erreichenden Zugeständnisse noch nicht hinreichen, um die deutsche Baumwollenindustrie gegenüber der indischen konkurrenzfähig zu machen.

Dazu wären noch weitere Maßregeln nöthig. Eine solche läge in der weiteren Herabsetzung der Tarife und in der höheren Subventionirung der Linie. Letztere brauchte nicht nach einer bestimmten Höhe bemessen zu werden, sondern könnte der Verfrachtung von Baumwollenwaaren vollständig parallel gehen dergestalt, daß thatsächlich die Gesellschaft die alten (aber gegenüber den 50 Mark bereits herabgesetzten) Frachtsätze erhielt. Die Gelder für diese Subventionen wären sodann aus den Zollerträgen für diese selben Baumwollenstoffe zu entnehmen, während der Entgang dieser Erträge für die koloniale Finanzwirtschaft durch Zölle zu ersetzen wäre, die in erster Linie Araber, Jnder und die Eingeborenen träfen.

Durch diese Maßnahmen würden zugleich die Einnahmen der Dampfschiffahrts-Gesellschaft in Folge der vermehrten Frachten bedeutend erhöht werden, und dieser unserer Rhederei erwachsende Nutzen ist gewiß ein Ziel, welches den Bestrebungen unserer Reichsregierung entspricht und das anzustreben im allgemeinen Interesse des Reiches liegt, umjomehr als das Unternehmen, eine Linie nach Ostafrika einzurichten, da seine Rentabilität sich durchaus nicht mit Sicherheit vorhersehen ließ, die die größte Anerkennung verdient. Möchte nur unser gesamntes überschüssiges deutsches Kapital sich mit gleicher Bereitwilligkeit Unternehmungen zu Gunsten unserer Kolonien zuwenden, wie das die Herren Woermann und ihre Mitaktionäre gethan haben.

Allein die vorgeschlagene Maßregel könnte noch weit wirksamer gestaltet werden. Denn je höher die Eingangszölle in Afrika angesetzt würden, desto größere Subventionen könnten an die Dampferlinien gezahlt werden, desto größer könnten die Frachtnachlässe für die deutschen Baumwollenstoffe sein und desto größer wäre die Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie und damit der Nutzen, den diese sowohl wie die deutsche Rhederei aus dem Besitz unserer Kolonie ziehen würde.

Durch ein späteres Abkommen zwischen Deutschland und England haben sich die beiderseitigen Regierungen nun zwar verpflichtet, keine höheren Eingangszölle in Ostafrika zu erheben als 5 pCt. vom Werth der Waaren, allein das deutsche Gouvernement hat gezeigt, daß es

gewillt ist, alle solche Derogationen der Souveränität aufs engste zu interpretiren und hat als Verbrauchssteuer einen Zuschlag von $1\frac{1}{2}$ pCt. vom Waarenwerth zu dem Zoll zu erheben beschlossen. Hiermit ist der Hebel gegeben, der auch im Interesse der Lösung der vorliegenden Frage mit Erfolg angelegt werden könnte.

Von der Thatsache ausgehend, daß die Menge der von jedem Geschäft eingeführten Baumwollensstoffe das getreueste Bild für den jährlichen Umsatz eines solchen giebt, hätte man eine nach diesem Maßstabe gemessene Geschäftssteuer einzurichten, welche sich auf 10 pCt. vom Werth der eingeführten Baumwollensstoffe belaufen könnte. Die hieraus eingehenden Gelder würden dann zur Subventionirung der Ostafrika-Linie behufs Frachterniedrigungen für deutsche Baumwollensstoffe verwandt werden. Mit dieser Maßregel würde einerseits die Konkurrenzfähigkeit der deutschen mit der indischen Textilindustrie vollständig hergestellt werden, die sämtlichen Frachten von Baumwollenswaren nach Deutsch-Ostafrika der deutschen Linie zugewandt und außerdem in den Zolleinnahmen der Kolonie nicht der geringste Ausfall herbeigeführt werden, da die bisherigen Zölle von 5 pCt. ja ohne Schaden auch von den deutschen Importeuren weiter gezahlt werden könnten und in diesem Fall dann nicht zur Subventionirung der Linie behufs Frachtnachlässe verwandt zu werden brauchten.

c. Andere Maßregeln.

Eine weitere Maßnahme, von der man mit ziemlicher Sicherheit annehmen kann, daß sie die Einfuhr mütterländischer Erzeugnisse in die Kolonie heben würde, wäre die Statuirung von Differentialausfuhrzöllen in der Kolonie. Diese soll jedoch des Zusammenhanges halber an anderer Stelle, wo ihre Hauptwirkung in Frage steht, ausführlicher besprochen werden.

Es ließen sich vielleicht noch andere Maßregeln ersinnen, um der deutschen Textilindustrie den Wettbewerb mit der indischen zu erleichtern, aber keine scheint mir den gleichen Erfolg zu versprechen, wie die oben vorgeschlagene. So habe ich anfangs folgende Maßregeln für wirksam gehalten, die ich aber bei längerem Nachdenken doch als erfolglos erkennen mußte. Ich dachte daran, daß es vielleicht anginge, in der Kolonie obrigkeitliche Minimalpreistaxen einzuführen und die Preise für die Baumwollensstoffe so hoch anzusetzen, daß auch der deutsche Industrielle sie zu liefern in der Lage wäre. Aber leider lassen sich solche Minimaltaxen — wie die Beispiele der mittelalterlichen Minimaltaxen für Bier auf den Dörfern beweisen — niemals streng durchführen, weil dem Verkäufer zahllose Mittel und Mittelchen zu Gebote stehen, um dem Käufer doch billigere Waaren zu liefern als die Taxen es fordern. Sicherlich würde es in unserm Fall der Jnder auch verstehen, den Eingeborenen zu veranlassen, bei ihm indische statt beim Europäer deutsche Waaren zu kaufen.

Die Einführung einer hohen Geschäftssteuer ohne Rücksicht auf die Größe des Umsatzes würde sicherlich den kleinen Jndern den Handel in unserer Kolonie unmöglich machen und damit die Importeure indischer Waaren beseitigen. Allein auch diese Maßregel würde ihren Zweck

verfehlen, da einerseits eine Anzahl der in der Kolonie anässigen Inder selbst reich genug wären, um die Steuern zu bezahlen, andere von ihren reichen Auftraggebern in Sansibar und Indien die Mittel zu ihrer Entrichtung erhalten würden, andererseits von einer solchen Steuer auch die kleineren deutschen Geschäfte hart getroffen würden, was durchaus nicht wünschenswerth erscheint.

Nach dem zwischen dem Deutschen Reich und der D. D. A. G. getroffenen Abkommen hat diese das Recht, herrenloses Land in Usagara, Usagua, Unguu und Ukami, in einem Küstengebiet von 10 Meilen Tiefe und auf der Insel Mafia zu okkupiren. Man könnte nun an diesen Umstand folgenden Vorschlag knüpfen. Es wird der D. D. A. G. anheimgestellt, den Eingangszoll für die von ihr einzuführenden deutschen Baumwollenzeuge für eine Reihe von Jahren im Voraus zu bezahlen, das Reich aber verwendet diese Summe dazu, von der D. D. A. G. das Okkupationsrecht in den genannten Landstrichen zu erwerben. Der praktische Erfolg dieser Vereinbarung wäre der, daß für eine Reihe von Jahren deutsche Baumwollwaaren von der D. D. A. G. zollfrei eingeführt werden und dadurch vielleicht die indischen Waaren vom Markt verdrängen könnten. Allein gegen diese Maßregel spricht einmal, daß dadurch die D. D. A. G. in einem Geschäftszweige ein thatsächliches Monopol erlangen würde, was ich allerdings, wenn auch als nicht ganz unbedenklich, so doch keineswegs als ausschlaggebend für die Ablehnung ansehen würde, dann aber insbesondere, daß die genannten Landschaften, weil sie sicherlich für die nächste Zukunft nicht zur intensiveren Kultivirung durch Europäer berufen sind und weil sowieso das Reich für seine Zwecke auch hier Land okkupiren kann, für dieses nicht einen so hohen Werth haben würde, daß es seine wichtigste Einnahmequelle dagegen umtauschen dürfte.

Eher schon ließe sich die Sache so denken, daß nach wie vor die 5% vom Werth der Eingangszölle für die Baumwollwaaren auch von der D. D. A. G. erhoben würden, daß aber außerdem die Firmensteuer von 10% ihres Werthes eingeführt würde, und daß die Befreiung von dieser die D. D. A. G. durch Hingabe des Okkupationsrechtes erkaufen würde. Die thatsächliche Entschädigung für dieses läge dann darin, daß sie so hohe Preise für die Baumwollwaaren ansetzen könnte, als sie sich nicht selbst durch erhebliche Verminderung des Absatzes das Geschäft verderben würde. Die Entschädigung anderer kleinerer deutscher Geschäfte, deren es ja bis jetzt nur eine ganz geringe Anzahl giebt, wäre dann darin zu suchen, daß die D. D. A. G., nachdem sie das thatsächliche Monopol in einem großen Artikel errungen hätte, aus eigenem Antrieb das Geschäft in weniger bedeutenden Artikeln Anderen überlassen würde, da sie durch eine derartige Konzentrirung ihrer geschäftlichen Thätigkeit auf einen einzigen, aber äußerst gewinnreichen und absatzfähigen Artikel an ihren Unkosten große Ersparnisse machen könnte.

Daß durch eine derartige Maßregel in letzter Linie die Eingeborenen getroffen würden, da diese höhere Preise als bisher für die Baumwollwaaren zu zahlen hätten, dürfte uns von ihrer Durchführung nicht abschrecken. Denn das müssen wir uns klar machen: Wollen wir auf

irgend einer Weise die Produkte unserer Textilindustrie in unserer Kolonie absetzen, so müssen die Eingeborenen gezwungen werden, mehr Gegenwerthe als bisher, für die Industrieprodukte zu leisten. Weit entfernt, daß diese Folge zu bedauern wäre, ist sie vielmehr als ein Faktor von größter kultivatorischer Bedeutung freudig zu begrüßen. Denn der Gegenwerth, den der Afrikaner in letzter Linie uns leisten kann, ist Arbeit; auch das Sammeln von Naturprodukten, das Jagen der Elephanten, der Transport an der Küste, alles das erfordert doch außer der Gunst der natürlichen Verhältnisse auch Arbeit. Und die Arbeitsleistungen der Eingeborenen zu vermehren, ist ja schließlich das oberste Ziel aller kultivatorischen Thätigkeit. Verstärkte Arbeitsleistungen werden wir aber auf dem Wege der Vermehrung der Bedürfnisse des Negers nur sehr schwer und sehr allmählich, bewirken, sehr schnell aber und mit vollster Sicherheit, wenn wir ihn zwingen, für die Befriedigung seiner bereits vorhandenen Bedürfnisse mehr Arbeit zu leisten, als bisher.

In einem solchen Zwang wäre aber nicht die leiseste Spur einer ungerechten und tyrannischen Behandlung zu sehen, wie das die Anhänger falscher Humanitätsideen vielleicht anzunehmen geneigt wären. Denn als Gegenwerthe für diesen Zwang bringen wir den arbeitenden Negern Schutz vor den räuberischen wilden Völkern des Innern, Schutz vor betrügerischer Ausbeutung durch die Indier und Schutz vor Versklavung durch die Araber. Diese Schutzgewährung erfordert von uns große Opfer an Gut und Blut, und wir müßten doch wahrhaftig nicht gesunden Sinnes sein, wenn wir hierfür seitens der Geschützten keine Gegenleistungen fordern wollten. Ganz von denselben Anschauungen geht auch der durch und durch liberal und freihändlerisch gesinnte Leroy Beaulieu aus, wenn er an der oben erwähnten Stelle zur Vertheidigung der Differentialzölle in jungen Tropenkolonien noch hinzufügt: „Die Differentialzölle würden eine Art Steuer bilden, die der einheimischen Bevölkerung auferlegt würde, um in etwas die Wohlthaten zu kompensiren, die man ihr gebracht hat, nämlich die Ordnung und eine gerechte Verwaltung.“

Es ist leicht möglich, daß Maßregeln ausgedacht werden können, die noch wirksamer wären, als die hier vorgeschlagenen, aber daß irgend eine solche ergriffen werden muß, wenn wir unserer Industrie in Afrika ein großes Absatzfeld eröffnen wollen, das ist meine feste Ueberzeugung.

Entschließen wir uns nicht zu irgend einem Zwangssystem, das diese Wirkung hat, zu greifen, so lassen wir uns damit den wichtigsten wirthschaftlichen Vortheil, den der Besitz von Kolonien überhaupt mit sich bringt, einfach entgehen. Unser Absatzgebiet nur mit Hilfe unserer wirthschaftlichen Kräfte an irgend einem Punkte der Erde zu erweitern, wo unsere Industrie aus natürlichen Gründen konkurrenzfähig ist, dazu bedarf es nur der Inszenierung dieser Kräfte, der ernstlichen wirthschaftlichen Anstrengung; eines Kolonialbesitzes bedürfen wir zu diesem Zwecke nicht. Was dieser uns gegenüber anderen Absatzmärkten für einen Vorzug bieten kann, das ist einzig und allein die Thatsache, daß wir hier vermöge der von uns erworbenen Herrschaft die Konsumenten zwingen können, uns unsere und nicht fremde Waaren ab-

zunehmen, auch wenn für den Absatz dieser letzteren bessere natürliche Bedingungen vorhanden sind wie für die unseren.

Erst wenn durch solche Maßregeln unser Volk auch wirthschaftliche Vortheile aus unserem Kolonialbesitz gezogen haben wird, erst dann wird die Ueberzeugung von der Nützlichkeit einer energischen Kolonialpolitik auch die erwerbenden Kreise, insbesondere die der Industriellen, der Kaufleute und in Folge der vermehrten Arbeitsgelegenheit auch die der Arbeiter mehr und mehr durchdringen. Denn das dürfen wir doch nicht ableugnen, daß dieses Motiv für die Betretung kolonialer Bahnen bis jetzt nur sehr wenig praktisch hat wirken können. Die große Mehrzahl der Kolonialfreunde hat sich für die Erwerbung überseeischer Besitzungen in erster Linie nicht aus materiellen, sondern aus idealen Beweggründen begeistert. Die Aussicht auf eine Erweiterung der politischen Macht und des Ansehens des Deutschen Reiches in der ganzen Welt, die Hoffnung auf ein gewaltiges Thätigkeitsfeld für die thatendurstige, idealgesinnte Jugend der nachsiebziger Zeit, das energische Streben deutsches Wesen auch in fernen Gegenden durch Beherrschung von Millionen neuer Unterthanen mit der ganzen Wucht einer von ihrem Weltberuf überzeugten Volkskraft geltend zu machen, das war es, was unsere Herzen für eine groß angelegte deutsche Kolonialpolitik entflammete, das war es, was alle feindlichen Kräfte, die sich draußen und drinnen dem deutschen Expansionsstreben entgegenstellten, mit unwiderstehlicher Gewalt zu Boden schmetterte.

Aber dieser ideale Drang, wird er auf die Dauer genügen, unsere Kolonien auch wirthschaftlich auszubeuten und sie dadurch mit um so engeren Banden an uns zu ketten? Sicherlich nein. Dazu gehört vielmehr, daß auch der Erwerbzmensch um des Erwerbes willen für die Kolonien sich erwärmt. Nun wird man antworten: Damit müssen wir noch warten; denn niemals sind in Kolonien schon nach so kurzer Zeit praktische Erfolge errungen worden. Soweit diese Erfolge sich auf europäische Produktionen beziehen, ist dieser Einwurf gewiß richtig, aber in Ostafrika sind wir in der glücklichen Lage, eine große Bevölkerung zu besitzen, die bereits seit langem mit Erfolg produktiv thätig ist, und deren Produktion wir durch Austausch ihrer Erzeugnisse mit unseren Fabrikaten für uns ausnutzen können. Verabsäumen wir aber, diesen Verkehr jetzt schon anzubahnen, so wird uns für immer dies mit jedem Jahr sich erweiternde Absatzfeld verloren gehen, und während andere Nationen die Ausgaben für die Produktion ihrer Kolonialwaaren, insbesondere also die Arbeit der Eingeborenen, mit den eigenen Gewerbeerzeugnissen bezahlen können, werden wir es mit unserem Golde und Silber thun müssen. So lange dieser Zustand währt, werden wir niemals die Erwerbsskreise des deutschen Volkes für unsere ostafrikanische Kolonialpolitik gewinnen können, und werden wir ihnen, soweit sie nicht fähig sind, sich über den rein wirthschaftlichen Standpunkt zu erheben — und wie Wenige vermögen das! — eine solche ablehnende Haltung auch niemals verübeln können.

2. Die Förderung der Einfuhr kolonialer Erzeugnisse in das Mutterland.

a. Aufhebung der Eingangszölle auf koloniale Produkte.

Seitens des Kolonialraths ist es als wünschenswerth ausgesprochen, daß die Produkte unserer Kolonien bei ihrer Einfuhr nach Deutschland vom Eingangszoll befreit würden. Diese Eingangszölle haben für je einen Hundner (100 Kilo) der wichtigsten*) Kolonialprodukte folgende Höhe:

Kaffee	40 Mk.	Kakao	35 Mk.
Thee	100 "	Kakaochalen	12 "
Gewürze	50 "	Kakaofabrikate	80 "
Zucker	30 "	Tabak	85 "
Syrup und Melasse	15 "	Zigarren und Zigaretten	270 "
Sesam und Erdnüsse	2 "	Andere Tabakfabrikate	180 "
Sesam- und Erdnußöl	10 "	Palm- und Kokosöl	2 "
Rizinusöl, denaturirt	2 "	Baumwollsamensöl in	
Bearb. Kautschuk 3, 40, 60 u. 90	"	Fässern	4 "

Unbearbeiteter Kautschuk, Baumwolle, Baumwollensamen, Rizinus-samen, Palmkerne und Kopra sind zollfrei.

Die Befreiung der deutschen Ueberseewaaren von diesen Zöllen könnte nun entweder den Zweck haben, die Produktion in den Kolonien überhaupt anzuregen oder aber den heimischen Markt den dortigen Produzenten als besonders anziehend erscheinen zu lassen, und sie damit zum Verkauf ihrer Produkte in der Heimath zu veranlassen, oder aber den kolonialen Produkten bei den deutschen Konsumenten leichteren Eingang zu verschaffen.

Die ersten beiden Zwecke, von denen der eine noch im folgenden Abschnitt näher zu besprechen sein wird, würde erreicht werden, wenn die durch die Zollfreiheit entstandene Preiserniedrigung den Produzenten, die letztere, wenn sie den Konsumenten zu Gute käme.

Ich glaube nun, daß der erste Fall niemals eintreten würde. Das geht schon aus der Technik des Großhandels hervor. Der inländische Großhändler kauft die Ueberseewaare nämlich fast immer transito, das heißt ohne Zoll, aus dem Zollschuppen heraus und zahlt den Zoll dann selbst. Der Importeur erhält also stets den Preis ohne Rücksicht auf den Zoll. Die Zollfreiheit deutschkolonialer Produkte würde daher auf die Höhe des ihm gezahlten Preises nicht den geringsten Einfluß ausüben. Der Großhändler würde nun aus dem Umstande, daß er keinen Zoll zu zahlen hat, wahrscheinlich in der Weise Nutzen zu ziehen suchen, daß er einen Theil der Zolldifferenz für sich behält und einen Theil dazu benutzt, um durch billigeres Angebot der Waare einen Vorsprung vor seinen Konkurrenten zu gewinnen. Ganz ebenso würden die weiteren Zwischenhändler verfahren. Wäre die Zolldifferenz bei einer Waare nun eine so erhebliche, daß sie bis zum Kleinrämer herab sich bemerkbar machen könnte, so würde auch der Konsument etwas daran gewinnen

*) Einige weniger wichtigen Artikel werden später gelegentlich zur Erörterung kommen.

und die aus den deutschen Kolonien stammenden Waaren etwas billiger erhalten als die fremden; wäre das aber nicht der Fall, so bliebe der ganze Gewinn in den Händen der Zwischenhändler stecken.

Ein kolonialpolitisches Interesse, die Händler mit kolonialen Produkten zu bereichern, liegt nicht vor, es würde sich daher nur um die Frage handeln: Bedürfen unsere koloniale Produkte, um sich den heimischen Markt zu erobern, die Vergünstigung, daß sie den Konsumenten zu geringerem Preise angeboten werden, als die fremden? In Anbetracht des Affektionswerthes, den in Folge des Interesses für unsere Kolonien die dortigen Erzeugnisse doch für eine Anzahl von Deutschen haben, ist dieses Mittel, den Absatz zu haben, sicherlich dann nicht nothwendig, wenn die Produkte nicht schlechter sind, als fremde. Ja dieser Affektionswerth scheint doch so groß zu sein, daß vorläufig noch die Preise gleich guter Waaren höher sind, wenn sie aus unsern Kolonien als wenn sie von fremdher kommen. Wenn auch bei steigendem Angebot deutschkoloniale Erzeugnisse diese Preiserhöhung allmählich aufhören wird, soviel wird das koloniale Interesse doch stets wirken, daß den Provenienzen aus Deutsch-Nebersee mindestens die gleichen Preise gesichert sein werden, wie gleich guten fremden Waaren.

Die Zollfreiheit für Produkte aus Deutsch-Nebersee würde also weder die Produktion daselbst fördern, weil der Vortheil nicht den Produzenten zu Gute käme, noch nöthig sein, um denselben den Absatz in der Heimath zu erleichtern, da ihnen hier der Markt sowieso gesichert ist. Nur von einem ganz andern Gesichtspunkt aus ist eine solche Maßregel vielleicht zu rechtfertigen. Wenn nämlich die Zolldifferenz so groß ist, daß die Konsumenten in Folge davon die deutsch-kolonialen Produkte billiger haben, so erwächst zwar der Volkswirtschaft im Ganzen daraus nicht der geringste Vortheil, denn dieselben Consumenten müssen schließlich durch die einzelstaatlichen Matrikularbeiträge, also im wesentlichen durch direkte Steuern dem Reich den Entgang an Zoll wieder ersetzen, und von den Konsumenten hätten auch nur diejenigen einen Vortheil, welche die zollfreien Kolonialprodukte in übernormalen Mengen consumirten, aber die Konsumenten würden sich in der großen Mehrzahl einbilden, daß ihnen aus dem deutschen Kolonialbesitz ein greifbarer materieller Vortheil erwüchse, und die Schaar der Anhänger der Kolonialpolitik würde sich damit vergrößern.

Da aber in der That die Kolonialpolitik dem deutschen Volk wirthschaftliche Vortheile bringen wird, einmal durch Darbietung vortheilhafter Kapitalanlagen und gute Verzinsung derselben und zweitens — falls die entsprechenden kolonialpolitischen Maßregeln getroffen werden — durch Erweiterung des Absatzgebietes der deutschen Industrie, so ist der Glaube der Konsumenten an diese Vortheilhaftigkeit, mag er sich auch auf andere als die richtigen Schlüsse gründen, doch in jedem Fall ein gerechtfertigter, und es ist daher gewiß politisch richtig diesen Glauben zu stärken. Da außerdem meine obige Deduktion möglicher Weise doch von den Thatfachen umgeworfen werden könnte, indem es ja immerhin möglich ist, daß der Großhändler im Hinblick auf die Zollfreiheit einen höheren Preis für die deutsch-koloniale Waare bezahlen würde, als, ihrer Qualität gemäß,

ihr Marktwertth beträgt — welche Möglichkeit mir allerdings von Großhändlern selbst bestritten worden ist — so dürfte es sich doch wohl empfehlen, den Versuch mit der Zollbefreiung zu machen. Bei den geringen Mengen von deutschen Ueberseeerzeugnissen, die vorläufig erst eingeführt werden, würde der Ausfall für das Reich ja auch ein gar nicht in Betracht kommender sein.

Sollten wir erst einmal soviel Taback, Kaffee, Kakao oder Thee in unsern Kolonien produziren, daß wir einen beträchtlichen Theil unseres Bedarfes dort deckten, so würde die Frage in ein ganz neues Stadium rüeten. Wem es nicht in den Kopf will, daß wir dann Waaren, die aus deutschen Gebieten bei uns eingeführt werden, verzollen sollten — und ich habe in der That der Sachlage unkundige Laute gesprochen, die eine solche Verzollung gar nicht für möglich hielten — der möge diesen Zoll dann einfach als Steuer auf eine einheimische Produktion, etwa wie die Taback-, Branntwein- und Zuckersteuer betrachten. So gewendet, gewinnt die Frage ein ganz anderes Aussehen. Es handelt sich dann einfach um die Alternative direkte oder indirekte Besteuerung? Und wer der letzteren in gewissen Grenzen den Vorzug giebt, der wird sich in diesem Fall auch nicht durch seine kolonialfreundliche Gesinnung abhalten lassen, für den Eingangszoll deutsch-kolonialer Produkte zu stimmen.

Im Großen und Ganzen ist darnach die Entscheidung dieser Frage, soweit sie die bis jetzt allein behandelten kolonialen Massenprodukte betrifft, gegenwärtig ziemlich unwichtig, jedenfalls nicht entfernt von gleicher Tragweite wie die Frage, in welcher Weise die Einfuhr deutscher Gemberbeerzeugnisse in Ostafrika erleichtert, beziehungsweise erzwungen werden kann.

Eine andere Stellung glaube ich muß man gegenüber gewissen anderen Produkten einnehmen, deren Verzollung oder Nichtverzollung weil sie nicht in großen Mengen produziert werden, keinen wesentlichen Einfluß auf die Zolleinnahmen des Deutschen Reiches ausüben würde, bei denen aber eine Erhöhung des Konsums gerade durch Zollerleichterung herbeigeführt werden könnte. Ich denke hier besonders an präservirte Früchte.

Der Konsum der Ananas beispielsweise, dieser herrlichsten Frucht der ganzen Erde, ist bei uns in Deutschland ein wesentlich geringerer als in anderen europäischen Ländern, weil uns einmal die schnellen Verbindungen mit den Produktionsländern fehlen, die zur Einfuhr größerer Mengen von frischen Ananas erforderlich sind, präservirte aber einen Eingangszoll von 60 M. für den Hundner (100 Kilo) zahlen. Dieser Zollsatz gilt ebensowohl für die in eigenem Saft, wie für die mit Zucker eingekochten, da der niedrigere Satz von 4 M., der für das ohne Zucker eingekochte Obst besteht, nur bei nicht hermetisch verschlossenen Gefäßen in Anwendung kommt, Tropenpräservirte diese aber natürlich fordern. Die Motive für diese Anordnung sind leicht verständlich. Der hohe Satz von 60 M. soll die einheimische Herproduktion schützen, und seine gleichmäßige Anwendung auf alle Präserven unter hermetischem Verschuß ist vom zolltechnischen Standpunkt aus geboten, weil die Untersuchung der Büchsen auf den Zuckerzusatz zu den Früchten viel zu umständlich wäre. Gerade diese Umstände scheinen mir aber in diesem Falle für eine

differentielle Behandlung der kolonialen Ereignisse zu sprechen. Indem ich die Berechtigung gezuckerte Präserven höher zu verzollen wie ungezuckerte durchaus anerkenne, möchte ich befürworten, daß man Obstpräserven dann zu einem gegenüber den 4 Mark-Zoll nur um eine Kleinigkeit höheren Satz einläßt — ganz gleiche Verzollung wäre unangemessen weil es sich um ein gewerbliches, also höherwerthiges Produkt handelt — wenn die kolonialen Behörden die Nichtverwendung von Zucker bei der Herstellung derselben amtlich bescheinigen. Natürlich müßte den Zollbeamten der Kolonie der Zutritt zu den Herstellungsräumen jederzeit offen stehen, so daß sie sich durch Augenschein von der Methode der Fabrikation überzeugen könnten. Eine solche Behandlung des in Rede stehenden Zollobjektes ist gerade in unseren Schutzgebieten deswegen möglich und durchführbar, weil es hier unsere eigenen Behörden sind, auf deren Zeugniß hin die geänderte Zollbehandlung erfolgt. Es würde durch dieses Verfahren gewissermaßen die zollamtliche Untersuchung durch deutsche Zollbehörden statt im Eingangshafen schon im Produktionsorte erfolgen.

Durch eine solche Begünstigung kolonialer Erzeugnisse würde es bei der Höhe des Zolls — er beträgt gerade soviel als der gegenwärtige Preis der Waare selbst — den Zwischenhändlern möglich sein, sie zu einem erheblich geringeren Preise als andere Provenienzen anzubieten, und dadurch den Konsum in diesem Artikel überhaupt zu steigern. Diese Zollbehandlung würde also in gleicher Weise den Konsumenten wie den kolonialen Produzenten zu Gute kommen, da diese ohne dieselbe eine solche Produktion vielleicht überhaupt nicht mit Vortheil betreiben könnten.

Ganz ebenso wäre die Frage für die Zollbehandlung von Mangomarmeladen zu entscheiden, die gleichfalls ohne Zucker hergestellt werden können, aber in hermetisch verschlossenen Büchsen versandt werden müssen.

Anders steht die Sache bei eingemachten Mangofrüchten und eingemachtem Ingwer. Diese Präparate sind ohne Verwendung von Zucker überhaupt nicht herzustellen. Man sollte hier einen Mittelweg einschlagen und beide Artikel zwar zu einem etwas höheren Satze als ungezuckerte Präparate aber zu einem erheblich niedrigeren Satze als 60 Mk. für den Hundner einlassen, da ja auswärtiger Zucker überhaupt nur 30 Mk., Syrup und Melasse sogar nur 15 Mk. Eingangszoll zahlt, und die in Rede stehenden Präserven doch nur zu einem gewissen, oft nicht allzuhohen Prozentsatz aus Zucker bestehen. Auch sollte man ihnen vollständige Zollfreiheit gewähren, falls der Fabrikant in der deutschen Kolonie nachweist, daß er zur Herstellung der Präserven aus Deutschland eingeführten Zucker verwandt habe. Gerade für eingemachten und kandirten Ingwer wären Zollbegünstigungen für deutschkoloniale Provenienzen sehr geboten, weil ohne diese und zwar solche, die einen erheblich billigeren Verkaufspreis gestatten, als ihr ostindische und chinesische Waare hat, eine Konkurrenz mit diesen vorzüglichen Qualitäten vollständig ausgeschlossen wäre. Eine Vermehrung des Ingwergemusses liegt aber durchaus im allgemeinen Interesse, da dieser der Gesundheit, in Sonderheit der des Magens, ungemein zuträglich ist.

Am allerdringendsten aber möchte ich eine Aenderung in der Zollbehandlung getrockneter Bananen empfehlen. Im deutschen Zolltarif

ist dieser Artikel garnicht aufgeführt. Das amtliche Waarenverzeichnis zum deutschen Zolltarif dagegen, welches eine Aufzählung aller im Handel vorkommenden Artikel und eine Zuweisung derselben unter die einzelnen Tarifpositionen enthält, und das daher eine zwar nicht im Gesetzes- sondern im Verordnungswege festgestellte authentische Interpretation des Zolltarifs darstellt, bezeichnet die Bananen als Südfrüchte und verweist die getrockneten Bananen unter Position 25 g. Nr. 3.

In dieser Position werden getrocknete Datteln, Mandeln, Pomeranzen u. s. w. mit einem Zoll von 30 M. f. d. Hundner belegt, welcher in den Handelsverträgen mit Oesterreich und Italien auf 10 M. herabgesetzt ist. Diese Klassifizierung des amtlichen Waarenverzeichnisses scheint mir nicht dem Sprachgebrauch des Handelsverkehrs zu entsprechen. Denn dieser versteht unter Südfrüchten ausschließlich die Früchte der Mittelmeerländer; die tropischen Früchte müßten meiner Ansicht nach nicht den Südfrüchten sondern dem „Obst“ zugetheilt werden, wie dies das amtliche Waarenverzeichnis auch bezüglich der Ananas richtig thut. Dann aber müßten die Bananen nicht nach Position 25 g mit 30 M. sondern nach 25 p No. 2 mit 4 M. f. d. Hundner verzollt werden. Zum allermindesten sollten aber die Erzeugnisse unserer Kolonien die gleichen Zollvergünstigungen genießen, die wir den durch Handelsverträgen mit uns verbundenen Ländern gewähren,*) und die getrockneten Bananen, wenn sie schon als Südfrüchte behandelt werden, statt 30 M. nur 10 M. Zoll bezahlen.

Zu diesen formellen Gründen, die für eine Andersbehandlung des Bananenzolls sprechen, treten aber noch gewichtige materielle.

Die getrocknete Banane ist ein ungemein schmackhaftes Genuß- und Nahrungsmittel, das, im Gegensatz zur frischen, auch in großen Mengen und zu häufig wiederholten Malen genossen, weder dem Geschmack widersteht, noch der Gesundheit unzutraglich ist. Sie hat außerdem einen sehr hohen Nährwerth. Auf meine Bitte hat Herr Prof. Dr. Orth in seinem Laboratorium in der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin von Herrn Dr. Berju eine Analyse getrockneter Südseebananen vornehmen lassen, wofür ich ihm zu vielem Danke verpflichtet bin. Darnach fanden sich, neben einem Wassergehalt von 18,19%, an Nährstoffmengen 5,32% Eiweiß, 56,77% Zucker, 1—2% Stärke (nicht genau bestimmt), 0,34% Fett, 2,37% Asche und an Rohfaser nur 1,55% in den Bananen.

Nach den von König in seinen Zusammenstellungen über die Nährwerthe der Nahrungs- und Genußmittel gegebenen Durchschnittsziffern enthält unser Dörrobst folgende Mengen der für die Ernährung wichtigen Stoffe:

	Eiweiß	Zucker	Stärke	Asche
Birnen	2,07	29,13	10,33	1,67
Äpfel	1,28	42,83	5,56	1,51
Pflaumen	2,25	44,41	0,22	1,39

*) Dieser Grundsatz erscheint so selbstverständlich, daß er einer eingehenden Rechtfertigung kaum bedarf. Daß er bisher noch nicht in die Zollgesetzgebung aufgenommen worden ist, liegt wohl ausschließlich an dem geringen praktischen Interesse, den seine Durchführung bieten würde. Außer dem Zoll auf Früchte käme hier nun noch der auf Paprika in Betracht, der im allgemeinen 50 M., gegenüber Oesterreich und Italien aber nur 4 M. beträgt. Die Einführung letzteren Zollsatzes auf koloniale Provinzen würde die Einfuhr des in Ostafrika z. B. in sehr guter Qualität wild wachsenden Produktes nach Deutschland erst ermöglichen.

An Wasser enthielten die Birnen 29,41 die Aepfel 27,95 die Pflaumen 29,30%. Wenn darnach auch der wirkliche Nährstoffgehalt, das heißt der Gehalt der Trockensubstanz bei einer Vergleichung zwischen Bananen und deutschem Dörrobst für das letztere sich verhältnismäßig etwas günstiger stellen würde, so ist der Unterschied immerhin noch ein gewaltiger. An Eiweiß enthält beispielsweise darnach die Trockensubstanz der Bananen 6,5, der Birnen 2,9, der Aepfel 1,5, der Pflaumen 3,1%. Der Eiweißgehalt der wasserfreien Bananen beträgt also mehr wie das doppelte als der der wasserfreien Birnen und Pflaumen und mehr wie das vierfache der wasserfreien Aepfel. Im übrigen kommt aber für die Beurtheilung des Nährwerths eines Nahrungsmittels weniger der Nährstoffgehalt der Trockensubstanz, als der der wirklichen Handelswaaren in Betracht und bei diesen sind die Unterschiede, wie obige Zahlen zeigen, noch bedeutender. Auch der Gehalt an verdaulichen Kohlenhydraten ist bei den Bananen ungleich größer als bei unserm Dörrobst, da sie an Zucker und Stärke etwa 19% mehr wie die Birnen, etwa 10% mehr als die Aepfel und etwa 14% mehr als die Pflaumen enthalten. Schließlich sei noch angeführt, daß der Gehalt an unverdaulicher Rohfaser bei den Birnen 6,87 bei den Aepfeln 4,99 und bei den Pflaumen 1,52% beträgt, sodas die getrockneten Bananen mit ihrem 1,55% Rohfasergehalt weit verdaulicher als die getrockneten Aepfel und Birnen und ebenso verdaulich wie die getrockneten Pflaumen sind.

Wenngleich daher auch der Nährwerth der Bananen ein weit größerer ist, als der unseres Dörrobstes, so könnte bei der Ungewohntheit des Publikums an den Geschmack des ersteren und, was leider als sehr störender Umstand zugegeben werden muß, bei dem wenig appetitlichen Aussehen der gedörrten Bananen — einer meiner Freunde verglich sie mit toden Mäusen — der neue Artikel doch nur in dem Falle eine größere Verbreitung gewinnen, wenn sein Preis um etwas niedriger, als sonstiges Dörrobst gehalten werden könnte. Das aber ist, da das Kilo gedörrter amerikanischer Aepfel nur einen Durchschnittspreis von 1 M. hat, bei einem Eingangszoll von 0,30 M. für das Kilo nicht angängig. Der Versuch, den die Handels- und Plantagengesellschaft in der Südsee mit der Einführung getrockneter Bananen in Deutschland gemacht hat, ist größtentheils aus diesem Grunde, zum Theil allerdings auch, weil sie es an den erforderlichen Bemühungen, den Artikel bekannt zu machen, an der nöthigen „Reklame“ hat fehlen lassen, vollständig gescheitert. Es ist das sehr zu bedauern, denn würden sich die getrockneten Bananen bei uns einführen, so würde damit einerseits dem deutschen Volke ein neues sehr werthvolles und billiges Nahrungsmittel geschenkt werden, andererseits denjenigen unserer Tropenkolonien, die die Bananen in Fülle hervorzubringen geeignet sind, also den Südseegebieten, Kamerun und einigen Theilen im Innern Ostafrikas, die Aussicht auf eine sehr gewinnreiche und ohne Schwierigkeit ungeheuer ausdehnbare Produktion eröffnet werden.

Aus diesen Gründen halte ich eine möglichste Herabsetzung des Bananenzolls als durchaus im öffentlichen Interesse gelegen, und zwar auch dann, falls die Regierung jede differentielle Behandlung der Eingangszölle auf koloniale Produkte auch künftighin vermeiden wollte. Denn bei diesem Artikel handelt es sich nicht um Bekämpfung eines fremden durch

natürliche oder wirthschaftliche Bedingungen begünstigten Konkurrenz, da eine solche überhaupt nicht besteht, sondern darum, alle Schranken hinwegzuräumen, die der Verbreitung des Konsums entgegenstehen, damit überhaupt einmal erst ein Markt für diese neue Waare sich bilden kann. Ich hielt es darum für das Beste, den Zoll für Dörribananen zu erheben, den getrocknete Südfruchtschalen nach dem neuen Handelsvertrage mit Italien zahlen, nämlich 1 M. (früher 2 M.) für den Hundner.

Freilich mit dieser rein passiven Begünstigung würde bei der Indolenz der maßgebenden kaufmännischen Kreise noch nicht viel erreicht sein. Einen größeren Verdienst noch würde die Regierung sich erwerben, wollte sie auch in aktiver Weise für die Einführung des neuen Lebensmittels thätig sein. Dazu läge meines Erachtens ein gewichtiger Grund vor. Die getrocknete Banane ist ein sehr konzentriertes Nahrungsmittel, das vor vielen andern von gleicher Konzentration einmal den Vorzug großer Schmackhaftigkeit und zweitens den Vorzug hat, ohne weitere Zubereitung genießbar zu sein. Ich glaube daher, daß dieses Lebensmittel noch einmal eine große Wichtigkeit für die Verproviantirung der Truppen — namentlich auf Feldzügen — und der Marine erlangen könnte. Der Staat hat daher meines Erachtens ein ähnliches Interesse, Versuche nach dieser Richtung hin zu machen, wie bezüglich des Maté, der Kolanuß und der Kofablätter. Alle Sachverständigen sind, soviel mir bekannt, darüber einig, daß die Verpflegungsfrage in künftigen Feldzügen eine noch ungleich wichtigere Rolle spielen wird, als sie es bisher schon gethan hat. Wünschen wir, daß gerade unsere Kolonien uns neue Mittel an die Hand geben, um zu einer immer befriedigenderen Lösung dieser Frage beizutragen.

b. Differentialausfuhrzölle.

Eine andere Maßregel, die die Einfuhr kolonialer Produkte in das Mutterland begünstigen würde, bietet ungleich größere Hoffnung auf Erfolg: die differentiale Behandlung der Ausfuhr aus Deutsch-Ostafrika, je nachdem die Waaren für die Heimath oder die Fremde bestimmt sind. Der größte Theil der von den Eingeborenen erzeugten oder gesammelten Waaren geht bis jetzt nach Sansibar, um von dort entweder an andere Küstenorte, nach Indien, oder nach Europa, insbesondere nach England gebracht zu werden. Würden nun alle nicht nach Deutschland verschifften Waaren mit 10—15% von ihrem Werth höher verzollt werden, so wäre damit eine ganze Reihe von Vortheilen auf einmal erreicht. Die ganze Politik der deutschen Regierung geht seit Besitzergreifung der Küste mit vollstem Recht dahin, die Küste wirthschaftlich von Sansibar zu emanzipiren. Gerade diese Politik rechtfertigt in hohem Grade die Ueberlassung Sansibars an die Engländer, die im übrigen auch aus anderen Gründen — man denke an das oben bezüglich der Arbeiterverhältnisse bemerkte — für die Kolonie nur Nutzen stiften kann. Wir sind durch diese That in den Stand gesetzt, unserer Kolonie ein durch und durch deutsches Gepräge zu verleihen, während wir bei Annexion von Sansibar diese durch und durch arabische Stadt, in der uns noch dazu das Leben durch die Intrigen der dortigen Engländer dauernd schwer gemacht worden wäre, als unsere Hauptstadt

uns hätten gefallen lassen müssen. Diese so hoch anerkennenswerthe deutsch-nationale Politik der Regierung würde nun durch die vorgeschlagene Bestimmung in ganz hervorragender Weise unterstützt werden. Der Handel Sansibars mit der Küste würde durch hohe Differentialausfuhrzölle mehr oder weniger lahm gelegt, und damit die Verbindung der kleinen indischen Krämer und Agenten auf dem Festlande, mit den indischen Großkaufleuten in Sansibar nach und nach zerrissen werden, was um so nöthiger ist, als die Erklärung Sansibars zum Freihafen diese Verbindungen nur noch fester zu knüpfen, wohl geeignet ist.*)

Durch die Auflösung der persönlichen Bande zwischen Krämer und Großhändlern sowohl, wie insbesondere durch die stark verminderte Ausfuhr ostafrikanischer Produkte nach Indien, würde aber auch die Einfuhr indischer Waaren nach der Kolonie erheblich erschwert werden. Denn wenn die ostafrikanischen Händler statt wie bisher die indischen Baumwollzeuge mit festländischen Produkten, nunmehr mit baarem Geld bezahlen müssen, so würde dadurch der Vortheil, den der indische Export durch die Silberwährung genießt, mehr oder weniger paralysirt werden. Doch wäre es falsch anzunehmen, daß die Erschwerung der Ausfuhr nach Indien allein schon die Einfuhr von dort verhindern könnte, denn in der Gegenwart spielt bei dem so ausgebildeten Weltverkehr die Ausgleichung der gegenseitigen Forderungen zweier Länder mittelst Waarentausches bei weitem nicht mehr die gleich bedeutsame wirtschaftliche Rolle, wie früher, zumal wenn es sich um ein Land handelt, das, wie Indien, durch seine kommerziellen Beziehungen zu England, mitten im Weltverkehr darin steht. Es würden also durch die Differentialausfuhrzölle keineswegs Maßregeln zur Erschwerung, beziehungsweise Verhinderung der indischen Einfuhren überflüssig gemacht werden.

Die dritte günstige Folge der vorgeschlagenen Maßnahmen wäre die Vermehrung deutsch-ostafrikanischer Importe nach Deutschland. Wir würden Elfenbein, Kautschuk, Kopal, Orseille, Häute, Sesam, Kopro und Erdnüsse, also lauter Rohmaterialien für unsere Industrien aus Ostafrika unter günstigeren Bedingungen, und darum auch vom Standpunkte der gesammten Volkswirtschaft gegen Leistung geringerer Gegenwerthe erhalten, als andere Länder. Ganz besonders angezeigt erschiene es mir von diesem Gesichtspunkte aus, die Baumwolle, welche bis jetzt keinem Ausfuhrzoll unterliegt, einem solchen zu unterwerfen, falls sie anderswohin als nach Deutschland ausgeführt wird. Denn einerseits muß uns im Interesse unserer Textilindustrie daran liegen, dieses wichtige Rohmaterial, wenn es in unseren Kolonien erst in größerem Umfange

*) Die Erschwerung des Handels nach Sansibar ist sicherlich auch ein Grund gewesen, aus dem der Gouverneur von Ostafrika die arabischen Daus einer ziemlich beträchtlichen Abgabe, die allerdings später etwas gemildert worden ist, unterworfen hat. Auch dieses Mittel wird gewiß in der angegebenen Richtung wirken, obwohl ja allerdings dadurch der Küstenhandel auch getroffen wird. Das aber hat vielleicht wiederum das Gute, daß es den deutschen Küstendampfern mehr Waaren zuführt, als sie bisher erhalten konnten. Da nun außerdem diese Abgabe den verfrachtenden Jnder, auf den der arabischen Dausführer natürlich die Steuer abwälzen wird, stark belastet, und auch der Staatskasse Geld bringt, so ist diese Maßregel des Gouvernements gewiß als eine ganz vortreffliche, politisch kluge, freudig zu bezeichnen.

gewonnen werden wird, dem heimischen Markte zu sichern, andererseits liegt gerade für den ostafrikanischen Baumwollenpflanzer die Versuchung, sein Produkt nach Indien zu verschiffen, wegen der geringen Entfernung des Marktes, und wegen des Fortfalls der Suez-Kanal-Gebühren sehr nahe, und wird zu einer geradezu unwiderstehlichen werden, wenn durch die Errichtung der direkten Dampferlinie nach Indien die Gelegenheit, dorthin Waaren zu transportiren, eine so bequeme werden wird.

Von anderen Kolonialprodukten würde eine differentielle Behandlung von Kaffee und Thee nicht erforderlich sein, da diese unserer Industrie keine Roh- oder Hilfsstoffe liefern, und die Versuchung, sie nach Fremdländern auszuführen, auch nicht besonders groß ist. Nicht ohne Bedeutung wäre aber eine solche Behandlung gegenüber dem Kakao und der Vanille, da diese Waaren sonst sehr leicht auf den deutschen Schiffen nach Holland, oder auf den französischen Dampfern nach Marseille verfrachtet und den dortigen Schokoladen- und Kakaoindustrien den Rohstoff und den wichtigsten Hilfsstoff zu günstigen Bedingungen liefern könnten. Auch für Chinarinden, Kolanüsse, Kokablätter, Gerberinde, Alfa, Agavefasern und andere derartige Rohstoffe für die deutschen Industrien würde späterhin die Frage einer differentiiellen Behandlung bei der Ausfuhr in Erwägung zu ziehen sein.

II. Förderung der Produktion.

1. Direkte Unterstützung der Produzenten.

a. Daß der Vorschlag des Kolonialraths, die Eingangszölle in Deutschland für Waaren aus deutschem Gebiet aufzuheben oder herabzusetzen, den Produzenten wahrscheinlich nichts nützen würde, ist soeben gezeigt worden. Anders ist die Frage der Herabsetzung oder Aufhebung der Ausfuhrzölle aus Ostafrika zu beurtheilen, die mit der Frage einer differentiiellen Behandlung dieser Zölle je nach dem Bestimmungsort der Waaren natürlich nichts gemein hat.

Vorläufig werden in Deutsch-Ostafrika diejenigen Ausfuhrzölle erhoben, die nach dem Handelsvertrag zwischen Deutschland und dem Sultan von Sansibar letzterer zu erheben berechtigt war. Dieselben betragen für Nelken 30 pCt. vom Werth; für Elfenbein, Kopal und Gummi 15 pCt.; Erdnüsse und Sesam 12 pCt.; Orseille, Häute, Pfeffer, Boriti (Mangrovehölzer), Rhinoceros- und Hippozähne und Schildpatt 10 pCt.; für Ebenholz, Kawimuscheln und Tabak 5 pCt. vom Werth. Chiroko 1 \$ 10 ct. für die djisla (= 360 K engl. Mtama); Mais, Mtama und Hülsenfrüchte 35 ct. für die djisla; Reis 25 ct. für die djisla; Pferde 10 \$, Kameele 2 \$, Rindvieh 1 \$, Schafe und Ziegen 25 ct. das Stück. Von allen diesen Artikeln ist vorläufig nur einer, der für die europäische Produktion in Betracht kommt: der Tabak, für welchen bereits aus diesem Grunde schon vor der deutschen Besitzergreifung der ursprünglich festgesetzte Zoll von 25 pCt. durch nachträgliches Uebereinkommen mit dem Sultan auf 5 pCt. herabgesetzt worden war. Alle übrigen Zölle betreffen nur die von den Eingeborenen selbst produzierten oder von ihnen erbeuteten oder gesammelten Waaren.

Die Entscheidung der Frage, wie wir uns gegenüber diesen Zöllen zu stellen haben, wird bestimmt durch die Thatsache, daß die Ausfuhr-

zölle gemeiniglich vom Produzenten getragen werden. Auf den europäischen Märkten bilden sich die Preise für koloniale Waaren lediglich nach dem Gesichtspunkt ihrer Qualität. Der Handel nimmt ebenso wenig wie er die Eingangszölle im Konsumtionslande berücksichtigt, auch auf die Ausfuhrzölle des Produktionsgebietes die geringste Rücksicht. Daß der Kaffee in Brasilien einen höheren Ausfuhrzoll wie in Java bezahlt, hat auf den Preis dieser Kaffeeforten nicht den allermindesten Einfluß. Und wäre der brasilianische Zoll hundertmal höher als der niederländische, brasilianischer Kaffee würde dem Importeur doch stets eine ungleich geringere Summe einbringen, als javanischer.

Diese Thatsache giebt uns ein vortreffliches Mittel in die Hand, einerseits die europäische Produktion in unseren Kolonien zu fördern, andererseits die Eingeborenen, ohne daß sie sich dessen klar bewußt werden, zu besteuern.

Gerade weil die wichtigsten Kolonialprodukte, insbesondere Kaffee, Tabak, Kakao und Vanille in anderen Kolonien Ausgangszölle bezahlen, stellen wir unsere Pflanzler unter günstigere Produktionsbedingungen, wenn wir ihre Produkte frei aus dem Lande hinauslassen. Und warum können wir das? Weil wir für die Beschaffung von Mitteln zur Erfüllung staatlicher Aufgaben, deren Zweck gerade die Statuierung der Zölle in anderen Kolonien ist, andere Quellen in Ostafrika haben.

Diese Quelle ist die Arbeit von Millionen von Eingeborenen. Sie zur Beschaffung von Mitteln zu Staatsausgaben heranzuziehen, ist nicht mehr wie recht und billig, da sie selbst von unserer staatlichen Thätigkeit den größten Nutzen haben. Aus diesem Grunde sind die Ausfuhrzölle auf die von den Eingeborenen erzeugten, erbeuteten oder gesammelten Produkte zu belassen, dieselben auch auf die bis jetzt noch nicht betroffenen Produkte, wie insbesondere auf Koprora auszudehnen, und nöthigenfalls, wenn die produktive Thätigkeit der Eingeborenen dadurch nicht etwa gelähmt werden sollte, zu erhöhen.

Außer dem Tabakzoll wäre nach diesem Gesichtspunkte nur eine Position des geltenden Zolltarifs abzuschaffen, die 30 pCt. Zoll auf Nelken. Wollen wir die Kultur des Nelkenbaumes überhaupt fördern, so ist zollfreier Ausgang das beste Mittel, sie mit der von Sansibar und Pemba konkurrenzfähig machen. Natürlich wird dabei vorausgesetzt, daß diese Kultur von Europäern in die Hand genommen wird.

b. Ein anderer Vorschlag des Kolonialraths zu Gunsten der kolonialen Produktion geht dahin, für die aus den Kolonien ausgeführte Baumwolle Ausfuhrprämien zu bezahlen. Allein die Geschichte der kolonialen Handelspolitik zeigt, daß die Zahlung von Ausfuhrprämien deswegen ihre bedenklichen Seiten hat, weil sie zur Ausfuhr minderwerthiger Produkte ins Mutterland Anlaß geben kann. Bei der Baumwolle wäre der Eintritt dieses Falles um so schlimmer, als sie das Rohprodukt für eine der wichtigsten deutschen Industriezweige liefert. Setzen wir nun den Fall, die Baumwollenproduktion unserer Kolonien wüchse so, daß die Textilfabriken den größten Theil ihres Rohmaterials von dorthier beziehen könnten, so würde das, falls die dortige Baumwolle von schlechter Qualität wäre, aber dennoch in Folge der Prämie Absatz fände, zu einer Verschlechterung der deutschen Baumwollenwaaren und damit zu einer Ver-

schlechterung der Stellung dieser Industrie auf dem Inlands- und dem Weltmarkte führen.

Allein auch abgesehen von dieser Eventualität halte ich den Vorschlag für kolonialpolitisch falsch. Die Unterstützung einer kolonialen Produktion aus den Taschen der deutschen Steuerzahler halte ich nicht für berechtigt, wenn es sich darum handelt, eine unter ungünstigen natürlichen Bedingungen arbeitende Produktion künstlich zur Existenzmöglichkeit aufzupäppeln, denn in diesem Falle ist es vom allgemein volkswirtschaftlichen Standpunkte richtiger, eine Pflanze ausfindig zu machen, deren Gedeihen die vorhandenen Wachstumsbedingungen besser entsprechen. Eine solche Unterstützung wäre vielmehr nur dann gerechtfertigt, wenn es sich um eine Kultur handelte, die zwar an und für sich rentabel erscheint, oder deren Betrieb gar im öffentlichen Interesse wünschenswerth ist, die aber die Unternehmerschaft aus anderen Gründen, insbesondere weil es zu lange Zeit währet, ehe das hineingesteckte Kapital sich verzinst, zu betreiben sich nicht getraut, ja mit der sie sogar aus diesem Grunde Versuche anzustellen sich scheut. Was nun die Baumwolle anbetrifft, so bietet entweder ihre Kultur, was durch Versuche leicht festzustellen ist, keine Aussicht auf Rentabilität, dann ist es falsch, sie mit künstlichen Mitteln groß zu ziehen, oder sie bietet sie, dann wird sich, da sie ja nach kurzer Zeit schon Gewinn abwirft, auch bald genug Kapital finden, welches ihren Anbau unternimmt.

Anders steht es mit dem Anbau perennirender Gewächse. Dieser liegt einmal ihrer klimaverbessernden Wirkung halber im öffentlichen Interesse, ist aber andererseits in Ostafrika bis jetzt noch gar nicht versucht worden, weil man sich scheut, die Aktionäre, die gar zu gern so bald wie möglich einmal einen „praktischen Erfolg“ sehen wollten, auf 5—6 Jahre Wartezeit zu verträsten. Die Prämien auf den Anbau perennirender Gewächse sind auch in sofern gerechtfertigter, weil hierdurch eine dauernde Kapitalanlage, eine bleibende Verbesserung des Kulturstandes der Kolonien belohnt wird, während die Baumwollprämien einen vorübergehenden, weit mehr von der Natur, als von der menschlichen Arbeit abhängigen Augenblickserfolg belohnen. Ich würde es daher für richtig finden, wenn aus den bereiten Mitteln der Kolonie Prämien für die ersten tragenden Kaffee- und Kakaobäume ausgesetzt würden.

Für die Bäume selbst, so daß deren Anzahl, nicht die Größe des Ertrags für die Bemessung der Prämien maßgebend sein soll; denn der Fleiß allein soll belohnt werden, während auf die Größe des Ertrags nicht nur dieser, sondern auch die Gunst der Natur mitbestimmend wirkt. Für tragende Bäume, denn es nützt der Kolonie nichts, wenn die Bäumchen bloß angepflanzt, dann aber nicht so gepflegt worden sind, daß sie einen Ertrag liefern. Für die ersten tragenden Bäume, denn die Prämie soll nicht ein dauernder Zuschuß des Staats an den Produzenten zur Ermöglichung der Kultur überhaupt sein, sondern ein Ansporn, so schnell wie möglich die Kultur in die Hand zu nehmen, damit ihre Einführung überhaupt gesichert ist.

Dieser Zweck würde noch besser erreicht werden, wenn die Höhe

der Prämien nicht nur mit der Anzahl der bereits prämiirten Bäume, sondern auch mit dem Ablauf einer gewissen Zeit sänke.

Eine weitere Bedingung für eine günstige Wirkung der Maßregel im kolonialpolitischen Interesse wäre die richtige Begrenzung der Anzahl von Bäumen, bei welcher die Prämierung eintreten soll. Diese darf nicht zu gering bemessen werden, weil der Bestand einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Versuchsexemplaren natürlich gar kein Interesse für die Allgemeinheit hat, aber auch nicht zu hoch, damit es auch dem Einzelunternehmer ermöglicht wird, sich an dem Wettbewerb zu betheiligen.

Weil es mir widersteht, ganz allgemeine Vorschläge zu geben, wo allein Zahlenangaben eine Bedeutung haben, will ich kurz skizziren, wie ich mir dieses Prämiensystem im Einzelnen denke:

Es werden 3 Prämien ausgesetzt:

- 1) Für die erste Pflanzung von 10 000 tragenden Bäumen.
- 2) Für die erste Pflanzung von 20 000 tragenden Bäumen.
- 3) Für die erste Pflanzung von 50 000 tragenden Bäumen.

Die Prämie beträgt für jeden Baum 1 Mark, wenn die Pflanzung von 10 000 Bäumen nach Ablauf von 7, die von 20 000 Bäumen nach Ablauf von 8, und die von 50 000 Bäumen nach Ablauf von 9 Jahren nach Erlaß des Gesetzes — oder natürlich vorher — einen Ertrag geliefert hat. In den diesen respektive Fristen folgenden Jahren, beträgt die Prämie nur noch 50 Pfennig, und im darauf folgenden Jahre nur noch 10 Pfennig für den Baum. Prämiirte Bäume können nicht zum zweiten Mal mitgezählt werden, wohl aber kann derselbe Pflanzler mehrere Prämien erhalten. Die Auszahlung und Berechnung der Prämien hätte gesondert für Kaffee- und Kakaobäume zu erfolgen, so daß also sozusagen zwei von einander unabhängige Prämienreihen bestünden. Je nach den Geldmitteln der Kolonie kann nun bestimmt werden, daß jede Prämie nur einmal gezahlt wird, und daß, wenn in demselben Jahre mehrere Pflanzler prämiirbare Pflanzungen aufzuweisen haben, die Prämien unter sie getheilt werden müssen. Oder aber es kann bestimmt werden, daß dieselben Prämien so und so viel Mal, oder endlich, daß sie ohne Beschränkung an alle Pflanzler ertheilt werden soll, die die betreffenden Bedingungen erfüllt haben.

Im Interesse der Entwicklung der Kolonie wäre der letztere Modus natürlich der wünschenswertheste, da er den größten Ansporn zum Anbau geben würde. Auch ist doch wohl zu hoffen, daß nach Ablauf von 7—9 Jahren die Kolonie eine solche, den Wohlstand und damit die Quelle neuer Staatseinkommen in so hohem Grade befördernde Ausgabe zu leisten im Stande sein wird.

Jedenfalls wäre es zu empfehlen, daß, wenn auch nicht die ausdrückliche Zusage ertheilt wird, daß an sämtliche Pflanzler, die sich die Prämien verdient haben werden, diese voll ausgezahlt werden sollen, so doch das Versprechen gegeben wird, daß dieser Modus nach Maßgabe der vorhandenen Mittel möglichst eingehalten werden soll.

c. Eine andere Möglichkeit, die europäische Produktion und zwar in diesem Fall die gewerbliche zu unterstützen liegt in der Ertheilung von Gewerhemonopolen. Der jetzige Gouverneur von Deutsch-Ostafrika

hat, als er des gleichen Amtes in Kamerun waltete, unterm 19. Dec. 1889 eine Verordnung erlassen, wonach 1. Demjenigen, der Veranstellungen trifft, um bisher nicht ausgeführte Gegenstände zu gewinnen, herzustellen oder zu verarbeiten ein Zwangsrecht auf die Gewinnung, Verwerthung und Ausfuhr dieser Gegenstände ertheilt werden kann, sofern dies zur Hebung des Handels oder der Kultur nützlich erscheint; 2. Erstsiedlern in europäerlosen Gebieten, die diese dem Handel erschließen, ein Ansiedlungs- und Handelszwangsrecht für diese Gebiete ertheilt werden kann. Als Gegenleistung soll eine Patentgebühr von 5% der Ausfuhrwerthe des Gebietes gefordert werden und das Zwangsrecht außerdem jederzeit ohne Entschädigung aufgehoben werden können.

Leider ist der Gouverneur in Ostafrika nicht in der Lage eine gleiche Bestimmung zu erlassen, durch welche in Kamerun sicherlich ein Sporn zu Pionier-Unternehmungen, zu Untersuchungen der wirthschaftlichen Hülfquellen des Landes und zur Anregung der Thätigkeit der Eingeborenen in ähnlicher Weise geschaffen sein dürfte, wie ihn die Einführung des Erfindungszwangsrechts („Patentrechts“) zum Erinnern wirthschaftlich nützlicher Erfindungen gegeben hat.

Nach Art. VIII des deutsch-englischen Abkommens dürfen nämlich in den beiderseitigen Gebieten „keine Monopole oder Handelsbegünstigungen gewährt werden.“

Zunächst bezieht sich diese Vorschrift nur auf den Handel. Denn auch unter den „Monopolen“ können in diesem Zusammenhang nur Handelsmonopole verstanden werden. Der Satz will darnach besagen, daß Niemanden weder eine bloße Handelsvergünstigung noch ein ausschließliches Handelsrecht ertheilt werden darf.

Gewerbemonopole dürfen demnach auch in Ostafrika gewährt werden. Solche würde ich nun für ganz nützlich halten, wenn Jemand eine bisher nicht betriebene Verarbeitung einheimischer Rohmaterialie beispielsweise die Vermahlung von Mais und Mtama mittelst maschineller Einrichtungen übernehmen wollte, und zu befürchten stände, daß wenn Andere das gleiche Gewerbe innerhalb eines bestimmten Gebietes ergreifen, Keiner von ihnen mit Vortheil arbeiten könnte. Wollte man einen solchen „Mahlzwang“ als ein mittelalterliches Gebilde von vornherein verwerfen — was bei unsern politischen Doktrinären ja zu erwarten ist — so würde man ein recht geringes Verständniß für solche Kulturzustände bekunden, wie sie in Ostafrika herrschen.

2. Der Arbeitszwang.

Wie wir zum Studium der handelspolitischen Ordnung des Verhältnisses von Mutterland und Kolonie bei unsern englischen, so müssen wir bei unsern holländischen Bettern in die Schule gehen, wenn wir die verschiedenen möglichen Methoden kennen lernen wollen, den Arbeitszwang auf Eingeborene unter den Formen der persönlichen Freiheit anzuwenden.

Damit soll übrigens keineswegs die holländische Kolonialpolitik gegenüber den Eingeborenen in allen ihren Phasen als nachahmungswerth hingestellt werden; ist doch eine derselben, die barbarische Monopolpolitik der holländisch-ostindischen Compagnie die verwerflichste, die überhaupt den Eingeborenen gegenüber eingeschlagen werden kann.

Am besten hat sich wohl das 1830 in Java von van der Bojch eingeführte System bewährt. Nach diesem forderte der Staat $\frac{1}{5}$ der Produktion und $\frac{1}{5}$ der Arbeitszeit und befahl $\frac{1}{5}$ des Landes mit Exportprodukten, insbesondere Kaffee anzubauen. Letztere Verpflichtung wurde später dahin geändert, daß jede Familie eine bestimmte Anzahl von Kaffeebäumen (600) zu pflanzen habe. Die Häuptlinge, denen bisher ähnliche Rechte zugestanden hatten, wurden theils in Prozenten der Produktion theils durch ein festes Gehalt entschädigt. Der ganze produzierte Kaffee mußte an die Regierung abgeliefert werden — theils als Steuerfünftel, theils gegen einen festen Preis — welche ihn an eine Handelsgesellschaft an Ort und Stelle verkaufte. Das von den Eingeborenen nicht bearbeitete Land, das die Regierung in Anspruch nahm, verpachtete sie an Pflanzler, vermietete ihnen außerdem die ihr zukommenden Arbeitskräfte und machte ihnen Vorschüsse, alles gegen die Verpflichtung, ihre Verbindlichkeiten durch Lieferung von Produkten einzulösen.

Dieses System hat die Entwicklung Javas ungemein befördert und dem Staate große Summen eingebracht. Die großen Einnahmen des Staates in Niederländisch-Indien fingen erst an zu verschwinden, nachdem in Folge der Gemischungen des liberalen holländischen Parlaments das Zwangssystem mehr und mehr verlassen wurde.

An eine Uebertragung dieses Systems nach Ostafrika ist gleichwohl nicht zu denken, dem stände vor allem die große Ausdehnung der Kolonie entgegen, die es unmöglich machen würde, eine so intensive Verwaltung einzuführen, wie sie die Durchführung jenes Systems erheischte.

Zweitens aber kann es keinem Zweifel unterliegen, daß jede direkte Besteuerung der Eingeborenen — von den Bewohnern der Küstenstädte abgesehen — in Ostafrika, nicht nur der Ausdehnung des Gebietes halber, sondern auch deswegen unmöglich ist, weil ihre Einführung uns so verhaßt machen würde, daß wir in Gefahr stünden, unsere Autorität dort zu verlieren, beziehungsweise nur unter steten Kämpfen aufrecht halten zu können. Auch würde die Leichtbeweglichkeit des Negers, der mit größter Leichtigkeit und Schnelligkeit seine Hütte heute hier morgen dort aufschlägt, eine verlässliche Statistik als Grundlage irgend einer direkten Besteuerung ganz unmöglich machen.

Drittens ist die Besteuerung der Eingeborenen lediglich durch Zollmaßregeln auch deswegen für uns vortheilhaft, weil wir durch sie eine unzählige Menge von Bewohnern des Hinterlandes, in ihren an die Küste gelangenden Arbeitsergebnissen treffen, die sonst unserem Arm gar nicht erreichbar wären, ja die zum Theil gar nicht unter unserer Oberhoheit sich befinden.

Alle diese Erwägungen lassen uns den Gedanken einer Produktsteuer und einer Arbeitssteuer als unausführbar sowie die Einführung einer direkten Geldsteuer, von den Küstenorten abgesehen, als unrathsam erscheinen.*) Auch wird uns das an erster Stelle aufgeführte Bedenken

*) Auch in dieser Beziehung befinde ich mich daher nicht in Uebereinstimmung mit Vohjen, in dessen Kolonialprogramm nicht weniger als ein ganzes Duzend direkter Steuern figuriren, von denen einige sich noch dazu auf mehrere verschiedene Besteuerungsobjekte beziehen.

bestimmen, von einem Produktionszwang unter Bezahlung der Produkte für die ganze Kolonie zur Zeit wenigstens abzusehen.

Ein Grund ferner, der gegen die Einführung dieses Zwanges in manche Landschaften spräche, ist der, daß oft gerade die Gebiete, in denen wegen der Dichtigkeit der Bevölkerung die verwaltungstechnische Möglichkeit den Produktionszwang durchzusetzen, nicht ausgeschlossen ist, sich meist auch zum Plantagenbau eignen — ich nenne nur Bondei und die Dschaggaländer — und daß daher eine allzu große Ausdehnung der einheimischen Produktion hier gar nicht erwünscht erscheint.

Als ein Grund, der gegen den Zwang gewisse Früchte zu produzieren spricht, sei des weiteren die Schwierigkeit hervorgehoben, den Umfang der Mehrzahl derjenigen Produktionen, die wir aus zollpolitischen Gründen gerade den Eingeborenen vorbehalten wissen wollen, zahlenmäßig festzustellen. Kaffeebäume zu zählen, ist, wenn sie einigermaßen in Reih und Glied stehen, das Werk eines Augenblicks und diese eine Zählung behält dann für Jahrzehnte ihre Gültigkeit. Diese Produktion aber war es, die von der Bosh von den Eingeborenen verlangte. Wir hingegen dürfen es, vorausgesetzt natürlich, daß die übrigen Punkte des hier vorgetragenen kolonialpolitischen Programms gebilligt werden, gar nicht wünschen, daß die Neger Kaffee bauen, denn dieser soll dem Vorgesetzten gemäß ja zollfrei ausgeführt werden dürfen, während wir gerade durch die Ausfuhrzölle die Neger-Produktion besteuern wollen. Wie aber soll man den Umfang der Sesam- oder Erdnußproduktion messen? Sowohl die alljährliche Abmessung des Landes wie die der Produkte würde eine ungeheure Arbeit verursachen.

Aus allen diesen Gründen sehe ich nur eine Möglichkeit, den für die Entwicklung von Tropenkolonien so heilsam wirkenden Produktionszwang in gewissen Grenzen einzuführen: Die Anpflanzung von Kokosbäumen in küstennahen Gebieten. Würde beispielsweise angeordnet, daß in allen in einer Entfernung von höchstens 10 Kilometern von der Küste gelegenen Dörfern eine Reihe von Jahren hindurch jedes Jahr eine der Bewohnerzahl der Dörfer ungefähr entsprechende Anzahl von Kokosbäumen gepflanzt würden, so wäre diese Maßregel aus folgenden Gründen durchführbar und nützlich:

a) Die Gebiete mit den angegebenen Grenzen sind diejenigen, welche für das Gedeihen der Kokospalme am günstigsten sind und zugleich die, die von den Chefs der Stationen und Nebenstationen jederzeit bequem erreicht werden können, wo daher die Durchführung der Maßregel verwaltungstechnisch möglich ist, und endlich zugleich die, von denen die europäische Produktion — von wenigen Landstrichen abgesehen — ihrer Unfruchtbarkeit halber am besten fern bleibt.

b) Die Kontrolle, ob die Anpflanzungsbefehle ausgeführt sind, ist eine ungemein leichte, wenn man die Leute nur gewöhnt, in möglichst gleichen Entfernungen zu pflanzen. Das wird in den ersten Jahren allerdings einige Schwierigkeiten machen, aber wenn man erst ein paar Mal bei ungleichmäßigen Pflanzungen sämtliche Pflanzen wird haben umsetzen lassen, — was diesen nichts schadet — so wird allmählich schon eine gewisse Ordnung in die Sache hineinkommen. Die hierdurch für die Stationsbeamten in den ersten Jahren entstehende Arbeit könnte,

was wiederum ein erheblicher Vortheil bedeutet, leicht über das ganze Jahr vertheilt werden.

c) Die den Küstenbewohnern durch diesen Zwang auferlegte Pflicht würde für diese nichts drückendes haben, zumal da man ihnen freistellen könnte, so lange es möglich wäre, zwischen die Bäume andere Gewächse zu ziehen.

d) Diese Bäume würden in den Augen der Leute sozusagen als „Regierungsbäume“ gelten, und es würden daher zweifelsohne alle bezüglich derselben gegebenen Vorschriften in Folge der Autorität, die die Stationschefs in der Bevölkerung genießen, sicherlich aufs pünktlichste befolgt werden. Als solche Vorschriften müßte einmal die gute Reinhaltung des Bodens von Unkraut und zweitens das Verbot erlassen werden, diese Bäume zur Erzeugung von Palmwein zu benutzen. Verantwortlich für die Ausführung dieser Maßregeln wären die Majumbe zu machen, ohne daß man nöthig hätte, ihnen hierfür eine Entschädigung zu bieten, da diese jetzt schon sowieso für die Ausführung aller Befehle der Station verantwortlich gemacht werden.

e) Die Nützlichkeit dieser Maßregel, ergibt eine einfache Berechnung. Dr. Baumann hat für das 90 km lange und 9 km breite Küstengebiet von Wanga bis Pangani auf Grund von Auszählung der Hütten in den Dörfern eine Bevölkerung von 35 000 Seelen ausgerechnet. Nehmen wir an, sie betrüge für einen 10 km breiten Landstrich 36 000 Seelen, so käme auf jeden Kilometer Küste 400 Seelen. Nun beträgt die Küstenlänge Deutsch-Ostafrikas 700 km; das ergäbe bei gleich dichter Bewohntheit der Küste eine Küstenbevölkerung von 280 000 Seelen. Ziehen wir nun von diesen 80 000 ab, als Bewohner größerer Städte, die in Folge mangelnden herrenlosen Terrains nicht zu der Pflanzpflicht herangezogen werden können, so bleiben 200 000 pflanzpflichtige Bewohner. Lassen wir nun das Gesetz dahin lauten, daß im Durchschnitt jede Familie fünf Jahre lang jährlich 100 Bäume zu pflanzen, also nach fünf Jahren 500 Bäume jährlich zu pflanzen und abzurnten hat, was die Leute sehr wohl leisten könnten, und rechnen wir die Familie zu durchschnittlich 5 Köpfen, so würden nach Ablauf von 5 Jahren an der Deutsch-ostafrikanischen Küste 20 Millionen neue Kokospalmen stehen, die nach Erreichung ihrer vollen Tragfähigkeit der gesammten ländlichen Küstenbevölkerung eine durchschnittliche jährliche Einnahme von 20 Millionen Rupien einbrächten. Dieselben würden voraussichtlich von den Leuten schon aus eigenem Antrieb fast ausschließlich zur Kopragerewinnung benutzt werden, da der eigene Bedarf an Kokosnüssen ja durch die jetzt bestehenden Kokosbäume, wie die Ausfuhr von Kopra beweist, mehr als gedeckt wird. Die Verschiffung der Ernte brächte daher bei einem Ausfuhrzoll von 10 pct. der Kolonialkasse eine jährliche Einnahme von 2 Millionen Rupien. Würden von den der Bevölkerung übrig bleibenden 18 Millionen Rupien nur 10 Millionen zur Anschaffung auswärtiger — hoffen wir deutscher — Gewerbeartikel benutzt, so brächten die hiervon erhobenen 5 pct. Einfuhrzoll der Staatskasse wiederum $\frac{1}{2}$ Million Rupien. Dies Resultat — eine jährliche Mehreinnahme von $2\frac{1}{2}$ Millionen Rupien oder etwa 4 Millionen Mark — ist wohl ein solches, das die Anstrengungen, die die

Einführung dieses Produktionszwanges anfangs sicherlich kosteten, reichlich belohnen würde.

Es ist übrigens selbstverständlich, daß die vorgeschlagene Maßregel nicht in der schematischen Weise durchgeführt werden könnte, wie das hier der Uebersicht halber auf dem Papier geschehen ist. Jeder Stationschef müßte vielmehr jedem Dorf die Anpflanzung so vieler Bäume aufgeben, als er nach einer oberflächlichen Schätzung der Arbeitskräfte des Dorfes glaubt, daß es ohne Schädigung der sonstigen Arbeiten der Leute und ohne Erbitterung bei ihnen hervorzurufen, seitens der Bewohner geschehen kann. Auch die Vertheilung der gesammten Anpflanzung auf 5 Jahre wird nur dann zugestanden werden brauchen, wenn diese Erleichterung unbedingt nöthig erscheint; besonders fleißige Dörfer werden andererseits wieder für ihre Bemühungen zu belohnen sein, indem sie zeitweise von der Pflicht, Tagelöhner für die Europäer zu stellen, befreit werden. Die Beschränkung der Anpflanzungspflicht auf eine Entfernung von 10 km von der Küste wird man dort nicht einzuhalten brauchen, wo thatsächlich die Kokosbaumkultur tiefer hinein noch einen beträchtlichen Umfang hat, die Leute also genug Pflanzrüsse zur Verfügung haben, wie das beispielsweise in Digo der Fall ist. Kurz, die Stationsbeamten müssen zwar für die Anpflanzung eines bestimmten Minimums in ihrem Gebiet verantwortlich gemacht, im übrigen aber muß ihnen völlige Freiheit gelassen werden, nach eigenem Gutdünken und durchaus individualisirend zu verfahren.

Wenn durch diesen örtlich begrenzten Produktionszwang die produktive Thätigkeit einer großen Anzahl von Eingeborenen ungemein gehoben wird, so würde die europäische Produktion eine große Förderung durch Einführung der allgemeinen Lohnarbeitspflicht erfahren. Von dem holländischen System hätte sich das unsrige dadurch zu unterscheiden, daß es weder in schematischer Weise einen bestimmten Procentsatz der Arbeitskraft von den Eingeborenen, noch daß es von ihnen Arbeit unentgeltlich, als Steuerleistung, forderte. Dagegen würde es darin mit jenem übereinstimmen, daß die Forderung sich nicht direkt an die Arbeitspflichtigen, sondern an die Dorfhäupter richten würde.

Hier sind wir nun in der glücklichen Lage, die seit Okkupirung des Landes durch die Schutztruppe thatsächlich bestehenden Gewohnheiten einfach nur fortbilden zu brauchen. Die vortrefflichen Grundsätze, die in dieser Beziehung — in Tanga wenigstens — thatsächlich in Geltung waren, sind bereits im Ersten Theil mitgetheilt. Es waren kurzgefaßt folgende:

- 1) Obrigkeitliche Festsetzung des Tagelohnes;
- 2) Befehl an die Dorfhäupter, eine — nicht gerade streng begrenzte — Anzahl von Arbeitern auf eine nicht genau festbestimmte Zeit der Station zu stellen;
- 3) Körperliche Züchtigung der Leute, die sich nach angetretener Arbeit dieser grundlos entzogen;
- 4) Ueberlassung von Arbeitern an deutsche Private gegen die Verpflichtung, diesen den gewöhnlichen Tagelohn zu zahlen.

Auch diese Grundsätze sind am besten in den einzelnen Stationen individualisirend anzuwenden. Nur die Festsetzung des Tagelohnes

scheint mir am besten vom Gouvernement selbst auszugehen, und durch die durchaus nöthige Festsetzung des Monatslohnes ergänzt werden zu müssen, wobei, da dieser ganz regelwidriger Weise höher ist als der Tagelohn, eine nicht unerhebliche Herabsetzung des Monatslohnes zu erfolgen hätte.

Bei dieser Festsetzung wäre nun ferner in Erwägung zu ziehen, ob diese nicht für verschiedene Gebiete verschieden hoch sein sollte. Für die Küstenorte würde ich einen Tagelohn von 16 Pesa ($\frac{1}{4}$ rup.) und einen Monatslohn von 6 rup. für richtig halten, der vielleicht nur für die anstrengenden und bei den Eingeborenen sehr wenig beliebten Lösungs- und Ladungsarbeiten auf 20 Pesa für den Tag zu erhöhen wäre.

Für die weiter im Innern liegenden Landstriche sollten um den deutschen Unternehmern eine Ausgleichung für die Erhöhung der Unkosten durch die nothwendigen Transporte zu gewähren und um dadurch zugleich das deutsche Kapital zur wirthschaftlichen Ausbeutung der fruchtbareren Hinterländer anzureizen, niedrigere Löhne angesetzt werden.

Für Tangaland würde ich etwa folgende Sätze vorschlagen:*)

Ländliche Niederlassungen innerhalb des Küstengebiets	14 Pesa,
Bondei und Ostusambara bis Korogwe	12 "
Westusambara, Süd- und Mittel-Pare	10 "
Nord-Pare und Kilimandscharo Gebiet	8 "

Die Monatslöhne könnten stets so berechnet werden, daß sie dem Tagelohn von 24 Tagen gleich kämen, wobei vorausgesetzt ist, daß an den Sonntagen nicht gearbeitet wird.

In diesem Staffeltarif liege durchaus keine Ungerechtigkeit gegen die Bewohner der Hinterländer, denn je tiefer im Innern desto billiger ist die Verpflegung und desto geringer ist die Möglichkeit für den Eingeborenen überhaupt Geld zu erwerben. Die Gewährleistung verhältnißmäßig billiger Arbeitskräfte scheint mir, wie man auch im Einzelnen über diese Sätze denken mag, jedenfalls eine der Hauptaufgaben unserer Kolonialverwaltungen zu sein, da nur durch diese unseren Pflanzern der Wettbewerb mit anderen durch die Natur ungleich mehr begünstigten Tropenländern ermöglicht werden wird.

Auch der Kolonialrath hat in dieser Frage drei Vorschläge gemacht. Der erste lautet: „Es empfiehlt sich die Mitwirkung der Regierung zur Heranziehung von Eingeborenen zur Plantagenarbeit für längere Zeit, insbesondere durch ihre Vermittelung bei Gewährung von Schutz der Arbeiter durch gesetzliche Anordnung und Kontrolle ihrer Ausführung.“ Ich muß gestehen, daß mir das Verständnis für den Sinn dieses Satzes verschlossen ist. Ich habe nur die dunkle Ahnung, daß der Kolonialrath eine Art Arbeiterschutzgesetzgebung auch für unsere Kolonien empfehlen will. Nun, daß die Kolonialregierung die Eingeborenen vor einer unvernünftigen Ausbeutung durch die Europäer, falls es nöthig ist, schützen wird, ist wohl selbstverständlich. Ebenso sicher ist es aber auch, daß durch die bloße Inaussichtstellung dieses Schutzes der Eingeborene, wenn er nicht andere Motive hat, seine Arbeitskraft dem Europäer anzubieten, hierzu

*) Diese Vorschläge gehen ebenso wie die bezüglich der Landpreise von der Voraussetzung aus, daß in nächster Zeit thatsächlich eine Eisenbahn bis Korogwe gebaut wird.

niemals veranlaßt werden wird. Eher könnte man schon einige Erfolge von der Durchführung des zweiten Vorschlags: Entsendung von Expeditionen zur Anregung und Sicherung des Zuzugs und Errichtung von Arbeiterwerbeplätzen erwarten.

Durchaus verwerflich aber ist der Rathschlag, die Einführung fremder Arbeiter, also doch wohl indischer und chinesischer Kulis zu begünstigen. Denn Eines dürfen wir doch nie aus den Augen verlieren. Wenn uns auch die wirtschaftliche Verwerthung unserer Kolonien als wichtigstes Ziel unserer kolonialen Thätigkeit vorschweben muß, weil nur bei wirtschaftlichem Gedeihen der Kolonien idealere Ziele daselbst erreicht werden können, so muß diese wirtschaftliche Thätigkeit doch stets Hand in Hand gehen mit der moralischen und kulturellen Erziehung der unserer Macht unterworfenen Bevölkerungen. Diese Aufgabe aber kann außer durch die Wirksamkeit der Mission nur gelöst werden durch ausgedehnte Heranziehung der Eingeborenen selbst zu wirtschaftlichen Arbeiten; sie wären aber schon gefährdet durch die Einführung auch nur einer kleinen Anzahl Fremdlinge, insbesondere von Chinesen, die bis jetzt überall, wo sie hingedrungen sind, einen entfittlichenden Einfluß auf die eingeborene Bevölkerung ausgeübt haben.

3. Die Landvertheilungsmethode.

Die an und für sich schon schwierige Aufgabe das für die Entwicklung einer Kolonie gedeihlichste Landvertheilungssystem aufzustellen, wird in Ostafrika noch dadurch besonders verwickelt, daß in einem Theil der Kolonie (in Usogua, Unguu, Usagara, Ukami, dem Küstengebiet und der Insel Mafia) die D. D. A. G., im übrigen aber die Reichsregierung das Occupations- und damit auch das Verfügungsrecht an herrenlosem Boden hat.

Wenn dieser Zustand auch gegenwärtig kaum üble Folgen zeitigen wird, weil die Kultivirung der dem Verfügungsrecht des D. D. A. G. unterworfenen Gebiete — von einzelnen Theilen der Küstengebiete abgesehen — vorläufig von Europäern wohl noch nicht in die Hand genommen werden wird, so wird er auf die Dauer sich doch als unhaltbar erweisen. Denn die Landvertheilungsmethode bildet einen so integrierenden Theil des ganzen Systems einer Kolonialverwaltung, daß sie, sobald sie anfängt praktisch zu werden, unmöglich durch einen fremden Willen beeinflusst werden darf.

Gegenwärtig wird allerdings vor allem in Tangaland die Frage der Bodenvertheilung gelöst werden müssen. Für die Beantwortung keiner anderen Frage bietet ja nun die Kolonialgeschichte und die Kolonialliteratur ein so überreiches Material als gerade für diese. Von diesem ist nun zunächst einmal alles auszuschneiden, was sich auf Massenbesiedelung mit Europäern bezieht. Es kann also weder das von Wakefield für die Besiedelung von Kolonien der gemäßigten Zone aufgestellte und mit Glück, weil nicht wie in Südastralien mit strenger Konsequenz des Gedankens, in Neu-Süd-Wales und Neu-Seeland durchgeführte System, noch das von mir auf Grund einer Anzahl, in Sao Paulo von mir vorgefundener Thatsachen und der von mir in einem anderen Theile Brasiliens selbst gemachten Erfahrungen für die Besiedelung subtropischer Gebiete auf-

gestellte System in Frage kommen. Andererseits halte ich es für grundfalsch, wenn man die Möglichkeit einer Besiedelung durch Unternehmer mit kleinerem Kapital in Tropenkolonien ganz aus den Augen läßt, und mit der großkapitalistischen Gesellschaftsform allein rechnet. Gerade in dieser Hinsicht kann eine weise Kolonialverwaltung ungemein viel Gutes stiften, indem sie Leuten mit 10—15 000 Mark Kapital die Ansiedelung soviel wie möglich erleichtert. Denn für die Entwicklung der Kolonie ist es sicherlich vertheilhafter, wenn die Anzahl der dort lebenden und wirkenden Deutschen nach Möglichkeit vermehrt und nicht nur Gesellschaftsbeamte sondern auch unabhängige Private an dem Fortschritt der Kultur dort mitarbeiten. Auch vom technischen Gesichtspunkte aus ist, wie bereits hervorgehoben, die Niederlassung von Eigenwirthen äußerst erwünscht, da manche Kulturen und manche Intensivirungen der Landwirtschaft mit Vortheil überhaupt nicht durch theuer bezahlte Beamte betrieben werden können.

Im einzelnen glaube ich nun nach den Erfahrungen, die in anderen Kolonien gemacht worden sind, und nach meiner Kenntnisse der Verhältnisse in Tangaland, folgende Grundsätze als empfehlenswerth aufstellen zu können.

a) Es darf kein Meter breit Landes verschenkt werden. Den entgegengesetzten Rathschlag des Kolonialraths halte ich für durchaus unannehmbar. Landschenkungen haben überall in der Welt, namentlich wenn sie sich auf weite Räume erstrecken, schädlich gewirkt. Die Kultivirung geschenkter Gebiete geht stets weit langsamer voran, als die, für welche eine Zahlung geleistet worden ist, da der Unternehmer in letzterem Falle stets bestrebt sein wird, das angelegte Kapital sobald wie möglich zu verzinsen. Die Kultivirung weniger werthvoller Strecken die zwischen besseren liegen, unterbleibt bei Landschenkungen gewöhnlich ganz, während es durchaus im Interesse der Allgemeinheit liegt, auch diese der Kultur zu erschließen. Dies aber ist nur möglich, wenn der Erwerb desselben unter günstigeren Bedingungen erfolgen kann, als der der fruchtbaren Landstriche, und eine derartige Abstufung wird durch den Grundsatz der Landversenkung unmöglich gemacht.

Um daher den durch die Landschenkungen angestrebten Zweck zu erreichen, und insbesondere auch um den Erwerb von Land zu Spekulationszwecken zu verhindern, muß an die Versenkung des Landes nothwendiger Weise die Bedingung seiner Kultivirung geknüpft werden. Auf diesem Standpunkt steht auch der Kolonialrath, da er der Regierung empfiehlt, Unternehmern Land unentgeltlich unter Vorbehalt von Bedingungen, welche die Ausführung der Kultur sichern, zu überlassen.

Durch Aufstellung solcher Bedingungen wird naturgemäß das Eigenthum des Besenkten zu einem unsicheren, von der Anerkennung der Erfüllung der Bedingungen abhängigen und die Thätigkeit des Unternehmers wird einer steten Kontrolle durch die Behörden unterworfen.

Nichts aber wirkt in einem Jungland in höherem Maaße schädlich, als die Einmischung der Behörden in die Thätigkeit der Privaten. Unter Verhältnissen, wo alles neu geschaffen werden muß, wo die Ansichten über die zu ergreifenden Maaßregeln von Tag zu Tag wechseln können, weil noch keinerlei bestimmte Praxis sich in irgend welchen Thätig-

keiten hat ausbilden können, wo es gerade darauf ankommt, für die immer von neuem zu Tage tretenden Bedürfnisse immer neue Hilfsmittel auszufinden, da muß als oberster Grundsatz jeder Verwaltung aufgestellt werden: Freie Bahn für jede Unternehmerrthätigkeit. Die Regierung kann beispielsweise wohl durch Prämien den Kaffeebau, wenn sie diesen für vortheilhaft hält, zu fördern suchen, aber ihn dem Europäer dadurch aufzwingen wollen, daß man ihm Land umsonst überläßt gegen die Verpflichtung, Kaffee darauf zu bauen, das hielte ich für grundverkehrt. Denn nehmen wir zum Beispiel an, der oberste Beamte einer Kolonie wäre ein tüchtiger Kenner des Kaffeebaus, oder er würde in seinen Maßnahmen von einem solchen berathen, so würde er sich möglicher Weise nicht allein darauf beschränken, einem Landbesitzer — was gewiß sehr anerkennenswerth wäre — gute Rathschläge bezüglich des Kaffeebaus zu ertheilen, sondern womöglich ihm gewisse Pflanz- und Behandlungsmethoden zur Bedingung für den Erwerb des Landes machen, weil er die felsenfeste Ueberzeugung hegt, daß diese allein etwas nützen und daß daher durch diese allein das ihm vorschwebende Ideal der Förderung der landwirthschaftlichen Kultur in der Kolonie erreicht werden könne. Nun denke man sich einen jungen Deutschen, der vielleicht gerade deshalb die Heimath verlassen hat, weil seinem unternehmenden Sinn und seinem Streben nach einer eigenartigen Thätigkeit die Fesseln einer alten Kultur zu drückend geworden sind, mitten in der Wildnis in ein derartiges Netz polizeilicher Oberaufsicht verstrickt! Wahrlich nur arbeitsunfreundige Gesellschaftsbeamte und vielleicht gar keine Eigenthümer würden wir nach Afrika hinausbekommen, wollten wir ein solches, aus dem Princip der Landverschenkung fast mit Nothwendigkeit sich ergebendes System von Beschränkungen dort einführen.

Allein noch aus einem andern, mindestens ebenso wichtigen Gesichtspunkt aus muß der angefochtene Grundsatz verdammt werden.

Das Verfügungsrecht über herrenlose Ländereien legt dem Verfügungsberechtigten eine unabweißbare Pflicht auf, durch deren Erfüllung er sich sozusagen erst das Verfügungsrecht verdient. Jede Okkupation herrenloser Gegenstände erfordert Arbeit und in der Leistung dieser Arbeit allein liegt die ethische Rechtfertigung des Okkupationsrechtes. Herrenlose Liegenschaften können vom ethischen Standpunkt aus gleichfalls nicht einfach durch die Erklärung, nunmehr Herr sein wollen, okkupirt werden, sondern dazu gehört ihre Benutzung oder zum mindesten die Ermöglichung der Benutzung durch Andere. Letztere umfaßt zwei Thätigkeiten: Vermessung und Zugänglichmachung des Landes. Beide aber erfordern Geldmittel, und um diese aufzubringen darf das Land nicht verschenkt, sondern muß verkauft werden. Der Erwerber bezahlt dann in Wahrheit nicht das herrenlose Land, sondern die Arbeit, die zu seiner Ausnutzung nothwendig war.

b. Der Kaufpreis soll nicht kreditirt, sondern baar bezahlt werden. Dieser Modus ist einmal ein Mittel, zu großen Landankäufen, namentlich solchen auf Spekulation vorzubeugen, andererseits macht er dem Landvergeber die Landvermessung und den Straßenanbau ohne Inanspruchnahme anderer Mittel sofort möglich. Erfahrungsgemäß macht auch die Einziehung kreditirter Kaufgelder in Kolonien stets un-

verhältnismäßige Schwierigkeiten und Kosten, was auch in Deutsch-Ostafrika eintreten würde, sobald erst die Niederlassung von Einzelunternehmern dort einen gewissen Umfang erreicht haben wird.

Die sofortige Einziehung des Kaufpreises erschwert ferner die Inanspruchnahme von Unternehmungen, die im Verhältnis zu dem vorhandenen Kapital zu groß angelegt sind, verhindert die Ansiedelung kapitalloser Einzelmänner überhaupt, schiebt dem häufigen Verlassen einer einmal in Arbeit genommenen Farm, wie solches bei Einzelwirthten ohne viel Kapital gerade in deutschen Ansiedelungen häufig vorkommt, einen Kiegel vor und wirkt endlich, indem sie den Erwerb von neuem Grund und Boden erschwert, dem Raubbau entgegen, eine Wirkung, die wie oben auseinandergesetzt, aus kolonisationstechnischen Gründen gerade in Ostafrika äußerst erwünscht ist.

c. Am schwierigsten ist das Problem der richtigen Preisgestaltung des Grund und Bodens zu lösen. Die Frage, die bei dieser Gelegenheit sonst stets erörtert wird, ob das Land an den Meistbietenden versteigert oder freihändig verkauft werden soll, fällt für Deutsch-Ostafrika weg, da eine Landauktion natürlich nur dort denkbar ist, wo eine große Menge von Kauflustigen vorhanden ist. Andererseits darf die Verwaltung, um jeden Verdacht eines parteilichen Verfahrens von sich fern zu halten, sich nicht vorbehalten, von Fall zu Fall den Kaufpreis mit den Kauflustigen zu vereinbaren, sondern es müssen allgemeine für Jedermann gültige Preisnormen aufgestellt werden. Sollen aber nun diese Preise hoch oder niedrig, gleichmäßig oder ungleichmäßig angesetzt werden? Zu hohe Preise würden vom Ankauf zurückschrecken und damit die Kulturentwicklung des Landes ungemein hemmen, würden möglichenfalls auch die Bewirthschaftung desselben unrentabel machen. Zu niedrige Preise dagegen würden ganz die gleichen Folgen wie Landschenkungen oder Preiskreditirungen haben. Man wird also sich hüten müssen, in eine der beiden Extreme zu verfallen.

Ungleichmäßige Preise anzusetzen, ist ja natürlich verwaltungstechnisch schwieriger, und erfordert eine verhältnismäßige genaue Kenntnis der einzelnen Theile des Landes, nichtsdestoweniger halte ich diesen Modus bei der ungeheuren Verschiedenheit des Landes in Hinsicht seiner Kultivationsfähigkeit für absolut unerlässlich. Meiner Ansicht nach würde es nun auch kolonialpolitisch richtig sein, für eine gewisse Reihe von Jahren Vorzugpreise zu gewähren. Die Erhöhung der Preise nach Ablauf der allerersten Kolonisationszeit wäre dadurch gerechtfertigt, daß jeder vorangegangene Ansiedler dem Nachkommenden die Ansiedelung sehr erleichtert, und der spätere also weniger Mühe und Kosten aufzuwenden hat, als die ersten Pioniere, welche die allernothwendigsten Erfahrungen erst zu sammeln haben. Auch wäre es politisch, den späteren Eintritt dieser Preiserhöhung von vornherein bekannt zu machen, damit dadurch ein Ansporn zu baldiger Ansiedelung gegeben wird.

Die D. O. A. G. verkauft den Hektar zu 4 M. Es ist das ein Preis, der schon zu den niedrigen zu rechnen ist. Dem Prinzip folgend, keine Vorschläge, die eine zahlenmäßige Detaillirung verlangen, ohne Zahlenangaben zu machen, würde ich für das mir bekannte vordere Tangaland folgende Preistarifirung vorschlagen.

I. Die Nyika im Norden Tangalands. Hier müßte es ausnahmsweise mindestens ein Jahrzehnt lang Jedermann gestattet sein, unentgeltlich Grund und Boden zu okkupiren, welcher, so weit er ihn irgendwie durch Ackerbau oder Viehzucht thatsächlich bewirthschaftet hätte, sein dauerndes Eigenthum würde.

II. 1) Die Steppe zwischen dem bebauten Küstenstrich, dem Pangani, dem Mkulumusi und Bondei; 2) das Pangani- und das Mkomasithal westlich von Korogwe an; 3) Nordwestusambara bis Wuga ha Schatu, der Hektar 40 Pfennig.

III. 1) Digo, soweit es nicht unter IV. fällt; 2) das Land zwischen Sigi und Mkulumusi, mit der gleichen Einschränkung; 3) Südwestusambara; 4) Nordwestusambara, soweit es nicht unter II. fällt, der Hektar 2 Mark.

IV. 1) Das Küstenland (falls das Vergebungsrecht ans Reich fällt); 2) ein Landstrich, von je 2 km, zu beiden Seiten des Sigi und Mkulumusi bis zur Grenze von Bondei, der Hektar 4 Mark.

V. 1) Das Panganithal bis nach Korogwe (das Thal des Unterlaufes, das höher zu klassifiziren wäre, befindet sich völlig im Privatbesitz); 2) die Bergländer von Ostusambara (Handei, Kombola); 3) die Senkung zwischen Ost- und Westusambara, nördlich der Wasserscheide des Luengera, der Hektar 6 Mark.

VI. 1) Bondei; 2) die Sigi-Musi-Senkung; 3) das Luengerathal, der Hektar 8 Mark.

Sämmtliche Ländereien, die nicht über 5 km von einer Eisenbahnstation entfernt sind, müßten um 20% theurer bezahlt werden, als ihr eigentlicher Preis betrüge.

Die Preise für die Klasse IV—VI sollten nur 3 Jahre, die für die Klasse II und III nur 5 Jahre Gültigkeit haben. Nach Ablauf dieser Fristen, sollten die Preise mit jedem Jahre um 10% steigern.

d. Darnach Befolgung dieser Grundsätze noch besondere Vorkehrungen gegen übermäßige Landkäufe nothwendig seien, glaube ich nicht. Als ein solcher würde es beispielsweise anzusehen sein, wenn die Pflanzergesellschaft, die über ein eingezeichnetes Kapital von rund 350 000 M. verfügt — die Festsetzung auf 2 Millionen M. ist nur eine nominelle — dem Rathe ihres Vertreters in Ostafrika folgend, 2 Quadratmeilen Landes, sage 44 000 Morgen oder 11 000 Hektar angekauft hätte. Würden nun meine Vorschläge angenommen, so hätte sie, da das in Aussicht genommene Land meistentheils zur Klasse IV gehört, den Hektar mit 4 M., das ganze Land also mit 44 000 M. baaren Geldes sofort zu bezahlen — was zu thun sie sich sicherlich hüten würde.

Was die ungleich besser fundirte Deutsch-Ostafrikanische Plantagen-Gesellschaft betrifft, so hat dieselbe sich seinerzeit von der D. O. A. G. gegen 100 Stück Aktien zu je 1000 M., das Recht zugestehen gelassen, an 20 beliebigen Punkten Land im Gesamtflächeninhalt von 100 000 Morgen zu erwerben, so daß also auch hier der Hektar zu 4 M. berechnet worden ist.

Dieses Recht kann sie natürlich nur in den Landschaften ausüben, in denen der D. O. A. G. das Okkupationsrecht noch zusteht. Lewa kann ihr allerdings nicht mehr streitig gemacht werden, da es zwar im

Gebiete der reichsrechtlichen Okkupation liegt, aber der Gesellschaft doch schon vor dem Abkommen zwischen dem Reich und der D. D. A. G. gehörte. Eine weitere Ausdehnung in Bondai ist ihr aber nur auf dem Fuße der Gleichberechtigung mit jedem Mitbewerber möglich.

e. Um Käufe auf Spekulation zu verhüten, will oder wollte die D. D. A. G. jedem Käufer zur Pflicht machen, alle Jahre mindestens 10% des erworbenen Landes unter Kultur zu nehmen. Von anderer Seite ist zur Erreichung desselben Zweckes eine Grundsteuer auf unbebaute, aber von Europäern erworbene Ländereien in Vorschlag gebracht.

Ich halte diese Maßregeln weder für nützlich noch für nothwendig. Denn beide bedingen eine belästigende Kontrolirung der wirthschaftlichen Thätigkeit des Unternehmers, legen ihm Pflichten auf, die unter Umständen recht drückend werden können und fordern zur Feststellung des Umfanges der Kultivation alljährlich kostspielige Vermessungen. Nothwendig aber sind sie nicht, denn von den Umgebungen bedeutender Verkehrspunkte abgesehen, für welche ja besondere Bestimmungen getroffen werden könnten und es zum Theil schon sind, ist die Gefahr einer Land speculation in Ostafrika, wegen der geringen Ausdehnung der jedesmal zusammenhängenden Flächen kultivirbaren Landes, so gut wie ausgeschlossen. In etwas würde ja auch der höhere Preis des besseren Landes und die Pflicht der Baarzahlungen etwaigen Spekulationsgelüsten entgegenwirken.

Alle diese gegen die Spekulationskäufe sprechenden Gründe sind zweifelsohne stärker als das eine Moment, das bei Durchführung meiner Vorschläge einen gewissen Anreiz zu solchen Käufen geben könnte: das Steigen der Landpreise. Und das um so mehr, als dieser Anreiz nur ein geringer sein kann, wenn, wie vorgeschlagen, diese Steigerung erst nach drei beziehungsweise fünf Jahren eintreten und denn auch nur 10 pCt. — ein für Jungländer nicht hoher Zinsfuß — betragen würde.

4. Vorarbeiten zur Ansiedelung.

Der geplante Bau einer Eisenbahn von Tanga nach Korogwe weist auf das vordere Tangaland als Ziel der ersten Kolonisationsbestrebungen hin. Um diese zu fördern, genügt der Eisenbahnbau aber nicht, es ist vor allem nöthig, daß das ganze fruchtbare Land der Umgebungen für die Zuangriffnahme einer energischen Kolonisation durch Anlegung von fahrbaren Straßen vorbereitet werde. Hierzu ist meiner Ansicht nach vor allem die Landschaft Bondai geeignet, da der hier mögliche Kaffeebau mit Erfolg auch von kleineren Kapitalisten betrieben werden kann und gerade zum Gedeihen kleinerer Unternehmungen das Vorhandensein fahrbarer Wege, für welche die kapitalkräftige Gesellschaft schon eher in der Lage ist, selbst zu sorgen, ein Haupterforderniß bildet.

Es würde für den Anfang genügen, wenn eine Hauptstraße quer durch Bondai gelegt würde, die bei Milianga, woselbst eine Eisenbahnstation angelegt werden soll, die Bahn schneidet, und sich südwärts bis Lewa, nordwärts nach der Sigifenkung möglichst tief in diese hinein zieht. Die technischen Schwierigkeiten wären keine bedeutenden, viel Baumwuchs wäre nicht zu beseitigen, von Brücken käme nur die über

den Mfulumusi bei Malianga in Betracht und nur einige hügelige Erhebungen würden etwas mehr Arbeit verursachen. Zu den Arbeiten an dieser Straße, die durchweg an bewohnte Ortschaften stoßen würde, müßten diese selbstverständlich unentgeltliche Arbeitskräfte stellen, eine Forderung, die so in der Natur der Sache liegt, daß sie, meiner Ueberzeugung nach, bei den Eingeborenen selbst auf keinerlei Widerwillen stoßen würde. Auch der Unterhalt der Straße müßte ihnen zur Pflicht und die Majumbe der durch die Straße verbundenen Dörfer für deren Erfüllung verantwortlich gemacht werden.

Außer dieser durchaus nothwendigen Vorarbeit wäre eine andere, wenn sie ohne große Kosten bewerkstelligt werden könnte, ganz nützlich; das ist die Feststellung der Eigenthumsverhältnisse in den von der Straße berührten Dörfern, durch die der Inbesitznahme des herrenlosen Landes durch die Europäer am besten vorgearbeitet und späteren Grenzstreitigkeiten vorgebeugt werden könnte. Mit dieser Arbeit könnte leicht eine andere wichtige Erhebung verbunden werden, nämlich die Feststellung der in jedem Dorf vorhandenen Anzahl der arbeitsfähigen Männer, Frauen und Kinder. Die Einzelvermessung des herrenlosen Landes zum Verkauf an Europäer brauchte dagegen wohl erst im Falle der eingetretenen Nachfrage zu erfolgen, doch dürfte es auf die Erzeugung einer solchen von allergrößtem Einfluß sein, wenn wenigstens eine einigermaßen genaue Abschätzung des für den Plantagenbau zur Verfügung stehenden herrenlosen Landes sowie Erkundigungen bei den Eingeborenen darüber erfolgten, in wie weit und unter welchen Bedingungen sie geneigt wären, ihr Land an Europäer zu verkaufen. Würden die Ergebnisse aller dieser auf Land und Leute sich beziehenden Arbeiten zugleich mit Bodenanalysen und sonstigen exakten naturwissenschaftlichen Mittheilungen veröffentlicht werden, so müßte es wunderbar zugehen, wenn hierdurch nicht einige unternehmende Kapitalisten sich zur Inangriffnahme des Kaffeebaues in Bondei entschlossen.

5. Eigene produktive Thätigkeit des Reiches.

a. Errichtung einer landwirthschaftlichen Anstalt.

Die landwirthschaftliche Produktion deutscher Unternehmer würde vielleicht durch nichts in so unmittelbarer Weise gefördert werden, als durch Einrichtung einer staatlichen Anstalt, welche zugleich als wissenschaftliche Versuchsanstalt, als Versuchsplantage und als Musterbetrieb diene.

Der Ort für eine solche Anstalt kann gar nicht fraglich sein. Sie muß dort gegründet werden, wo in den nächsten Zeiten die meiste Aussicht auf Inangriffnahme des Plantagenbaues vorhanden ist, also in Bondei, und zwar selbstverständlich an einer Station der künftigen Bahn. Ich kann aus diesem Grunde nur rathen, dieselbe in Malianga anzulegen, welches die denkbar größten Vorzüge bietet. Künftige Eisenbahnstation, liegt der Ort am Mfulumusi und zwar an einer Stelle, wo in Folge eines kleinen Wasserfalls eine natürliche Betriebskraft für Bewegung landwirthschaftlicher Maschinen und für eine Wasserleitung mittelst hydraulischen Widlers gegeben ist. Die Umgebungen des Ortes eignen sich vortrefflich zum Kaffeebau und seine Lage innerhalb

Bondei ist eine zentrale. So lange die Frage einer solchen Anstalt noch nicht entschieden ist, möge das Gouvernement wenigstens diesen Fleck nicht an Private weggeben.

Die Aufgaben, welche einer solchen Anstalt obliegen würden, und die zum Theil auch vom Kolonialrathe in einem der Regierung unterbreiteten Vorschlag aufgeführt sind, wären meiner Ansicht nach folgende*):

1. Anbauversuche mit den verschiedensten Kulturpflanzen und verschiedenen Varietäten von solchen;
2. Versuche mit verschiedenen Anbaumethoden der als geeignet erkannten Gewächse;
3. Wägungen und chemische Analysen der durch diese Versuche gewonnenen Ernten;
4. Versuche mit Maschinen verschiedener Konstruktion zur Bearbeitung der Ernten (z. B. mit den verschiedenen Entfaserungsmaschinen);
5. Prüfung wildwachsender Pflanzen auf ihre Brauchbarkeit im menschlichen Haushalt;
6. Bodenanalysen, die sich nicht nur auf Bondei sondern auf ganz Tangaland zu erstrecken, und insbesondere auch die Abhängigkeit der Vegetationsformen und der speciellen Flora von der Bodenbeschaffenheit festzustellen hätten;
7. Meteorologische Untersuchungen an Ort und Stelle und Leitung und Bearbeitung von solchen an anderen Orten Deutsch-Ostafrikas. Insbesondere eingehende Untersuchungen über die atmosphärischen Produktionsbedingungen (Gehalt der Luft an Sauerstoff, Kohlensäure, Stickstoffverbindungen, Wassergas, Ozon, Wasserstoffsuperoxyd u. a. m.);
8. Düngungsversuche mit einheimischen oder im Lande zu erzeugenden und mit eingeführten Düngmitteln unter genauer Messung und Analyse der Ernten;
9. Feststellung passender Fruchtfolgen;
10. Rentabilitätsberechnungen auf Grund der Erntemessungen und der sorgfältig berechneten Produktionskosten;
11. Einführung besserer Sorten der einheimischen Pflanzen und Verkauf von Samen derselben an die Eingeborenen — keine Verschwendung, weil verschenkte Samen nicht genügend hoch geschätzt und darum nicht genügend gut behandelt werden;
12. Einführung besserer Viehassen und Kreuzung derselben mit den einheimischen;
13. Fütterungsversuche mit einheimischen und eingeführten Pflanzen verschiedenster Art und genaue Feststellung der hierbei erzielten Mehrerträge an Fleisch und Milch;
14. Anlernung einheimischer Thiere zu Zugarbeiten und Verkauf von solchen an Pflanzer, eventuell auch an Eingeborene, denen die Kunst des Pflügens und Eggens beigebracht worden ist;
15. Betrieb einer tropischen Musterwirthschaft unter besonderer Berücksichtigung des Kaffeebaus und der Viehwirthschaft. Ein solcher würde sich übrigens allmählich von selbst aus den praktischen Pflanzungsversuchen entwickeln; es kommt nur darauf an, den

*) Vergl. meinen Aufsatz im Deutschen Wochenblatt, 1891 Nr. 38.

Umfang eines solchen Versuchsfeldes, insbesondere also die Kaffeegärten allmählich immer mehr zu erweitern;

16. Aufstellung von Erntebearbeitungsmaschinen, z. B. von solchen für Baumwolle und Kaffee und Gestattung ihrer Benutzung durch kleinere Unternehmer gegen entsprechenden Miethzins.

Diese Anstalt könnte zugleich als Schule für künftige Pflanzer — Eigenleute und Gesellschaftsbeamte — dienen und auch für die jungen kolonialen Verwaltungsbeamten wäre es sehr nützlich, wenn sie etwa ein Jahr lang sich durch den Aufenthalt in der Anstalt in den Fragen der Kolonisationstechnik, welche die der Kolonialpolitik stets in hohem Maße beeinflussen, aus eigener Anschauung ein praktisches Urtheil gebildet hätten. Um ihren Aufenthalt daselbst noch fruchtbarer zu machen, könnte vielleicht ein Verwaltungsbeamter, der mit dem Sitz in Malianga die kolonialpolitischen Aufgaben in Bondei zu lösen und die ganze Verwaltung der Landschaft zu leiten hätte — ein solcher wird bei vermehrter Bewirthschaftung des Landes durch Europäer sowieso nöthig werden — nebenbei beauftragt werden, die jungen Beamten (Referendare oder Assessoren) in das Studium kolonialer Fragen einzuführen, also eine Art akademisches Seminar dort einzurichten.

Schließlich könnte in dieser Anstalt im Anschluß an das chemische Laboratorium auch ein solches für Bakteriologie eingerichtet und ein tüchtiger Bakteriologe damit beauftragt werden, die Fragen nach den Ursachen der verschiedenen Malariaerkrankungen, insbesondere die durchaus noch unentschiedenen Frage, ob sämtliche Tropenfieber auf die Einwirkung eines einzigen Virums zurückzuführen sind, an Ort und Stelle gründlich zu studieren und damit das Problem ihrer richtigen Behandlung der Lösung näher zu bringen.

Es ist klar, daß gerade durch die Konzentration so verschiedener wissenschaftlicher und praktischer Thätigkeiten auf einen Fleck diese alle durch den gegenseitigen Gedankenaustausch ihrer Vertreter ungemein gewinnen und diese Vertreter selbst in Folge der ihnen hier gebotenen, in Jungländern sonst so oft fehlenden geistigen Anregung mit um so größerer Berufsfreudigkeit ihres Amtes walten würden.

b. Einführung der Coirgewinnung.

Wie hier durch sein eigenes Beispiel der Staat auf die Produktion der Europäer fördernd einwirken könne, so wäre eine andere staatliche Thätigkeit geeignet, die Produktion der Eingeborenen durch Schaffung einer neuen gewerblichen Thätigkeit sehr zu heben. Da einerseits die Verwerthung der großen Mengen von Kokosnußfasern im allgemeinen volkswirtschaftlichen Interesse sehr erwünscht wäre und nach Durchführung des oben vorgeschlagenen Produktionszwanges immer wünschenswerther sich erweisen würde, andererseits weder die Europäer die gewerbliche Bearbeitung dieses Rohmaterials mit Aussicht auf Rentabilität im Großen betreiben können, noch die Eingeborenen freiwillig in Folge mangelnder Kenntnisse und angeborener Indolenz sich hierzu entschließen würden, so erachte ich es für geboten, daß der Staat die Sache in die Hand nimmt. Die Art und Weise, in der das geschehen könnte, dürfte etwa folgende sein.

Es werden eine Anzahl Bewohner der Komoren, die sich auf die Gewinnung der Kokosfasern verstehen, engagiert, für Rechnung der Regierung etwa 3—4 Jahre lang dies Geschäft an verschiedenen Küstenplätzen zu betreiben. Die Stationsbeamten hätten darauf zu sehen, daß seitens der Eingeborenen ihnen — natürlich gegen Bezahlung — genügendes Rohmaterial angeboten würde und hätten eine Anzahl von Eingeborenen den Komorenern als Lehrlinge zuzuordnen. Nach Ablauf der Kontraktzeit würde ihnen die Einrichtung einer selbständigen Werkstätte nach Möglichkeit erleichtert und die Lehrlinge ermuntert werden, gleiches zu thun. Ginge man auf diese Weise vor, so würde sicherlich die staatliche Thätigkeit auf eigene Rechnung bald überflüssig werden und das ganze Gewerbe könnte der privaten Arbeit von Eingeborenen und eingewanderten Komorenern überlassen bleiben. Da nach Deckung des einheimischen Bedarfs an Kokosstricken sicherlich — namentlich nach Durchführung des Produktionszwanges — auch große Mengen des neuen Produktes zur Ausfuhr gelangen würden, so würde sich in der Verzollung dieser Waaren dem Reiche auch eine neue Einnahmequelle eröffnen.

e. Kolonisation im großen Stil.

Allein ich glaube, mit diesen vorbereitenden Arbeiten sollte die produktive Thätigkeit des Reichs nicht erschöpft sein. Wollen wir aus unseren Kolonien in absehbarer Zeit einen wirklich erheblichen Nutzen ziehen, so muß eine Kolonisation im großen Stil inaugurirt werden. Es muß der Handel ins Innere mit den Hilfsmitteln der Kultur in Angriff genommen, es muß eine Kette wirtschaftlicher Stationen an den Handelswegen angelegt, es müssen großartige Bewässerungsanlagen geschaffen und es muß jeder Theil der von den Handelskarawanen zu durchziehenden Gebiete gemäß seiner Eigenheit der Kultur unterworfen werden. Davan wird sich aber, wie die Verhältnisse in unserem deutschen Vaterlande nun einmal liegen, das private Kapital ohne energische Mitwirkung der Regierung nicht heranzubringen lassen.

Aus diesen Gründen würde ich die Gründung eines Unternehmens am geeignetsten halten, welches nach Art der deutschen Reichsbank organisiert wäre. Das Reich würde die gesammte Leitung unter Gestattung der finanziellen Kontrolle durch die Privataktionäre übernehmen und sich außerdem durch Einbringung des zu bewirtschaftenden Territoriums gegen Gewährung von Gewinnanteilen an der Kapitalbildung beteiligen. Durch eine solche Ordnung der Dinge wäre der Kolonialverwaltung die Gelegenheit gegeben, zu gleicher Zeit kolonisationstechnische und kolonialpolitische Fragen zu lösen und durch diese doppelseitige Thätigkeit wahrhaft großartige Erfolge in der Kultivirung von Deutsch-Ostafrika und in der Nutzbarmachung dieser kulturellen Errungenschaften für die Wohlfahrt und Größe des deutschen Volkes zu erzielen.

C. Die Mission.

Neben den durch wirtschaftliche Unternehmungen zu lösenden kolonisationstechnischen und den durch staatliche Thätigkeit zu lösenden kolonialpolitischen Aufgaben legt uns der Erwerb der Kolonien noch eine dritte Pflicht auf, die der Bekehrung der uns unterworfenen Eingeborenen zum Christenthum. Ist diese letztere doch dasjenige ethische Moment gewesen, aus dem in den ersten Jahrhunderten der modernen Kolonisation die romanischen Völker die innere Berechtigung zur Besitzergreifung überseeischer Länder und zur Unterwerfung ihrer Bewohner herleiteten. Wenn wir allerdings in der Gegenwart auch auf dem Standpunkt stehen, daß die Absicht und die Fähigkeit, einen Theil des Erdbodens besser auszunutzen, als es seine bisherigen Bewohner gethan, an und für sich schon dem Kulturvolk ein Anrecht auf den Erwerb solcher Länder giebt, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß in Bezug auf die Unterwerfung der Bewohner jener alte Rechtfertigungsgrund auch jetzt noch bis zu einem gewissen Grade gilt. Nur fassen wir die uns damit auferlegte Aufgabe nicht so engherzig auf, wie die Spanier und Portugiesen im Mittelalter es thaten. Einerseits wollen wir nicht mit roher Gewalt die unentwickelten Völker zur Bekennung des Christenthums zwingen, andererseits begnügen wir uns mit der äußerlichen Angewöhnung zu christlichen Gebräuchen nicht, sondern wir suchen in den Eingeborenen vor allem edlere, sittlichere Anschauungen zu wecken und sie dadurch zur Achtung der Menschenwürde und zu einem friedlichen, sittlich geregelten Verkehr untereinander zu führen. An der Lösung dieser Aufgabe sollen in gleicher Weise die privaten Unternehmer, der Staat und die kirchliche Mission mitwirken. Erstere durch Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit und durch wohlwollende aber strenge Behandlung bei derselben, der Staat durch gewaltsame Niederwerfung von Friedensstörern, insbesondere durch Unterdrückung des schmachvollen Menschenraubs, durch Schaffung einer geordneten Verwaltung und durch zwangsweises Anhalten der Eingeborenen zu produktiver Thätigkeit, die Mission durch Erziehung der Eingeborenen zu Christen.

Denn mag man sagen, was man will, ein anderes Ziel wie dieses kann sich die christliche Mission als solche nicht stecken. Es ist ja in jüngster Zeit viel darüber gestritten, ob das Princip der katholischen Mission, welche ihre Zöglinge außer in den Lehren des Christenthums auch in allerhand nützlichen Arbeiten, landwirthschaftlichen und gewerblichen, unterweist, oder das der protestantischen erfolgreicher sei, welche von diesem praktischen Unterricht häufig — wenn auch durchaus nicht immer — absieht. Die Vertheidiger des ersten Prinzips haben sich oft einerseits durch die prächtigen Anlagen der katholischen Mission in Bagamoyo und durch die guten Resultate, die diese mit der Heranbildung von Handwerkern und Gärtnern erzielt hat, andererseits durch die oft bemerkte Verziehung englischer Missionszöglinge zu arbeitscheuen und hochmüthigen Individuen zu einem absprechenden Urtheil über die evangelische Mission überhaupt verleiten lassen. Dabei hat man aber ganz übersehen, daß Erziehung zu wirtschaftlicher Thätigkeit streng genommen mit den Aufgaben der christlichen Mission gar nichts zu thun

hat, daß diese vielmehr über den Rahmen des apostolischen Geheißes ein Uebrigcs thut, wenn sie sich einer Aufgabe widmet, die eigentlich der privaten kolonialisatorischen Thätigkeit obliegt. Wenn man also auch als Kolonialpolitiker es nicht dankbar genug begrüßen kann, wenn sich eine Missionsgesellschaft auch dieser Aufgabe unterzieht, da hierdurch den übrigen zur Entwicklung des Landes berufenen kolonialen Faktoren eine kostspielige und mühsame Arbeit erspart wird, verlangen, auf Grund der Missionsidee verlangen kann man es von keiner.

Wenn man dieses Verlangen auf Grund der Behauptung aufstellt, daß die wirthschaftliche Arbeit die beste Vorbereitung für die Erfassung der christlichen Lehre bildet, so beruht das wohl auf einer Verkennung der geistigen Fähigkeiten des Menschen. Ich bin davon überzeugt, daß das Abstraktionsvermögen weder des Kultur- noch des Naturmenschen durch Uebung praktischer Thätigkeit auch nur um ein geringes erhöht wird, daß dieses vielmehr ausschließlich durch Beschäftigung mit geistigen Arbeiten, also auf den untersten Stufen des Alters und der Menschheit einfach durch die gewöhnlichen Schularbeiten gehoben werden kann. Der Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, das Erzählen belehrender Geschichten und das Einlernen von Liedern, das allerdings scheint mir ein wesentliches Erforderniß der Missionsthätigkeit zu sein, weil solche Beschäftigungen das Kind denken, insbesondere bis zu einem gewissen Grade auch abstrakt denken lehren und damit eine nothwendige Vorbedingung zu einem, wenn auch sicher wohl noch sehr mangelhaften Verständnis der christlichen Lehre schaffen. Wenn man nun einwendet, die Beschäftigung mit praktischen Arbeiten sei deswegen ersprießlich und nothwendig, weil sie den Menschen aus Arbeiten überhaupt gewöhnt und damit einen äußerst günstigen Einfluß auf die moralische Verfassung des jungen Christen ausübt, so antworte ich, daß wenn auch sicherlich von diesem Gesichtspunkte aus die Bestrebungen der katholischen Mission dem Kolonialpolitiker im höchsten Grade willkommen sein müssen, so doch eine Nothwendigkeit, diesen Weg zur ethischen Erziehung des Negers einzuschlagen, nicht vorliegt. Diese Erziehung kann vielmehr auch dadurch erfolgen, daß das Kind — und nur solche sollten alle Missionen grundsätzlich in ihre Pflicht nehmen — zu Schularbeiten angehalten wird. Diese Ansicht beruht nicht etwa auf einer aus europäischen Verhältnissen abstrahirten Theorie, sondern auf der Erfahrung. Ich habe nämlich selbst beobachten können, daß die Erziehungsergebnisse der protestantisch-englischen Mission durchaus nicht überall die schlechten sind, wie sie gewöhnlich von Afrikareisenden geschildert werden. In Bondei, fast im Mittelpunkte dieser herrlichen, zukunftsreichen Landschaft, bei der Ortschaft Magila, liegt eine Centralstation der englischen Universitäten-Mission. Ich habe dieselbe mit ihren für Afrika wirklich imposanten Anlagen, insbesondere ihrer prächtigen steinernen Kirche, besucht, habe dort gesehen, daß die Kinder zu ernster geistiger Arbeit angehalten werden und habe mit großem Interesse einem anderthalbstündigen Gottesdienst beigewohnt, bei welchem mir besonders die gespannte Aufmerksamkeit der Zöglinge angenehm auffiel und der schöne durch herrliche Orgeltöne begleitete Gesang in dem vokalreichen, der lateinischen Sprache an Kraft und Volltönigkeit nahe kommenden Kisuaheli mich wahrhaft erbaute. Ich

habe nun die Empfindung, daß das gesammte sittliche Niveau der Wabondei durch das jahrzehntelange Wirken dieser Mission entschieden gehoben worden ist. Eine direkter Beweis für ihren segensreichen Einfluß ist mir aber dadurch geworden, daß ich einige junge Wabondei, die in der Mission erzogen waren, in meinen Diensten gehabt habe und mit ihnen ausnehmend gut zufrieden gewesen bin. Es waren durchaus fleißige und bescheidene Menschen und einer von ihnen wurde mir sogar durch seine Gewandtheit, sein aufgewecktes Wesen, seine Unverdroffenheit bei allen nur möglichen Diensten, sein erstaunliches Verständniß für meine Wünsche, die er oft schon erfüllte, ehe ich sie nur ausgesprochen, und insbesondere seine treue Anhänglichkeit ganz besonders lieb und werth. Diese Thatfachen allein beweisen, daß auch die Methode der Erziehung durch rein geistige Arbeit gute Resultate liefern kann. In jedem Falle aber ist es falsch, wenn man die eine oder die andere Methode als zum Wesen des protestantischen oder katholischen Missionswesens gehörig ansieht, da auch in protestantischen Missionen vielfach die Zöglinge zu praktischen Arbeiten angehalten worden sind, und wenn man unter Hinweis auf diese verschiedenen Prinzipien der einen der beiden Konfessionen eine höhere Fähigkeit, Heiden zum Christenthum zu bekehren, anzusprechen will.

Eine solche Unterscheidung ließe sich höchstens durch eine Prüfung der beiderseitigen Lehrsätze und kirchlichen Gebräuche darauf hin vornehmen, inwieweit diese geeignet sind, unzivilisirte Völker für das Christenthum zu gewinnen. In Wirklichkeit aber glaube ich, daß die Gegensätze, welche die beiden christlichen Konfessionen scheidet, in der Heidenlehre nur wenig sich geltend machen werden; hier wird es viel weniger auf die genaue Wiedergabe des Sinns der einzelnen Glaubenssätze, sondern darauf ankommen, inwieweit der Missionar, gehöre er nun der katholischen oder der evangelischen Konfession an, es versteht wird, die christlichen Lehren, die in ihrem ganzen Umfange der in abstraktem Denken ungeschulte Neger doch sicherlich niemals völlig begreifen kann, dem Fassungsvermögen seiner Zöglinge zugänglich zu machen. Wenn es daher auch sicherlich durchaus angemessen ist, den Erben einer vieltausendjährigen Kultur und Gedankenarbeit, auch wenn sie noch im kindlichen Alter stehen, die christliche Religion in ihrer ganzen Tiefe vorzuführen und darum, da eine solche Unterweisung nur auf dem Boden der konfessionellen Verschiedenheit geschehen kann, auch die Hervorhebung der Konfessionalität der Volksschule im Interesse der Verbreitung und Vertiefung der Religiosität im Volke sehr zu wünschen ist, so würden doch wohl die Missionare in unseren Schutzgebieten sicherlich am besten thun, wollten sie die konfessionellen Gegensätze dort niemals hervorheben, ja, wenn möglich, ganz verschwinden lassen. Zu welch schlimmen Folgen das gegentheilige Verhalten führen kann, zeigen die beklagenswerthen Bürgerkriege, die unter den Anhängern beider Konfessionen im Uganda am Viktoria Nyanza ausgebrochen sind. So seltsam es daher auch den Ohren strenger Orthodoxen in beiden Konfessionen klingen mag, im Interesse des inneren Friedens in unseren Schutzgebieten sowohl, wie auch im Interesse einer leichteren Verbreitung des Christenthums überhaupt daselbst, würde es entschieden von ungeheurem Vortheil sein, wollten sich maßgebende Persönlichkeiten

beider Missionen über gewisse Grundsätze einigen, die bei der Christenlehre der Heiden zu befolgen wären. Sicherlich würde es ja den Vertretern beider Missionen viel Selbstüberwindung kosten, den ersten Schritt in dieser Angelegenheit zu thun, da Jeder, der ihn wagt, sich bei seinen Glaubensgenossen in den Verdacht zu setzen fürchten müßte, einen Theil seines Glaubens opfern zu wollen.

Möge daher eine unparteiische Instanz, wie der Staat oder die Deutsche Kolonialgesellschaft, es versuchen, diesen ersten Schritt zu erleichtern, indem sie eine Preisaufgabe etwa folgenden Wortlauts aufstellt: Inwieweit erscheint es mit den Grundsätzen der beiden christlichen Konfessionen vereinbar, die Verschiedenheiten in den Lehrensätzen derselben bei der ersten Unterweisung der Heiden in der christlichen Lehre nicht hervortreten zu lassen? Es müßten zwei Preise ausgesetzt werden, einer für eine Bearbeitung durch einen protestantischen, der andere für eine solche durch einen katholischen Theologen. Die an diese Schriften sich sicherlich anschließende literarische Fehde würde wohl schon genügend zeigen, ob und inwieweit eine Einigung zu erzielen sein würde.

Schlusswort.

Den richtigen Mittelweg zu finden zwischen optimistischer Phantasterei und pessimistischem Quietismus, das scheint mir als oberster kolonisationstechnischer Grundsatz, freie Bewegung, Förderung und Schutz den Europäern, wohlwollender Zwang gegenüber den Eingeborenen, das scheint mir als der leitende kolonialpolitische Grundsatz gelten zu müssen.

Während im Anfang unserer kolonialen Thätigkeit die jugendliche Begeisterung, die ja in diesen denkwürdigen Zeiten der geistigen Erhebung unseres Volkes oft selbst die ältesten Männer ergriffen hatte, uns zu allzu optimistischen Hoffnungen und vielfach auch zu vorschneller, überstürzter Thätigkeit hingerissen hat, ist gegenwärtig ein Stadium unserer kolonialen Entwicklung eingetreten, in welchem nicht der Zügel, sondern der Sporn kräftig angewendet werden muß. Anfängliche Mißerfolge haben die in der Sache darinstehenden Unternehmer, zum Theil wenigstens, stutzig, das noch unbetheiligte Kapital zaghaft gemacht. Und da kommt denn auch sogleich der deutsche Schlafmützenträger, der niemals fern bleibt, wenn es gilt Wein mit Wasser tüchtig zu mischen, und erhebt mit seiner nüchternen Verständigkeit aus seinem kritischen Ofenwinkel hervor seinen warnenden Zeigefinger. Beschränken sollte man sich, denn „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“. Beschränken sollte man sich auf den Handel, schreit der Eine, beschränken auf den Handel an der Küste, ergänzt der Zweite, beschränken sollte man sich wenigstens, giebt der Dritte zu, wenn man nun schon durchaus das Kontor verlassen will, auf Förderung der Produktion der Eingeborenen, zum mindesten flüht der ganz kuragirte Vierte hinzu, sollte man sich, wenn nun durchaus ein bißchen Plantagenbau mit unterlaufen soll, auf den Anbau der im Lande einheimischen Gewächse beschränken. Und so schreit denn der Chor der „Nüchternen“ um die Wette nach Beschränkungen, und der vorsichtige deutsche Kapitalist, sympathisch angebedert von so

viel „praktischem“ Sinn, nicht lächelnd seinen Beifall dazu, daß die Troddel ihm vor Freude auf und nieder wackelt und behaglich auf seine wohlgefüllten Taschen klopfend, denkt er sich: Was sind doch unsere Kolonialschwärmer für verständige Leute geworden!

Hoffen wir, daß unternehmende deutsche Kapitalisten zwischen diesen beiden Extremen, von denen das jetzt zur Herrschaft gelangte für die Allgemeinheit ungleich schädlicher ist, als das frühere, den richtigen Mittelweg allmählich finden werden.

In der Kolonialpolitik ist der von mir befürwortete Grundsatz weit entfernt davon, sich allgemeiner Anerkennung zu erfreuen. Der arabische Aufstand in Ostafrika hatte vielmehr allmählich zu der Ansicht geführt, daß die einheimischen Unterthanen, Araber und Inder sowohl wie Neger mit möglichster Schonung behandelt werden müssen, daß man sie zu keinerlei Leistungen irgend welcher Art zwingen dürfe, und man — insbesondere von allen nicht der Schutztruppe angehörigen Deutschen — eine bis ins äußerste rücksichtsvolle Behandlung der Eingeborenen verlangen müsse. Dieses Programm wurde mit besonderer Schärfe ins Werk gesetzt, nachdem Herr Major v. Wiszmann nach der ruhmreichen Unterwerfung des Aufstandes, für welche das deutsche Volk ihm ewigen Dank schulden wird, die Kolonie verlassen und die Verwaltung des Reichskommissariats Herrn Dr. Schmidt übergeben hatte. Ihm wird ein Satz in den Mund gelegt, der, wenn er auch vielleicht nicht so gesprochen worden ist, doch jedenfalls ein wahrhaft klassischer Ausdruck der oben gekennzeichneten Anschauung ist. Er lautet: Die Schutztruppe ist nicht zum Schutze der Deutschen, sondern zum Schutze der Eingeborenen gegen die Deutschen da.

Glücklicherweise ist der jetzige Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Freiherr von Soden, durchaus nicht geneigt, diesen extremen Grundsätzen zu huldigen. Seine bis jetzt getroffenen Maßregeln zeigen aufs Deutlichste, daß er gewillt ist, von der Machtstellung, die wir in unserer Kolonie errungen haben, nun auch zu unseren Gunsten Gebrauch zu machen und mit starker Hand die Interessen der Deutschen auch gegen die entgegenstehenden Interessen der Araber, Inder und Neger wahrzunehmen. Wir können unserer Kolonie daher nur Glück wünschen, daß sie einem Mann unterstellt ist, der mit einem so hervorragenden Verwaltungstalent so kraftvolle, für eine freudige Entwicklung der Kolonie in nationaler und wirthschaftlicher Hinsicht so günstige Gesinnungen verbindet. Ich bin daher auch gar nicht im Zweifel, daß, falls der Gouverneur zu der Ueberzeugung gelangen sollte, daß gewisse mit einem Zwang gegenüber den Negern verbundene Maßregeln für die Entwicklung der Kolonie nothwendig oder nützlich sind, er sich von der Ergreifung dieser Maßregeln weder durch das „Gutachten“ des Generalvertreters der D. D. A. G. in Afrika, der als Kaufmann jeden Gedanken an irgend einen Zwang mit einer gewissen nervösen Abscheu zurückweist, noch durch das Geschrei politischer Doktrinäre zurückschrecken lassen wird, die nicht einsehen können, daß Freiheitsbeschränkungen, die für ein hochkultivirtes Volk schädlich wirken würden, in einem Junglande nach allen Seiten hin den größten Nutzen stiften können.

Dieses durch keinerlei Anfeindungen heirrte Streben des Gouverneurs für das Wohl der seiner Obhut anvertrauten Kolonien zu sorgen, möge es einen Jeden in dem Thätigkeitskreise beseelen, in welchem für die Entwicklung der Kolonie zu wirken er berufen ist. Denn selbst die besten Maßregeln und der redlichste Wille der leitenden Persönlichkeit ist machtlos in den Kolonien, wenn die ausführenden Organe ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind. Die Hingabe an die Sache, das ideale Streben, all seine Kraft einzusetzen, um dem Interesse der Kolonie zu dienen, der Ehrgeiz, auch über die strikte Pflichterfüllung hinaus irgend etwas Nützliches zu schaffen, kurz der Idealismus der Gesinnung, der allein im Stande ist, bedeutende praktische Erfolge zu erzielen, falls er nur seine idealen Ziele mit realen Mitteln verfolgt, er muß die oberste Richtschnur für das Verhalten aller in der Kolonie lebenden Deutschen sein. Suchen wir das, was uns bis jetzt noch an kolonialen Fachkenntnissen abgeht, zu ersetzen durch dieses eifrige Streben, unter allen Umständen etwas Tüchtiges zu leisten, und die Kenntnisse und Erfahrungen, die zu einer gedeihlichen kolonialen Thätigkeit nothwendig sind, werden sich dann um so schneller einfinden. Unsere Vorfäter, die auf den stolzen Schiffen der Hanse den deutschen Namen weit über alle Länder trugen, sie hatten zum Wahlspruch das hochgemuthe Wort gewählt: „navigare necesse est, vivere non“. Mögen Alle, die berufen sind, in Deutsch- Uebersee, Jeder für seinen Theil, mitzuwirken an der Größe und Wohlfahrt des Vaterlandes diesen Spruch in erweiterter Gestalt sich aneignen, ihnen Allen möge als Richtwort für ihre gesammte Thätigkeit das Wort voranleuchten: Streben muß man, leben nicht.

Von demselben Verfasser sind folgende Schriften erschienen:

Die orthographische Frage.

Eine sprachwissenschaftliche Studie. Berlin 1880 bei H. S. Hermann.

Zwangsrechte.

Ein Beitrag zur Systematisirung der Rechte.
Berlin 1882 bei Puttkamer & Mühlbrecht.

**Die Theorien über die juristische Natur des
Urheberrechts.**

Eine kritische Studie. Berlin 1882 bei Puttkamer & Mühlbrecht.

Die Lage der Hansweber im Weilerthal.

Straßburg i. E. 1886 bei Karl J. Trübner.

Brasilianische Wirthschaftsbilder.

Erlebnisse und Forschungen. Berlin 1889 bei Bergonne & Cie.

Für Kaiser und Reich.

Flugschrift zu den Kaiserlichen Erlassen vom 4. Februar 1890.
Breslau 1890 bei H. Scholz.

Die Hachseugängerei.

Auf Grund persönlicher Ermittlungen und statistischer Erhebungen
dargestellt. Berlin 1890 bei Paul Parey.



Beurtheilungen der „Brasilianischen Wirthschaftsbilder“.

Was der Afrikareisende für die Völkerkunde jenes Erdtheils zu leisten pflegt, das leistet der Verfasser für die Wirthschaftskunde desjenigen Theils von Brasilien, auf welchen die Aufmerksamkeit der deutschen Leser vorzugsweise gerichtet ist. — Die Erzählung der harten Arbeit als Ansiedler ist von einer merkwürdigen Frische, man bleibt in der lebhaftesten Spannung und nimmt, wie bei einem Roman den herzlichsten Antheil an den freudigen und schmerzlichen Ereignissen. Mehr Lokalfarbe in der Schilderung ist gar nicht denkbar. Alles ist bis zur Greifbarkeit anschaulich und das ganze Werk wimmelt förmlich von vorzüglichen Beobachtungen über Natur und Menschheit. — Die Darstellung der Verhältnisse in der Provinz São Paulo nimmt einen ganz andern Ton an. Es kommt zur Geltung, daß der Verfasser als Jurist ein feines Verständniß für Verfassungsformen im Gebiete der Industrie hat. Im Ganzen liest sich das Buch sehr leicht, und während es im ersten Theil die Anschauung des Lesers in angenehmster Weise bereichert, regt es im zweiten Theil zum ernstesten Nachdenken an. Es ist zugleich durchaus originell, in den wichtigsten Punkten von den hergebrachten Meinungen abweichend, frei von aller Schwärmerei, ganz und gar nicht akademisch, aber durch und durch lehrreich.

(Prof. Knapp in Schmollers Jahrbuch.)

Dieses Buch hat einen großen Vorzug vor allen andern bis jetzt erschienenen Arbeiten über Brasilien dadurch, daß es das Leben und die Mühsale eines Urwaldkolonisten von Beginn der Ansiedelung an schildert. Die meisten Ansiedler haben weder Zeit noch die nöthige Bildung um die Kolonisation von Anfang an in allen ihren mannigfachen Beziehungen schildern zu können; der Verfasser aber, welcher wirthschaftliche Fragen stets mit wissenschaftlicher Gründlichkeit behandelt hat, hat auch seine Art der detaillirten Behandlung national-ökonomischer Fragen auf die Beschreibung der Urwaldkolonisation übertragen und mit besonderem Erfolge. Durch gründliche Studien vorbereitet, gewann er in überraschend kurzer Zeit einen Ueberblick über die Wirthschaftsmethode der Ansiedler, die Thätigkeit des Hamburger Kolonisationsvereins von 1849, welche er vielfach kritisiert, und war auch in der Lage, seinerseits Rathschläge zur Abstellung jener Hindernisse, welche ein Aufblühen der Kolonie in der letzten Zeit verhindert haben, zu machen. Ein anderer Theil beschäftigt sich mit den Kolonien São Bento Blumenau, Brusque, der Provinz Parana, und ganz besonders mit der Provinz São Paulo, welche der Verfasser durch mehrmonatliche Reisen kennen gelernt hat. Er weist in seinem Buche nach, daß die Abneigung gegen die Provinz, welche den deutsch-brasilianischen Kolonisationsbestrebungen so gewaltigen Schaden zugefügt hat, heute nicht mehr bestehen solle, daß unter den ganz veränderten Bedingungen der Jetztzeit eine deutsche Kolonisation der reichen Provinz von Erfolg begleitet sein müßte.

(Deutsche Kolonialzeitung.)

Dieses umfangreiche Werk von mehr als 500 Seiten verdient eingehendste Beachtung, denn es ist von einem vorurtheilsfreien, wahrheitsliebenden und gebildeten Manne verfaßt, der nach eigener gründlicher Beobachtung im südlichen Brasilien einer wichtigen deutschnationalen Frage zu klarer Erledigung verhelfen will: Der Frage nach dem Werth oder Unwerth deutscher Auswanderung nach demjenigen Theile der großen Republik Brasilien, welcher nicht durch tropisches Klima die Gesundheit des deutschen Ansiedlers gefährdet. — Den Schluß des Ganzen bildet eine besonders willkommen zu heißende, mehr als ein Drittel des Werkes füllende Darlegung über die Provinz São Paulo, auf deren wirthschaftliche Erforschung der Verfasser volle vier Monate verwenden konnte. Gerade diese Südprominz war wider Gebühr verlästert als schon „tropisches Land“, weil sie in der That vom Wendekreis durchzogen wird. Der Verfasser zeigt aber, wie der ganz überwiegend, in beträchtlicher Seehöhe gelegene Landraum von São Paulo sich eines herrlichen, gesunden Klimas erfreut, und entwirft ein getreues, abermals durchaus nicht optimistisches Bild vom Fortschritt des dortigen Landbaues, Gewerbes und Handels.

(Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung.)

Der Verfasser hat sich in Brasilien selbst als Kolonist versucht und schildert seine dortigen Erfahrungen so gewandt und packend, daß man sich einen durchaus klaren Einblick in jene exotischen Verhältnisse verschaffen kann. In frischer lebhafter Darstellung läßt er die einzelnen Phasen in dem abwechselungsreichen und anstrengenden tropischen Farmerleben an unseren Augen vorüberziehen. Nur Selbsterlebtes theilt der Autor mit, vom Ausroden des Urwaldes angefangen bis zum Erbauen des

Blochhauses. Er hat einen scharfen Blick für die gesammten Kulturverhältnisse des Landes und berücksichtigt neben Ackerbau, Viehzucht, Handwerk auch das häusliche und geistige Leben des Halbkulturvolks, in dessen Mitte er die eigene Scholle bebaut hat. Außerdem ertheilt er Rathschläge über Lebensweise, Kleidung, das Verhalten bei klimatischen und faunistischen Plagen, die in Brasilien bekanntlich nicht selten sind, über die Behandlung der Arbeiter, den Verkehr mit den Eingeborenen u. s. w. Jedenfalls ist das Werk für weitere Kreise in kulturgeschichtlicher Beziehung von großem Interesse, für deutsche Auswanderer aber, welche unter dem Sternbanner der jüngsten Republik sich ein neues Heim gründen wollen, ganz unentbehrlich.

(Deutsches Tageblatt.)

Das umfangreiche Werk enthält eine erstaunliche Menge wirtschaftlich interessanter Mittheilungen aus Brasilien, also einem Lande, das gegenwärtig auch in politischer Beziehung in Folge der Vertreibung des Kaisers Dom Pedro das Tagesinteresse beansprucht. Was Dr. Kaerger hier bietet, das sind die Erlebnisse und Forschungen eines Reisenden, dessen Auge für wirtschaftliche Vorgänge und Verhältnisse besonders geschärft ist, so daß wir seinen Ausführungen Vertrauen schenken dürfen. Das vorliegende Werk, ein Produkt vieler mühevoller Arbeiten und Studien, ist somit auch im hohen Grade geeignet, Auswanderern nach Brasilien mit werthvollem Rathe an die Hand zu gehen, wie es andererseits Jedermann von Nutzen ist, der sich über die wirtschaftlichen Verhältnisse der neugeschaffenen Republik im Süden Amerikas interessirt.

(Leipziger Tageblatt.)

Das Werk trifft insoweit das richtigste und glücklichste Mittel nach beiden Seiten hin, als es weder für die Auswanderung plaidirt, noch dagegen spricht, sondern einfach jenen, die nun einmal zum Auswandern um jeden Preis entschlossen sind, in ehrlicher und ungeschminnter Weise sagt, was sie in den für die Auswanderung zunächst in Betracht kommenden brasilianischen Südprowinzen zu erwarten haben. — Der Auswanderung nach Brasilien ist also Alles in Allem genommen auch in diesem Buche nicht das Wort geredet. Wer sich aber trotzdem an dem einmal vorgefaßten Plan nicht abbringen läßt, der lege sich vor dem Verlassen des heimathlichen Bodens diese „Brasilianische Wirtschaftsbilder“ bei, er wird manchen Freundesrath darinnen finden, zu einer Zeit, da jeglicher andere Freundeswille längst außer Stande gesetzt ist, ihm zu helfen.

(Hamburger Nachrichten.)

Unter diese wirklich unheimlich geistige Oede der deutschen Literatur über Brasilien tritt Herr Dr. Karl Kaerger mit seinen „Brasilianischen Wirtschaftsbildern“ wie ein Meteor, vor dessen Lichtstrahlen alles andere schwindet. — Der Werth dieses Buches ist nach zwei Richtungen hin ein ganz eminenten. Alles was der Verfasser erzählt und schildert, stützt sich auf eigene, an Ort und Stelle gemachte Beobachtungen und dabei hält der Verfasser sich so streng an die Wahrheit, daß er rücksichtslos und ohne Ansehen der Personen die Dinge so schildert, wie sie liegen. — Kaergers Buch ist ungemein frisch und anregend geschrieben. Es fesselt die ganze Aufmerksamkeit des Lesers, verlangt stellenweise ein sorgfältiges Stadium und gewährt auch in vielerlei Beziehungen einen angenehmen geistigen Genuß, denn Kaerger weiß die Feder meisterlich zu handhaben und seine Schilderungen über sein Kolonistenleben im Urwald sind wahre Kabinetstücke. Unter den Kreisen der berufsmäßigen deutschen Brasilschriftsteller wird es zwar Schrecken und Entsetzen hervorrufen, weil es so ziemlich alles als unwahr hinstellt, was bisher über Dona Franziska in Broschüren gesagt worden ist, aber das erhöht nur seinen Werth, denn nur mit der nackten Wahrheit ist uns gedient.

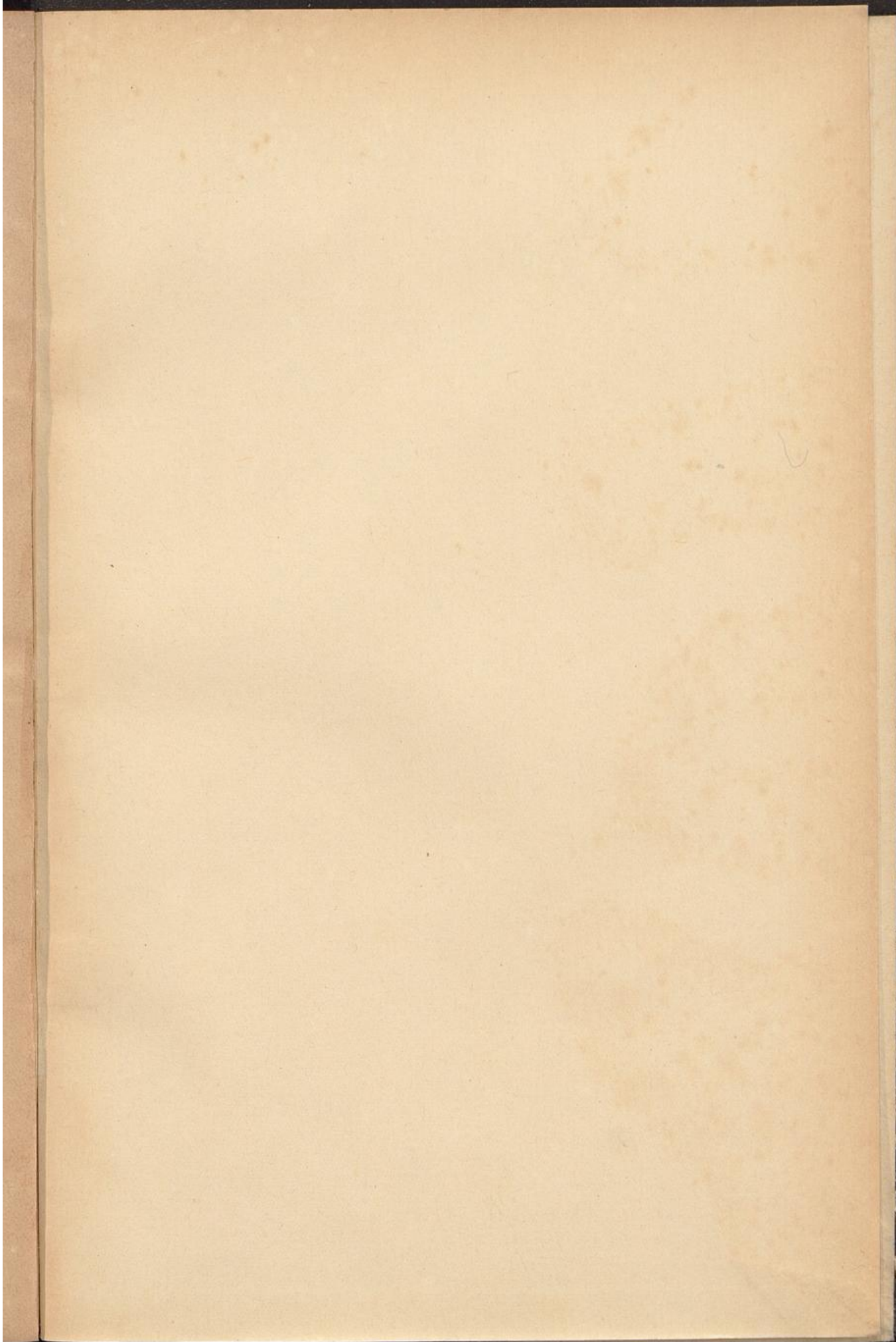
(Reform, deutsche Zeitung in Joinville, Kolonie Dona Franziska in Brasilien.)

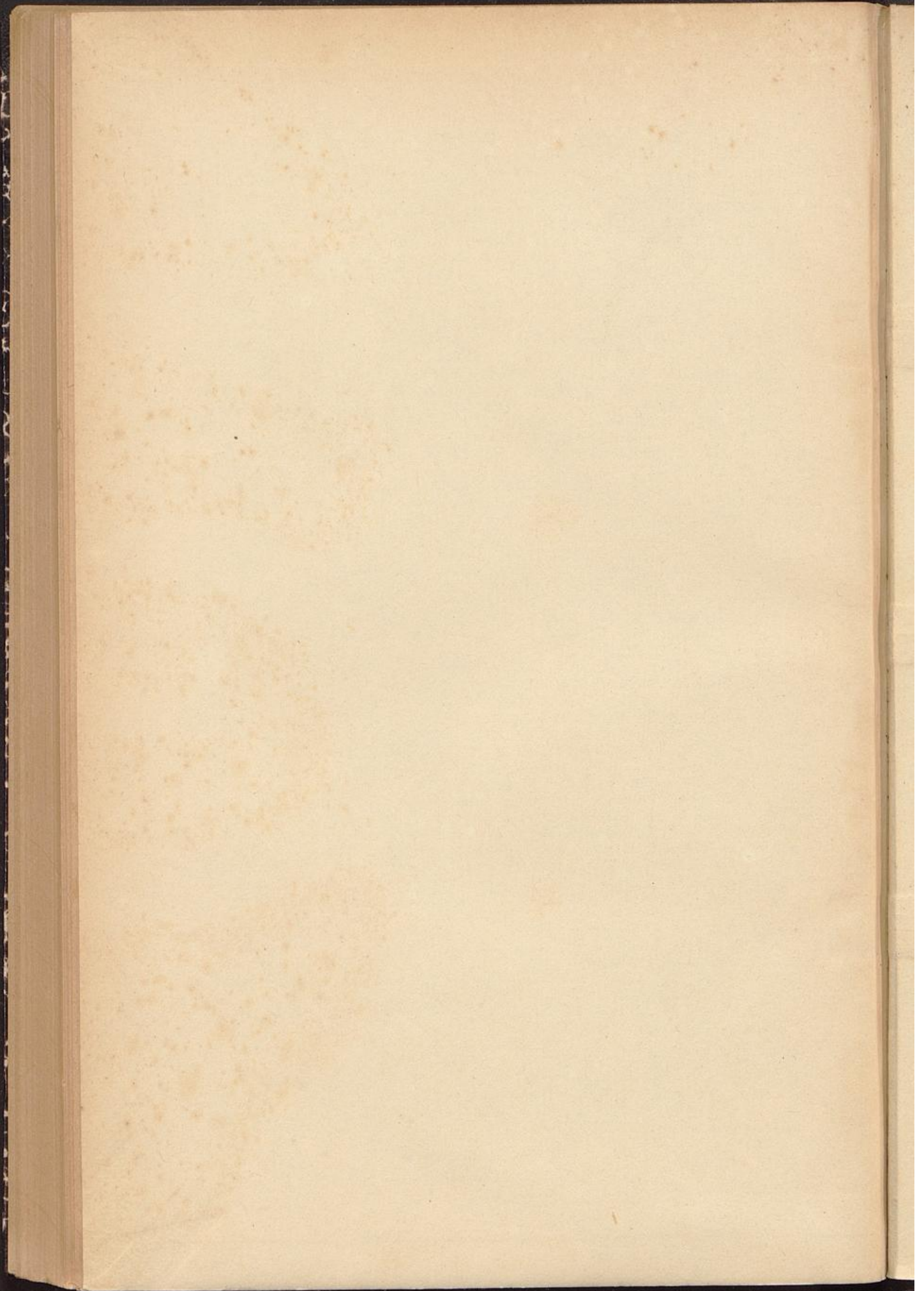
Sein Buch ist im Uebrigen auch für Jeden, der in solche Gegenden wie Brasilien oder Paraguay auswandern will, von höchstem Werth. Insbesondere über den Anbau der verschiedensten Kulturpflanzen, den möglichen Viehzuchtsbetrieb, die Arbeits- und Verwaltungsverhältnisse, das Klima, die Beschwerlichkeiten des Lebens und die Gesundheitsverhältnisse Brasiliens giebt es die genaueste Auskunft.

(Schlesische Zeitung.)

Die Zustände der Provinz São Paulo sind auf Grund eigener Anschauung, sicherer Erkundigungen und offizieller Aktenstücke sehr anschaulich dargestellt. Ueberhaupt hat der Verfasser eine reiche Fülle von naturhistorischem, statistischem und anderem interessanten Material veröffentlicht, welches zur Vervollständigung und theilweisen Berichtigung des bekannten Werkes von Semler dienen kann.

(Hamburgischer Korrespondent.)





HELMUT FOCKEN
Buchbinderei
Bremen
Buchtstrasse 62

